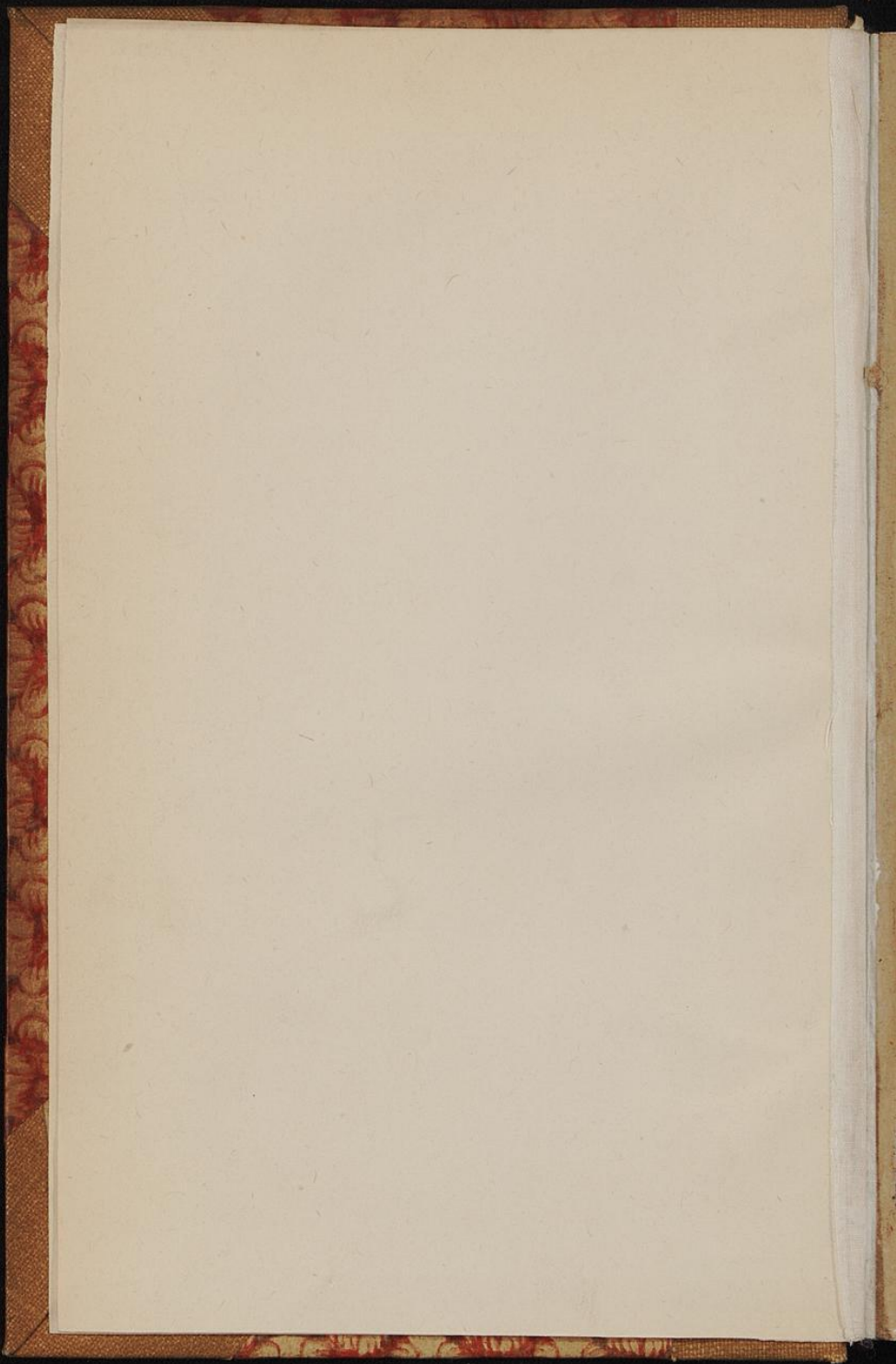


PAUL ADAM NACHFOLGER
KARL LION
KUNSTBUCHBINDEREI
DÜSSELDORF





285
Belehrungen

aus der

biblischen Geschichte Josephs,

Reichsverwesers von Aegypten.

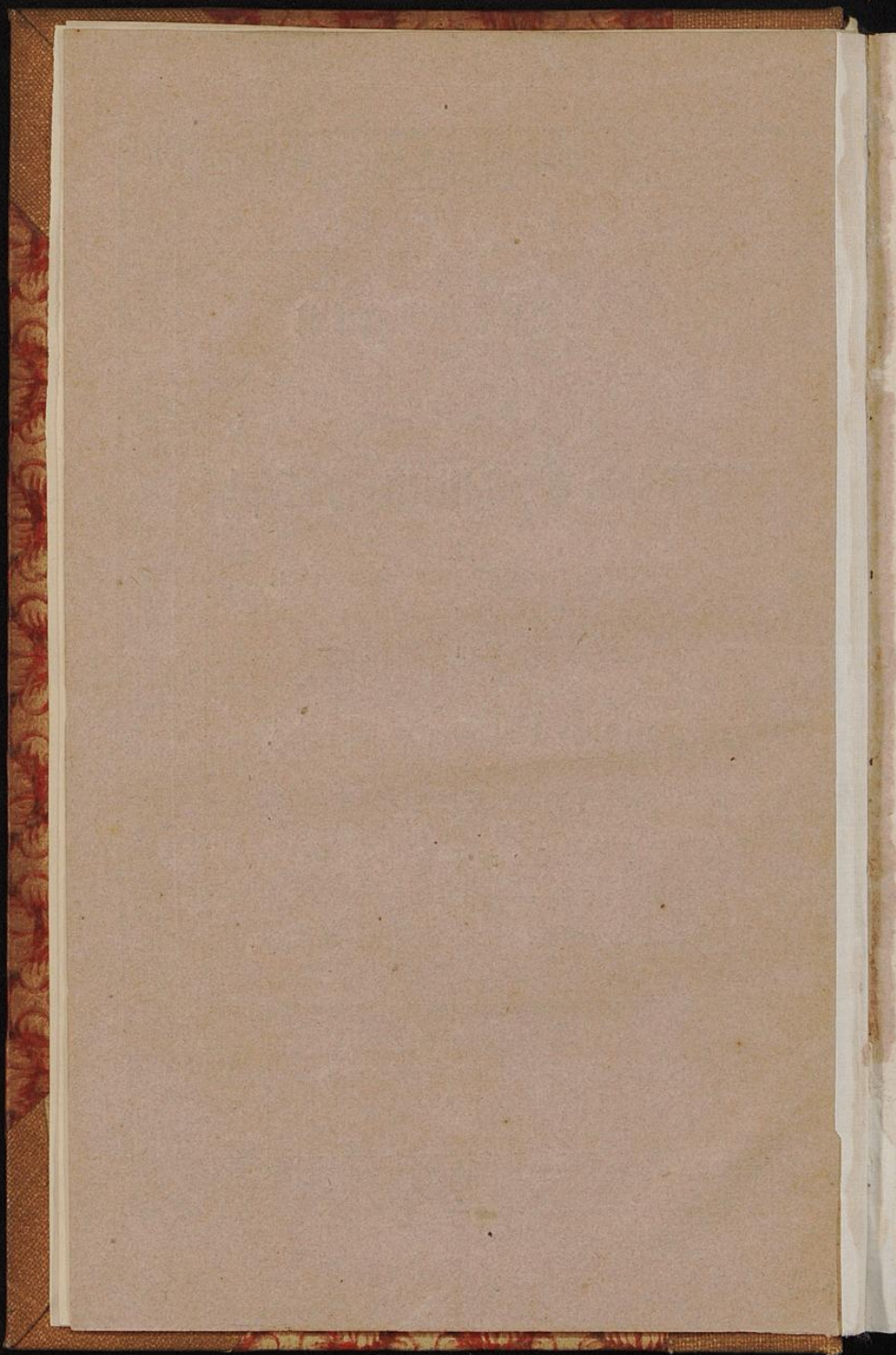
Von

Johann Wilhelm Reche.

Erster Theil.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

N a c h e n ,
bei P. Roschütz & Comp.
1 8 5 4.



Belehrungen

aus der

biblischen Geschichte Josephs,

Reichsverwesers von Aegypten,

in

einer Reihe öffentlicher Religionsvorträge.

Von

Johann Wilhelm Reche,

Doctor der Philosophie und Theologie, der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt und einiger andern gelehrten Gesellschaften Mitgliedes; vormals großherzogl. bergischem, dann königl. preussischem Consistorialrathe und Schulpfleger und Pfarrer der evangelischen Andreasmairie in Mülheim am Rhein; jetzt privatirend (zu Lüttdorf) im Schnepfenhofe bei Wesseling zwischen Köln und Bonn.

Herausgegeben

von

Corn. Joh. Jak. Bellerer,

königl. preussischem Consistorial- und Schulrathe, und evangelischem Pfarrer in Aachen; Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse.

Erster Theil.

Zweite vermehrte Auflage.

Aachen 1834,

im Verlage der Buch-, Kunst- und Musikalien-Handlung
von P. Roschitz & Comp.



Es fällt ein Stachtpflan in unsre stillste Frier,
Und jagt ein Wolkenbeer herauf;
Doch eben dieser Sturm zerreißt den Wolkenschleier,
Und heitre Stellen gehn am düstern Himmel auf.

Liedge's Urania.

V o r r e d e

z u r e r s t e n A u f l a g e .

Mit einer kurzen Darstellung des Werths historischer Religionsvorträge und der zweckmäßigsten Behandlungsart derselben sollte diese Vorrede beginnen; allein mehr zur Theorie der Homiletik gehörig, als passend am Eingange einer durchaus praktischen Schrift für eine vermischte Leserklassse, möge sie hier abgewiesen, und einem andern Werke vorbehalten werden. Nur unbe- merkt darf es nicht bleiben, daß die nach-

IV

stehenden Belehrungen aus der Geschichte Josephs, mit einigen formellen Zusätzen und Abänderungen öffentlich vorgetragen in einer Reihe von christlichen Versammlungsstunden, die Ueberzeugung von der tiefer wirkenden Kraft solcher Vorträge in hohem Grade verstärkten, und sogleich unter den sämtlichen, sowohl mehr als weniger gebildeten, Zuhörern den Wunsch aufregten, daß sie auch möchten gelesen werden können. Diesem Wunsche wird nun Genüge geleistet, in der Voraussetzung, daß doch vielleicht auch noch Andere ihn geäußert haben würden. *)

Sehr erklärbar ist allerdings das ausgezeichnete Interesse an jener Geschichte.

*) Die Ausführlichkeit der mehresten dieser Vorträge hat ihren Grund darin, weil fast alle aus zweien (für den Vor- und Nachmittagsgottesdienst) zusammengelassen sind.

Voltaire selbst nannte sie die anziehendste, die sich aus der Urwelt erhalten habe, anziehender noch, als Homers Odyssee; denn ein Held, welcher verzeihet, sey doch immer herzrührender, als ein anderer, der sich rächet. Sie hat sogar einen romantischen Anstrich, ohne jedoch auch nur die mindeste Erdichtung ahnen zu lassen. Man findet in ihr gleichsam einen Knoten, welcher geschürzt, dann enger zusammen gezogen, und endlich wieder aufgelöst wird. Auch ist ihr etwas Wunderbares beigemischt, das aber aus der Wiege der Cultur hervorgehet, und dessen höhere Tendenz den Glauben ohne Zwang gewinnt. Alles entwickelt sich auf eine natürliche Weise, und alles stehet zuletzt vor unsern Augen, ein redendes Denkmal der göttlichen Vorsehung. Dazu kommt der Reiz, den ihr die Alterthümlichkeit verleihet, der Zauber, womit sie aus der frühesten Hirtenwelt

VI

und in die erste Periode der Staatenbildung versetzt, der orientalische Geist, den sie athmet, und der die Einbildungskraft so leicht in Anspruch nimmt, und endlich ihre hohe Simplicität in der Andeutung menschlicher Gefühle und Leidenschaften und in der Zusammenfügung alles Einzelnen zu einem Ganzen. Kein Zug ist hier gehalten und müßig; jeder ist ausgehoben aus den Tiefen der Natur und der Vorzeit, jeder bereichert ein schönes Gemälde, aufgestellt, um lebhaft zu veranschaulichen die Würde der Tugend und die Vergeltungen der allesleitenden Gottheit.

Den unbefangenen Forscher wird es bei dem allen befremden, daß Josephs unverkennbare Größe nach dem Engländer Morgan auch von einigen neuern Schriftstellern noch so muthwillig angefochten werden

fonnte. *) Sie rissen, wie der *Advocatus diaboli* bei der Kanonisation der Heiligen, nur besondere Thatfachen aus dem Zusammenhange seines Lebens, um insbesondere der Eitelkeit ihn zu zeihen, und ihn darzustellen als den ersten despotisirenden Höfling, dessen die Geschichte der Menschheit erwähnet. Allein man darf nur seine gesammte Lage berücksichtigen, und dann nur erwägen, was, mit so trugloser Einfachheit erzählt, seinen Verstand und seine Herzensgüte, oder den Geist Gottes, der in ihm war, so laut verkündet, und man

*) S. z. B. die übrigen noch ungedruckten Werke der Wolfenbüttel'schen Fragmentisten. Ein Nachlaß von G. E. Lessing. 1787. S. 35. ff. und den — Geist des Judenthums. (Angeblich Cairo — ohne Anzeige des Druckjahrs). S. 49. f. — Morgans bittere Bemerkungen (vorgelesen in seinem *sacerdotism display'd* — London. 1742. 8.) fanden ihre Widerlegung z. B. in der Vorrede zum vierten Theile der allgemeinen Welthistorie, S. 35. ff., so, wie im dritten Theile von J. F. Jacobi's sämtlichen Schriften — Hannover 1784. gr. 8.) und in A. G. Niemeyers Charakteristik der Bibel, Th. II. S. 295. ff.

VIII

trägt gar kein Bedenken, auch das, was zu seinem Nachtheile sich deuten läßt, genauer untersucht entweder zu seinem Ruhme ihm anzurechnen, oder doch wenigstens gern zu entschuldigen. Mit diesem Sinne ist denn auch in nachstehenden Belehrungen alles aufgefaßt worden. Es kann seyn, daß die historische Kritik dabei zuweilen etwas in mildes Licht gesetzt findet, was ihr den Schatten zu verdienen scheint. Aber verkennen wird sie doch nicht das ernste Bestreben, jede Behauptung gehörig zu motiviren, und hin und wieder wird sie vielleicht auch eine wahrscheinliche Vermuthung oder eine glückliche Erklärung einzelner Angaben aus Gründen der höhern Kritik bemerken.

Daß übrigens die Geschichte für den öffentlichen Vortrag eine durchgängig pragmatische Bearbeitung erforderte, versteht sich

von selbst. Und dabei war denn hier die synthetische Methode unstreitig die zweckmäßigste. Weniger Schwierigkeiten zwar hat die Form der Homilie, wo nur der Text den Leitfaden der Ideen darbietet, und wo es keiner logischen Anordnung derselben bedarf. Allein diese ist bei einer ausführlichen Geschichte ermüdend und sie macht auch viele Wiederholungen unvermeidlich. Einem Totaleindrucke förderlicher und zugleich der gewöhnlichen Manier entsprechender war es daher, von dem Texte jedesmal so viel aufzunehmen, als unter einem allgemeinen Gesichtspunkt zu fassen war, und nun die Begebenheiten überall bloß als Belege des Hauptsatzes zu benutzen.

Dem Leser zur Erleichterung mußte auch der Text abgedruckt werden, und dieß war um so nöthiger, da das Ganze für Evan-

X

gelische und Katholische zugleich Brauchbarkeit haben sollte. Indessen wurde es nun aus diesem, so, wie aus einigen andern Gründen, auch rathsam, von der gewöhnlichen Uebersetzung abzuweichen, und eine, wenigstens zum Theil, veränderte aufzustellen.

Möge das Ganze überhaupt als ein Beitrag erscheinen zur Bestätigung der alten Bemerkung, daß die Geschichte eine lebendige Sittenlehre (oder, wie Cicero sagt, eine *magistra vitae*) sei, und insbesondere als ein Commentar zu Herders Worten: „Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen; daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres Glück giebt, als im Rathe derselben zu wirken!“

Der Verfasser.

Vorrede des Herausgebers.

Der erste Theil gegenwärtiger Schrift erschien in einer trüben Zeit des Mangels und der Noth, ohne Namenangabe des Verfassers, und daß sie bisher unvollendet blieb, mußte von denjenigen, die jenen Theil kennen lernten, und Gediegenes zu schätzen wissen, um so mehr bedauert werden, als die anziehendsten und rührendsten Scenen der Geschichte noch nicht in Betrachtung gezogen waren.

XII

Eben das veranlaßte denn auch längst schon von Seiten der Freunde des Verfassers mehrmalige Anfragen und Mahnungen, und er wurde dadurch um so geneigter, seinen anfänglichen Plan auch jetzt noch auszuführen und nicht nur das bisherige, fast in Vergessenheit gesunkene, anonyme Bruchstück in einer neuen Auflage wieder hervorzurufen, sondern auch den zweiten integrirenden Theil ihm hinzuzufügen, und dabei aus der ehemaligen Anonymität hervortreten.

Wenn nun denjenigen, die durch den innern Gehalt des ersten Theils sich angezogen fühlten, schon deßhalb die Vollendung des Werkes willkommen seyn muß, so kann auch die jetzt erfolgte Nennung des Verfassers nur dazu beitragen, auch die Aufmerksamkeit derjenigen, denen diese Schrift selbst bisher noch fremd blieb, die aber

mit den anderweitigen schriftstellerischen Leistungen desselben in mehreren, theils wissenschaftlichen, theils populären Werken pädagogischen, philosophischen und theologischen Inhaltes nicht unbekannt sind, auf dieselbe hinzulenken.

Da der Verfasser, theils durch sein beinahe siebenzigjähriges Alter, theils durch seine jetzige isolirte Lage auf dem Lande veranlaßt, von mir die Besorgung der Herausgabe wünschte, so konnte ich nicht anders, als mit Freude die Hand dazu bieten. Schon das freundliche Verhältniß zu ihm, welches in meinen Candidaten-Jahren (1796—1800) der gemeinschaftliche Wohnort und das abwechselnde Predigen in derselbigen (evangelisch-lutherischen) Kirche, (indem ich für meinen seligen Vater, Pfarrer der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Mülheim am Rhein, vicarirte, und die

XIV

Kirche dieser Gemeinde durch die Kriegsverhältnisse in unbrauchbaren Zustand gerathen war) herbeiführte, — die dankbare Erinnerung an den wohlthätigen Einfluß, den das Hören seiner gediegenen, Geist und Herz ansprechenden Vorträge und sein lehrreicher Umgang auf meine Bildung hatte, so wie an die Aufmunterungen, durch welche er zuerst mich zu kleinen schriftstellerischen Versuchen anregte und ermutigte — und die von jener Zeit an stets unterhaltene freundliche Beziehung zu ihm würden mich haben bestimmen müssen, seinen Wunsch gewissermaßen als Pflichtgebot zu ehren. Dieser Bestimmungsgrund konnte denn aber auch durch die Rücksicht auf den inneren Werth des Werkes selbst und die Wünschenswürdigkeit der Vollendung desselben nur verstärkt werden.

In den treffendsten, scharfen psychologi-

schen Blick befundenden Zügen finden wir darin „menschliche Gefühle und Leidenschaften“ entfaltet. In schöner Entwicklung treten uns hier „die Würde der Tugend und die Vergeltungen der Alles leitenden Vorsehung“ vor Augen. Aufs Zweckmäßigste benützt erscheint hier die Geschichte als „eine lebendige Sittenlehre“ für die mannichfachsten Lebensverhältnisse und als eine Zeuginn des „Waltens einer weisen Güte im Schicksale, in deren Rathe zu wirken die schönste Würde und das dauerhafteste und reinste Glück begründet.“ *) Und so wie wir hier überhaupt auf eine eben so geistreiche, als ungefälschte Weise die Geschichte in bald größeren, bald kleineren Abschnitten unter allgemeine Gesichtspunkte lehrreich zusammengefaßt finden, **)

*) Vgl. die Vorrede des Bfs. S. VI u. X.

**) S. ebenb. S. IX.

XVI

so begegnen wir dabei insbesondere auch einer höchst feinen Auffassungsgabe, die dieselbe aus manchem neuen Gesichtspunkte zu benutzen und nicht selten selbst den kleinsten, sonst leicht übersehbaren Zügen eine belehrende Seite abzugewinnen weiß. Und sey es denn auch, daß in Ansehung einzelner historischer Umstände sich Verschiedenheit der Ansichten behaupten möchte: *) dies kann durchaus das Urtheil nicht beeinträchtigen, daß Ganze trage das unverkennbare Gepräge ächt vernünftiger, rein biblischer und christlicher Erbaulichkeit. Kein unbefangener denkender Verehrer des Christenthums, der darin Erbauung sucht, welcher Confession er auch angehöre, wird es ohne vielfältigen Gewinn an heilsamer Nahrung für Geist und Herz aus den Händen legen und namentlich wird es auch Zu-

*) Vgl. die Vorr. des Bfs. S. VIII.

gendlehrern und Predigern sich in Beziehung auf ihre amtliche Wirksamkeit als vielfältig nutzbar und lehrreich bewähren.

Ja, Erscheinungen der Art und des Geistes verdienen unstreitig in unsern Tagen insbesondere um so mehr die Beachtung und Beförderung jedes denkenden Freundes der Religion, je vielfältiger leider von verschiedenen Seiten her leere, nichts sagende Schönrednerei, hohles Tiradenwesen, luftige, gehaltlose Phantasie-Spielereien, weichliche und weinerliche, den Geist umnebelnde und die Thatkraft lähmende Gefühlsfasereien, Ausmalen und Deuteln vielfacher, zum Theil erotischer Bilder zur Anregung der Phantasie und des Gefühls, starres Haften an dem obsoleten Gebrauche unklarer, aber fromm-tönender Formeln und Redensarten, zelotisches im Tone der Untrüglichkeit und Verfeinerung absprechen-

XVIII

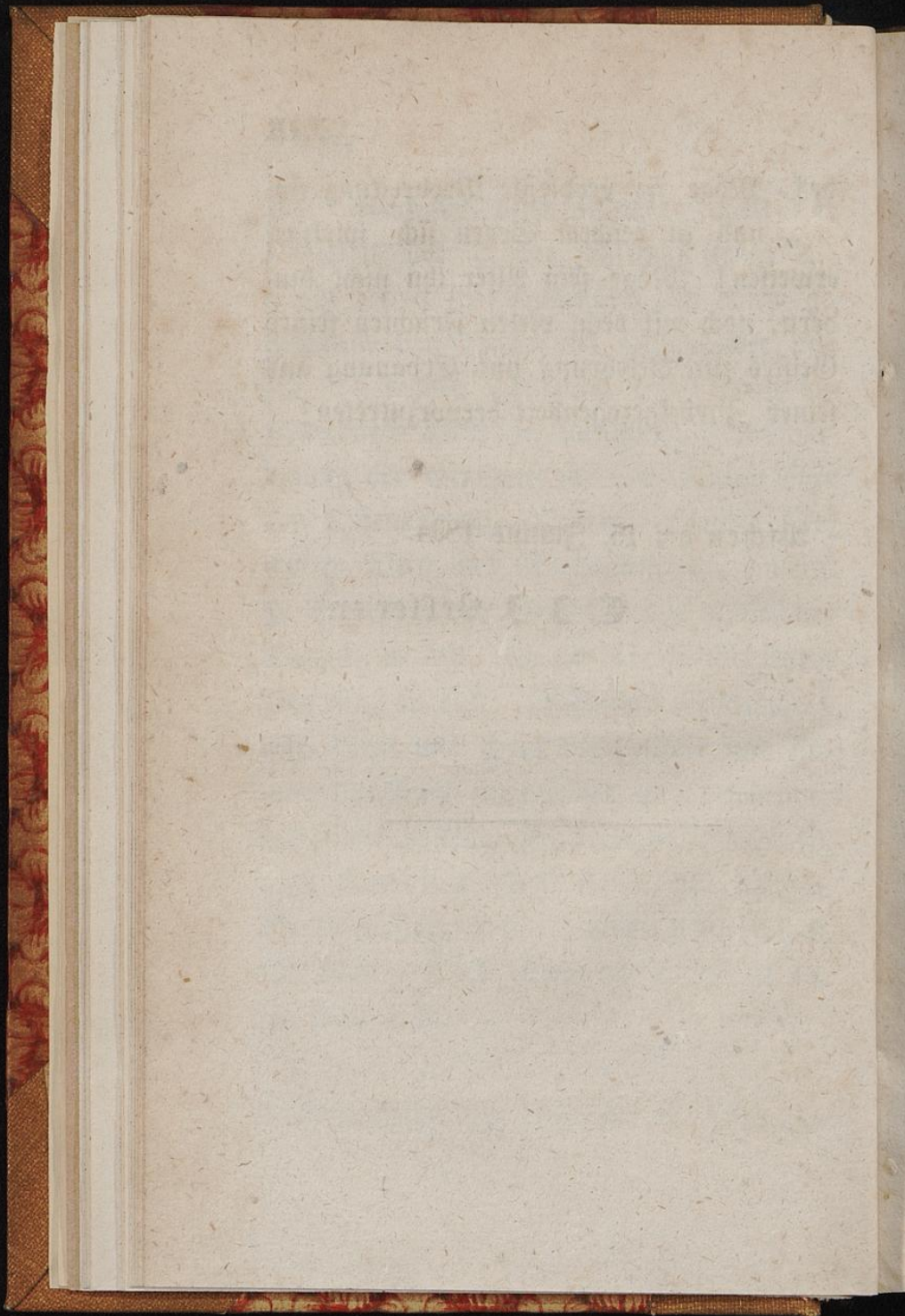
des Behaupten vermeintlicher, Heil und Seligkeit bedingender Alleingültigkeit einzelner speculativ-dogmatischer, in einem geheimnißvollen Hell Dunkel schwebender und für die wahre Heiligung des Lebens unfruchtbarer Lehrsätze, unsinnige Herabwürdigung der Vernunft zur vorgeblichen Ehre der Offenbarung, finstere Brüten über trüben Welt- und Lebensansichten, einseitige Erhebung des Glaubens auf Kosten der Tugend u. dgl. sich an die Stelle klarer Begriffe, wahrer, praktischer Lebensweisheit, Geist und Herz veredelnder und sittliche Thatkraft anregender und belebender Religionsvorstellungen drängen. (Röm. 10, 2. 1 Tim. 1, 4—7. 6, 3—5. 20. Matth. 23, 23 f. Joh. 6, 63. 2 Kor. 3, 6. Joh. 8, 12. Matth. 7, 21. Röm. 12, 1. Jak. 2, 14. 26. Gal. 5, 6.)

Darum Dank dem Verfasser für seine Ga-

be! Möge sie verdiente Verbreitung finden, und in reichem Segen sich wirksam erweisen! Möge sein Alter ihn nicht hindern, noch mit recht vielen Früchten seines Geistes zur Belehrung und Erbauung aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten!

Machen am 15. Junius 1834.

C. J. J. Bessler er.



Inhaltsanzeige

des ersten Theils.

1. Was entsteht daraus, wenn die Liebe der Eltern zu ihren Kindern schlaff oder überspannt ist? . . . Seite 1
2. Ein neidischer Mensch ist ein größerer Sünder, als er zu seyn glaubt. — 14
3. Fremde leisten zwar nicht immer, aber doch oft uns mehr, als unsere nächsten Blutsverwandten . . . — 25
4. Aus jeder Leidenschaft quillt inneres Verderben. . — 43
5. Dem standhaften Jugendfreunde folget der Segen des Herrn — 61
6. Das Verächtlichste und das Ehrwürdigste in der Gesinnung des Menschen. — 76
7. Wie haben wir um anderer Menschen Liebe und Vertrauen uns zu bewerben? , — 94
8. Ueber die Träume. — 107
9. Wie sündlich es sey, derer zu vergessen, die sich um uns verdient gemacht haben. — 129
10. Ueber die pflichtmäßige Hinsicht auf Vergangenheit und Zukunft — 142
11. Ueber das ausgezeichnete Glück, das zuweilen einem Menschen zu Theil wird. — 161

XXII

12. Wie wohlthätig kann ein einzelner Mensch für viele andere werden! Seite 178
13. Ueber die strengen Prüfungen, denen unsere Rechtschaffenheit zuweilen unterworfen wird. — 193
14. Ueber die Macht des Gewissens. — 212
15. Woher der ernste Widerwille der Hebdlichen gegen ungerechtes Gut? — 228
16. Worauf gründet sich die natürliche Unhänglichkeit der Eltern an ihre Kinder? — 246

300

178

178
179
180
181
182
183
184
185
186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200
201
202
203
204
205
206
207
208
209
210
211
212
213
214
215
216
217
218
219
220
221
222
223
224
225
226
227
228
229
230
231
232
233
234
235
236
237
238
239
240
241
242
243
244
245
246
247
248
249
250
251
252
253
254
255
256
257
258
259
260
261
262
263
264
265
266
267
268
269
270
271
272
273
274
275
276
277
278
279
280
281
282
283
284
285
286
287
288
289
290
291
292
293
294
295
296
297
298
299
300

Belehrungen

aus der Geschichte Josephs.

1.

Was entsteht daraus, wenn die Liebe der Eltern zu ihren Kindern schlaff oder überspannt ist?

Einleitung.

Die Geschichte ist eine Lehrerin der Menschheit. Sie macht uns bekannt mit den merkwürdigen Begebenheiten, die in der Welt sich zugetragen haben; sie weist uns hin auf die Ursachen und die Folgen derselben, auf die Weisheit oder Thorheit, auf die Tugenden oder Laster, die dabey offenbar wurden; sie zeigt uns, was Klugheit und Geschicklichkeit, Scharfsinn und Erfindungsgeist, Besonnenheit und Entschlossenheit vermögen, und sie spornet uns dadurch

Reche, Belehrungen I.

1

an, zu ringen nach dem Ruhmwürdigen. Aber sie ist uns auch eine unterhaltende Freundin. Indem wir ihre Berichte vernehmen, wird zugleich unsere Einbildungskraft auf die angenehmste Weise beschäftigt. Wir versetzen uns im Geiste aus unsern wirklichen Verhältnissen heraus, denken uns andere Menschen, andere Sitten, andere Gegenden, andere Schicksale und Ereignisse, und so stellt gleichsam unsern Augen sich ein Schauspiel dar, das im Ganzen genommen, uns immer wohlgefällig wird. Wir freuen uns über das Gute und Beglückende, von den Menschen der Vorzeit vollbracht, als ob es jetzt noch geschehe oder fortwirke, und der Eindruck des Traurigen oder Schrecklichen wird gemildert durch den Gedanken, daß es doch uns nicht betreffe. Schon als Kinder hören wir darum immer gern etwas erzählen, und nie ist unsere Aufmerksamkeit so gespannt, als wenn dieser Wunsch befriedigt wird.

Kann es uns denn befremden, daß der größte Theil der heiligen Schrift, um möglichst „nütze zu werden zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit,“ aus Geschichtserzählungen besteht, und daß auch Jesus Christus, der erhabenste unter allen Lehrern der Welt, sich so oft selbst erdichteter Erzählungen oder Gleichnisse bediente, um an sie die Worte des Lebens zu knüpfen? Für die Mehrheit der Menschen war unstreitig diese Lehrart die passendste, die eingreifendste. Auch in den Seelen, die noch in Finsterniß ruhten, wurde dadurch nach und nach das Licht des Glaubens entzündet, ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen. Sie sahen wie natürlich, wie fest und innig die Lehre des Herrn sich anschleüße an die einfachsten Begriffe, Grundsätze und Lebenserfahrungen. Dank dem ewig Preiswürdigen, der mit solcher Weisheit für die Bildung der Menschenseelen sorgte!

Besonders lehrreich aber sind Erzählungen von solchen Menschen, in deren Lebensgeschichte die fortdauernde Wirksamkeit der göttlichen Vorsehung unverkennbar wird. Denn der Glaube an diese Vorsehung ist es doch, dessen wir zur Erheiterung unsers eigenen Lebens am wenigsten entbehren können. Wo fänden wir außer ihm noch eine stärkere Stütze unserer Tugend und unserer Zufriedenheit? Wie könnten wir uns aufrecht erhalten unter dem Drucke der Noth, wie könnten wir unsern Muth behaupten in den Tagen des Schreckens, wie könnten wir hoffnungsvoll dahinwandeln unter den verwirrenden Erscheinungen der Zeit, wenn wir uns und die ganze Welt hingeeben dünkten der Gewalt eines regellosen Dungefährs oder eines unerbittlichen Schicksals? Nein, wer nicht beharret in seinem Glauben an eine alles ordnende Vorsehung, wer nicht auch die Wirkungen des freien, so oft widergesellschaftlichen Menschenverhaltens ihr stets unterwürfig denkt, der hat keine Religion und keine bleibende Freude, und so oft er sich erhebet zu ernstern Gedanken, sieht er sein Leben in furchtbares Dunkel gestürzt.

Zur Bevestigung jenes Glaubens indessen dienet unter allen Lebensbeschreibungen einzelner Personen, die wir in der heiligen Schrift vorfinden, ohne Zweifel vorzüglich die Geschichte Josephs. Sie ist unter allen am ausführlichsten und zusammenhängendsten erzählt worden. Sie ist außerdem reich an mannichfaltigen Verwicklungen, und da diese sich am Ende zur Ehre der göttlichen Vorsehung so befriedigend auflösen, so enthält sie unstreitig eine klare, ergiebige Quelle von wichtigen Belehrungen. Lasset uns denn einmal hintreten zu dieser Quelle! Lasset uns dem Nachdenken über jene Geschichte eine Reihe unserer sonntäglichen Erbauungstunden widmen! — —

Text. 1. Mos. 37, 2—11.

„(1) Jakob ließ sich wohnhaft nieder im Lande Kanaan, in welchem sein Vater Isaak als Fremdling gelebt hatte. (2) Dies ist nun die Geschichte der Nachkommen Jakobs. — Joseph war in seinem siebenzehnten Jahre, als er mit seinen Brüdern die Schafe hütete. Gewöhnlich blieb er bei den Söhnen der Nebenweiber seines Vaters, Bilha und Silpha, und durch ihn erfuhr der Vater alles Böse, was von ihnen ruchtbar wurde. (3) Israel aber hatte mehr Liebe zu Joseph, als zu allen seinen Söhnen, weil er ihn noch im Alter gezeugt hatte, und er gab ihm ein buntes Kleid. (4) Da nun seine Brüder sahen, daß ihr Vater ihn mehr liebte, als sie, wurden sie ihm feind, und vermochten nicht ein freundliches Wort mit ihm zu sprechen. (5) Dazu hatte Joseph einmal einen Traum, den er seinen Brüdern erzählte, und seitdem feindeten sie ihn noch mehr an. (6) Höret doch, sprach er zu ihnen, was mir geträumt hat. (7) Mich dünkte, wir bündeten Garben auf dem Felde; meine Garbe richtete sich auf, und blieb stehen, und eure Garben umher neigten sich vor der meinigen. (8) Da sprachen seine Brüder: Meinst du etwa unser König zu werden, und uns zu beherrschen? Und sie hasseten ihn nur noch mehr um seines Traums und seiner Rede willen. (9) Hierauf hatte er außß neue einen Traum, den er ihnen gleichfalls erzählte. Höret, sprach er, ich habe noch einen Traum gehabt. Es war mir, als wenn Sonne, Mond und elf Sterne sich vor mir neigten. (10) Da das seinem Vater, wie seinen Brüdern, erzählt ward, gab ihm der Vater einen Verweis, und sagte: Was sind das für Träume, die du hast? Sollen ich und deine Mutter und deine Brüder kommen, und uns niederwerfen vor dir? (11) Seine Brüder blieben neidisch gegen ihn; aber sein Vater merkte sich doch diese Träume.“

Da sehen wir schon gleich die Grundlage der ganzen Geschichte Josephs. Nicht nur auf seine künftige Größe wird hier schon in Träumen hingedeutet; (und von diesen soll zu anderer Zeit die Rede seyn) es wird auch bemerklich

gemacht, was eigentlich die Veranlassung gab, ihn auf den Weg zur Größe hinzuführen. Ohne Zweifel war es ein fehlerhaftes Benehmen Jakobs, das allen nachherigen Ereignissen gleichsam die Bahn brach. Hierauf also haben wir auch vorerst unsere Aufmerksamkeit zu richten. Es muß erwogen werden,

was daraus entstehe, wenn die Liebe der Eltern zu ihren Kindern schlaff oder überspannt ist.

Wie wir nämlich in der Sinnenwelt ein gewisses Maas annehmen, nach welchem wir den Umfang, die Höhe, die Länge, Breite, Schwere der Dinge bestimmen, und wie wir hier darauf sehen, daß unsere Angabe möglichst genau sey, so haben wir auch im Gebiete unsers Geistes und Herzens ein gewisses Maas von anderer Art, das wir genau beobachten sollen, um uns vor Verirrungen zu sichern. Wie eine Saite, wenn sie den rechten Ton geben soll, nicht zu schwach und nicht zu stark angezogen seyn darf, so darf auch in unserer Handlungsweise nichts Schlaffes oder Ueberspanntes seyn. Wir können sowohl zu viel, als zu wenig nachsinnen, lesen, glauben, empfinden, sowohl zu viel, als zu wenig unternehmen, arbeiten, ruhen, geben, sprechen, sorgen u. s. f. Nach der Bemerkung unsres Erlösers ist es ein schmaler Weg, der zum Leben führt;*) aber es ist doch auch ein gerader, und schon Moses ermahnte daher die Israeliten: „So behaltet nun, daß ihr thut, wie euch der Herr, euer Gott, geboten hat, und weicht nicht, weder zur Rechten noch zur Linken!/**)

*) Matth. 7, 14.

**) 5 Mos. 5, 32.

Auch die Liebe der Eltern zu ihren Kindern weicht ab von der Vorschrift des Gesetzes,

I. wenn sie zu schwach ist. Und dies war der Fall bei Jakob in Bezug auf zehn seiner Söhne. Durchaus gleichgültig waren sie freilich ihm nicht; noch weniger nährte er gegen sie Haß und Verachtung. Davon wird uns die Folge der Geschichte noch mehrmals überzeugen. Allein sie waren Söhne von weniger geliebten Gattinnen, und — sie gehörten schon zu den Erwachsenen, die ihren eigenen Sinn und Willen hatten, und sich darum nicht immer nach ihres Vaters Wünschen fügten. Beides machte ihn kälter gegen sie, und oft behandelte er sie mit ungebührlicher Zurücksetzung. Darin beging er einen Fehler, der unmöglich andere, als traurige Folgen haben konnte. Nicht einmal hinschauen wollen wir auf so manches körperliche Gebrechen eines Menschen, das von der Verwahrlosung seiner Kindheit herrührt; nicht hinschauen auf die Jugendgeschichte so manches Stumpfsinnigen, von welchem man sagen kann, „daß er des Tages in Finsterniß laufe, und tappe im Miltage, wie er in der Nacht.“*) Auch nicht fragen wollen wir: Woher wohl gar so mancher Kindermord? Es ist offenbar, wodurch dieß alles gar oft würde verhütet worden seyn. Nur das Einzige werde hier vorzüglich hervorgehoben: Ohne rege unverkennbare Liebe der Eltern kann und wird nie die Erziehung gedeihen. Denn

die Kinder betrachten nun ihre Eltern nicht als ihre Freunde, sondern nur als ihre Obern, ihre Gebieter, und diese Ansicht wendet nothwendiger Weise ihre Herzen von den Eltern hinweg. Jeder Mensch hat von Natur einen gewissen Drang zur Unabhängigkeit, und nur

*) Hiob 5, 14.

die Liebe ist es, die ihm die Abhängigkeit versüßet. Aus Liebe thut er gern, was er thun soll, und das Gern wird ihm dabei fühlbarer, als das Soll; er dünkt sich dabei wohl gar unabhängig. Schon an den Kindern ist das wahrzunehmen. Wie könnten sie ihre Abhängigkeit von den Eltern erträglich finden, wenn diese sich nicht um ihre Liebe bewerben? Wie könnten sie Zutrauen haben zu denen, die ihnen nur Furcht einflößen? Wie könnten sie geneigt seyn, alles ihnen zu offenbaren, in jeder Verlegenheit ihren Rath zu suchen, und jeder andern Gesellschaft die ihrige vorzuziehen? Nur ein Herz voll warmer Liebe zieht andere, selbst kältere, Herzen an sich; aber Furcht ist nicht in der Liebe*), die Furcht stößt zurück. Und

auch die Worte der Eltern finden nun keinen Eingang. Ihre Lehren, Warnungen, Ermahnungen scheinen auf der Kinder Bestes gar keinen Bezug zu haben. Es ist diesen, als ob die Eltern nur für sich selbst, nur für ihre eigene Bequemlichkeit, ihre eigenen Freuden, ihren eigenen guten Namen sorgten, indem sie dieses oder jenes ihnen empfahlen, einschärfen, angewöhnen, verbieten. Wie ist es denn zu erwarten, daß sie ihnen jederzeit Gehör geben werden? Nur wahrnehmbare Liebe schärft die Aufmerksamkeit auf des Liebenden Wort; sie wirkt Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit seiner Anordnungen, und mit ihr freudige Folgsamkeit. Ist sie aber zu schwach; so darf man zuversichtlich voraussetzen:

Selbst die Strafen der Eltern verfehlen nun ihres Zweckes. Sie erscheinen den Kindern nur als Ausbrüche des Zorns, nur als Beweise der Härte und Grausamkeit, nicht als Zuchtmittel, deren die Eltern, wiewohl ungern, sich zuweilen bedienen müssen, um von Vergehun-

*) 1. Joh. 4, 18.

gen zurückzuschrecken, oder das Lieferwurzeln des Bösen zu verhüten. Sie haben darum meist auch den Erfolg, daß die Kinder nur noch halsstarriger werden, oder durch Lügen und Verstellungskünste ihnen auszuweichen suchen. Nur in dem Bunde mit liebevollen Eltern wird den Kindern das Gefühl ihrer Verschuldung eine Last, welche drückend auf ihrem Herzen liegt; sie schämen sich, ihren treuesten Wohlthätern Wehmuth verursacht zu haben, und die Bestrafungen derselben erzeugen darum auch desto größern Widerwillen gegen das Bestrafungswürdige.

Ja, sogar die zartesten Empfindungen bleiben unentwickelt in den Herzen der Kinder, wenn es den Eltern an jener Liebe gebricht. Die Kinder werden nun gleichfalls lieblos. Sie gewöhnen sich an einen rauhen, stürmischen, gebieterischen Ton, äußern Nechthaberei im Urtheilen, Behaupten, Widersprechen, rügen mit Bitterkeit jeden wahren oder vermeintlichen Fehler, scheuen sich nicht, Andern Schmerz und Kummer zu bereiten, und in dem allen ahmen sie nur den Eltern nach. Schon längst also würden wir ein durchaus entartetes Geschlecht seyn, wir würden den sanftern, freundlichen Sinn, die zuvorkommende Gefälligkeit, die herzliche Theilnahme an wechselseitigen Freuden und Leiden, die aufrichtige Bereitwilligkeit, zu rechter Zeit zu schonen, zu schweigen und nachzugeben, die treue Sorgfalt in der Unterdrückung alles häuslichen Unfriedens u. dgl. unter die seltensten Erscheinungen des Menschenlebens rechnen müssen, wir würden fast von allen Kindern ihre Eltern unbedenklich bei jeder Gelegenheit fränken und betrügen sehen, wie Jakob von den seinigen gekränkt und betrogen wurde, wenn der Geist der Liebe in allen Elternherzen ermattet wäre.

Selbst Löwen und Tiger und andere grimmigen Thiere

äußern Liebe zu ihren Abkömmlingen ohne Unterschied. Schande über die Eltern unter den Menschen, wenn sogar solche vernunftlose, wilde Thiere über ihnen hervorragen! Der gute Mensch ist eine zarte Pflanze, die mit Liebe gepflegt werden muß, um frisch und fröhlich emporzuwachsen. Wehe darum einer Familie, in welcher besonders eine unzufriedene Ehe nur Murrstimm und Streitsucht verbreitet! Eine solche Familie ist, wie der Stamm eines Giftbaumes, dessen Wurzel rings umher aufschießet, und immer neue Giftbäume erzeuget. Nie darf — ich wiederhole es nochmals — die Liebe der Eltern zu schwach werden, wenn die Erziehung der Kinder gedeihen soll. Aber sie wird auch fehlerhaft, und hat nachtheilige Wirkungen

II. wenn sie zu stark ist, und das kann sie sowohl an sich selbst, als in Vergleichung mit der Liebe zu andern Kindern werden. Und dieses Fehlers machte Jakob neben jenem sich schuldig. Joseph, erster Sohn seiner geliebten Rachel, geboren zu einer Zeit, wo er schon keine Kinder mehr von ihrer wartete, und ausgezeichnet durch die Schönheit seiner Gestalt, durch die Talente seines Geistes und durch die Reinheit seines Herzens, war Jakobs entschiedener Liebling, überall seinen Brüdern vorgezogen. Auch äußerlich wurde dieser Vorzug merkbar gemacht. Sein Vater wollte schon aus der Ferne ihn von seinen Brüdern unterscheiden können. Er gab ihm ein buntes Kleid, indest diese nur einfache Hirtenkleider trugen. Also selbst das, was schon die gemeinste Klugheit dem Erzieher und dem Freunde des Familienfriedens widerrathen haben würde, ließ er unbeachtet. Und dieser neue Beweis seiner ungemäßigten Vorliebe vollendete den Stoff, aus welchem alle nachherige Begebenheiten sich entspannen. Denn —

Ist nicht eine solche Vorliebe sehr ungerecht? Haben

nicht alle Kinder eines Vaters gleichen Anspruch auf sein väterliches Wohlwollen? Darf er es einigen derselben blos darum, weil sie nicht von der geliebten Gattinn sind, nicht ihm noch im Alter geboren wurden, in irgend einem Grade entziehen? Es ist wahr, durch die hervorstechenden guten Eigenschaften eines Kindes scheint die Vorliebe zu ihm jederzeit hinlänglich gerechtfertigt zu werden. Allein bei genauerm Nachsinnen findet man auch darin nur Schein. Bedarf nicht gerade das Kind von geringern Talenten, und selbst das Kind von früher Verkehrtheit, der verdoppelten Aufmerksamkeit und Sorgfalt seiner Erzieher? Sind sie nicht eben hier vorzüglich verbunden, die wahrgenommenen Mängel möglichst zu ersetzen, und die zweckmäßigsten Vorkehrungen zu treffen, daß das Böse nicht herrschend werde? Und müssen nicht alle Bildungsmittel, die sie anwenden, von der Liebe gleichsam ihre Kraft erhalten? Können sie wohlthätig wirken auf des Kindes Gemüth, Können sie die Vervollkommnung seines Geistes und Herzens befördern, wenn sie ungerechter Weise diese Liebe vorzüglich nur einem andern widmen? Oder

Entstehen nicht daraus sehr nachtheilige Folgen? Urtheilet nur selbst, Freunde,

ob nicht die Eltern nur verächtlich werden durch eine solche überspannte, partheiische Liebe zu einem ihrer Kinder. Sie beweisen ja, daß sie nicht sowohl auf die Stimme des Rechts und der Billigkeit, als vielmehr nur auf den Ruf der blinden Neigung hören. Sie verrathen ja folglich eine Schwäche, welche niemals den Menschen ehrwürdig erhalten kann. Bald haben selbst die Kinder diese Schwäche bemerkt, wissen nun oft einen listigen Gebrauch von ihr zu machen, entschuldigen, loben, schmeicheln, helfen, wo bei den verblendeten Eltern etwas dadurch zu gewinnen ist, und spotten vielleicht insgeheim der Neg-

loßigkeit, die ihnen glaubte, und ihren Man gelingen ließ
Urtheilet selbst,

ob nicht ferner durch eine solche partheiische Vorliebe
die zurückgesetzten Kinder nur erbittert werden
müssen. Auch abgesehen von dem Neide, der dadurch in
ihren Herzen angeregt wird, und sie, gleich den Söhnen
Jakobs, zur Verfolgung des Vorgezogenen reizet, wird ja
natürlicher Weise ihr Inneres auch gegen die Eltern em-
pört. Jeder hat ein unauflösliches Gefühl für Gerechtig-
keit; keiner vermag es ganz ruhig zu dulden, daß man ihm
Unrecht thut. Die zurückgesetzten also fragen auch wohl
einander, gleich jenen: warum werden wir weniger geliebt?
— Wir stammen von einer andern Mutter her. — Aber ist
das unsere Schuld? — Wir sind vielleicht nicht so schön,
nicht so geistreich, als jener. — Aber kann das uns als
ein Vergehen angerechnet werden? — Die Antwort auf
diese Fragen ergibt sich von selbst, und — kaum ist es
anders möglich, es muß Erbitterung darauf erfolgen. Hatte
nicht Jakob selbst das schon früherhin erfahren? Sein ei-
gener Vater Isaaak war partheiisch für ihn eingenommen
gewesen, und Esau, sein Bruder, hatte das tief empfunden,
hatte gedroht, ihn zu erwürgen *). Und dennoch benahm
er sich nun eben so, wie vormals sein Vater? Dennoch
vergaß er, was Bruderhaß sey, und was er von dem er-
bitterten Herzen seiner zurückgesetzten Söhne zu fürchten
habe? — Außerdem urtheilet selbst,

ob nicht endlich auch sogar der Vorgezogene auf diese
Weise gewöhnlich nur verschlimmert werden müsse.
Wirkliche Fehler desselben werden ja nun gar leicht über-
sehen, halbgute Eigenschaften als große Vollkommenheiten

*) 1. Mos. 27, 41 ff.

gepriesen. Es entsteht also daraus in dem Lieblinge früher Stolz und übermüthiges Bestreben, seine vermeintlichen Vorzüge jederzeit geltend zu machen. Er wird nach und nach immer anmaßender, immer eigensünniger, trockköpfiger, prahlerischer; er wird oft ein frecher Quäler seiner Mitmenschen. So verhielt es sich späterhin mit Eli's Söhnen. Ihr Hang zu Ausschweifungen wurde genährt und begünstigt durch des Vaters blinde, nachsichtsvolle Liebe. Daher sprach denn auch der Herr: Ich hab' es ihm angesagt, daß ich Richter seyn will über sein Haus ewiglich, um der Missethat willen, weil er wußte, wie schändlich seine Kinder sich verhielten, und doch nicht einmal sauer dazu sah *). Aber auch selbst an Joseph schon bemerken wir etwas, das wenigstens in den mehresten Fällen eine entschiedene Unart ist. Es heißt von ihm: er brachte seinem Vater alles Böse an, das von seinen Brüdern ruchtbar wurde. Dies hatte nun freilich hier wohl nur seinen Grund theils in dem innern Abscheu seines Herzens an allem Bösen, theils in dem vorzüglich vertraulichen Verhältnisse, worin er zu seinem Vater stand. Auch beweiset der Erfolg der Geschichte, daß er nichts weniger, als lieblos und schadenfroh war. Aber wie leicht hätte doch auch aus ihm ein unerträglicher Mensch werden können! Die ersten Schritte dazu schienen in der That schon zurückgelegt zu seyn, und es gereicht seinem Geiste und Herzen zur Ehre, daß die partheiische Vorliebe seines Vaters für ihn nicht unausstilgbar nachtheilige Spuren in seiner Gemüthsart zurückließ. Denn aus den übermäßig geliebten sogenannten Schooskindern werden doch sonst fast immer nur geist- und herzlose Menschen.

*) 1. Sam. 2, 12. 3, 13.

O ihr Eltern, das vergesset nicht! Jede Tugend ist an eine Regel gebunden, von welcher sie auf keiner Seite abweichen darf. Suchet darum doch auch in eurer Liebe jederzeit das richtige Maaß zu halten! Keinem eurer Kinder werde sie entzogen, aber auch gegen keines derselben überspannt! Sehet auf das erhabene Muster Gottes, dessen Freundlichkeit und Leutseligkeit allen Menschen erschemet, und der doch oft gerade bei der Bildung seiner liebsten Kinder die herbsten Mittel nöthig findet! Lasset euch erinnern durch das Beispiel Jakobs, der durch Nichtbeobachtung einer der natürlichsten Erziehungsregeln den Grund zu solchen Begebenheiten legte, welche anfangs höchst traurig waren, und nur, gelenkt von der verborgenen Hand der Vorsehung, eine glückliche Wendung erhalten konnten! Welch ein Schmerz würde es für euch seyn, wenn ihr einst bekennen müßtet, daß entweder eure blinde Härte, oder eure blinde Liebe die erste Schuld der Unwissenheit und Lasterhaftigkeit eurer Kinder trage! Welch ein Schmerz, wenn sogar aus dem Lieblinge eurer Seele eben deswegen, weil ihr ihn verzärteltet, oder jeden seiner Fehler mit ungebührlicher Nachgiebigkeit duldetet, ein weicher, schlaffer, kindischer Mensch geworden wäre, oder ein Frevler, der über seine Mitmenschen und über euch selbst nur Fluch und Verderben brächte! Gott bewahre jede Familie vor diesem Schmerze

Unter den Eltern und ihren Kindern
Müsse die weiseste Liebe walten!
Sie verschönert ihre Tage,
Sie erleichtert jede Plage,
Sie bringt Freuden, die nimmer veralten.

2.

Ein neidischer Mensch ist ein größerer
Sünder, als er zu seyn glaubt.

Ueber den vorigen Text.

Es giebt böse Gesinnungen, die einen gewissen Anstrich von Natürlichkeit haben, und die uns darum auch gar nicht sträflich zu seyn scheinen. Wenigstens so lange sie noch bloß in unsern Herzen ruhen, noch nicht in Handlungen ausbrechen, die ihnen gewiß sind, so lange glauben wir durchaus vorwurfsfrei zu seyn. Dies gilt z. B. von der Rachgier. Wie oft stehen wir in dem Wahne, daß jeder Mann von Ehrgefühl diese oder jene Beleidigung mit Nachdruck ahnden würde, und daß also auch uns das Ehrgefühl dazu auffodere! Wenn nun aber dennoch eine geheime Regung des Gewissens uns noch zurückhält, oder Mangel an Gelegenheit uns noch nicht gestattet, sie wirklich zu ahnden — wie oft lassen wir dann doch die rachgierige Gesinnung selbst fortgähren in unserm Innersten, ohne uns deshalb allein auch nur im mindesten anzuklagen! Wie oft vergessen wir der unlängbaren Wahrheit, daß Gott das Herz ansehe, und daß nur die Beschaffenheit des Herzens unsern Werth vor ihm bestimme! Eben das gilt vom Neide. Tausende unterhalten die Regungen desselben, und denken kaum daran, daß sie sündlich sind. Jeder — so urtheilen sie — ist sich doch selbst der Nächste. Wie natürlich also ist es auch, lieber uns selbst, als Andere, beglückt zu sehen! Jeder findet es doch sehr unangenehm, in seinem Stande Nebenbuhler zu haben, die sich vor ihm auszeichnen, oder doch mit ihm um den Vorzug wetteifern. Wie könnt'

es tadelnswürdig seyn, sich von dieser Unannehmlichkeit möglichst zu befreien? Und wenn das Wohl Anderer dem unsrigen hinderlich ist, oder doch werden kann — warum sollten wir es nicht für erlaubt, und sogar für pflichtmäßig halten, jenes zu untergraben, um dieses zu sichern und zu heben? — So urtheilten auch wohl Joseph's Brüder. Und doch war ihre Gesinnung höchst verwerflich. Ihr Vater zwar gab Anlaß, daß sie sich in ihrem Herzen entwickelte, und sie selbst glaubten darin auch wohl wenigstens so lange, als sie sich noch nicht zu wirklicher Grausamkeit gegen ihren Bruder hatten fortreißen lassen, ihre völlige Rechtfertigung zu finden. Allein uns, die wir hier nicht so, wie sie, durch Leidenschaft geblendet werden, ist es unmöglich, ihre Gesinnung zu billigen. Nochmals müssen wir darum zurückkehren zu dem Anfange jener Geschichtszählung. Dies erfordert die Vollständigkeit in der Anzeige dessen, was die nachherigen Ereignisse begründete und vorbereitete, und dahin gehört vorzüglich auch jene Unart, des Sinnes, den Joseph's Brüder verriethen. Wir sagen mit Recht:

Ein neidischer Mensch ist ein größerer Sünder,
als er zu seyn glaubt.

Demm

I. jedem unbefangenen Beurtheiler seines Sinnes erscheint er als ein entschiedener Gottesverächter, nur sich selbst nicht. Oft genug führt er vielleicht den Namen Gottes im Munde; vielleicht weiß er auch sonst wohl viel Kühnliches von Gott zu sagen; vielleicht äußert er öffentlich tiefe Ehrfurcht vor ihm, und schmeichelt sich deshalb, ein wahrer Gottesfreund zu seyn. Aber was hilft's? Er täuscht doch nur sich selbst; er hält sich für etwas ande-

res, als er ist. Neid kann durchaus nicht bestehen mit inniger Gottesverehrung.

Wo diese waltet, da erkennet man ja doch in Gott auch den Schöpfer und Eigenthumsherrn der ganzen Welt, den unbeschränkten und unbeschränkbarern Gewalthaber, ohne dessen Veranstaltung nichts ist und geschieht, den Vater des Lichts, der seine guten und vollkommenen Gaben vertheilet, wie er will. Man ist insbesondere überzeugt, daß Mannichfaltigkeit in seinen Werken und Anordnungen, weit entfernt, irgend einen Tadel zu verdienen, im Gegentheil nur zum Schmucke der Welt gehöre. Man bekennet es laut: So wenig der Stein sich beklagen darf, daß er nicht Pflanze ist, die Pflanze, daß sie nicht Thier ist, das Thier, daß es nicht Mensch ist, eben so wenig auch der einzelne Mensch, daß er nicht ist, wie der andere oder daß er nicht einen höhern Grad von Schönheit, von Körperkraft, von Scharffsinn, von Beredsamkeit, von äußerem Wohlstande u. dgl. hat, als der andere. Man sieht es ein, daß man, zufrieden mit den Segnungen, die Gott uns ertheilet, ihn nicht der Unweisheit oder der Ungerechtigkeit zeihen dürfe wegen der Segnungen, mit welchen er Andere überschüttet, daß man kein Recht habe, ihm darin Maaß und Ziel zu bestimmen, kein Recht, für sich selbst einen Vorzug zu verlangen, sondern vielmehr verbunden sey, mit dankvollem Sinne seine freie Güte zu preisen. Ist es denn also nicht Gottesverachtung, wenn ein Mensch gleichsam neben Gott sich hinstellt, und ihm Unzufriedenheit mit seinen Veranstaltungen zu erkennen giebt? Ist es nicht Gottesverachtung, wenn er sich die Annahmung erlaubt, in diesem oder jenem Falle besser zu wissen, als Gott, was da hätte geschehen oder nicht geschehen müssen? Ist es nicht Gottesverachtung, wenn er die Wohlthaten,

die Gott ihm selbst zu Theil werden ließ, mit schöner Gleichgültigkeit übersehete, und zwar bloß darum, weil ähnlicher oder noch größerer Wohlthaten auch Andere gewürdigt wurden? Und stellet nicht wirklich in allen diesen Rücksichten ein neidischer Mensch sich als ein Gottesverächter dar? Empört er sich nicht gegen Gott selbst, indem er sich gegen die Vorzüge empört, mit welchen Gott einen andern Menschen begnadigte?

Freilich in ihrem ganzen Umfange dürfen wir diese Erkenntniß bei Josephs Brüdern wohl noch nicht voraussetzen. Sie lebten noch in der dunklern Vorzeit; ihr Verstand hatte sich noch nicht zu vollem Lichte emporgearbeitet. Noch war kein Paulus unter ihnen aufgetreten, um ihnen ausdrücklich zu sagen: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist — mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr — mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirkt Alles in Allen.“*) Aber die reine, erhabene Vorstellung von Gott, als dem Schöpfer und Herrn aller Dinge, war doch auch ihnen schon überliefert worden. Sie hatten es vernommen von ihren Stammvätern, daß Gott in der Leitung ihrer Schicksale sich offenbare. Sie wußten außerdem besonders aus ihres eigenen Vaters Geschichte, wie sehr Gott in der Austheilung seiner Gaben die höchste Freiheit behaupte: denn ihm hatte Gott mehr, als Esau, beglückt — ihm hatte er die Verheißung gegeben: durch dich und deine Nachkommen sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden**). Wie leicht also war es auch einzusehen: von Gott kommen die Talente, die unsern Bruder Joseph auszeichnen — von Gott ist es veranstaltet worden,

*) 1. Kor. 12, 4—6.

***) 1. Mos. 26, 14.

daß er die Rahel zur Mutter hatte — von Gott wurde hierdurch um sein und unsers Vaters Herz ein lengeres Band geschlungen — unter Gottes Regierung entstanden auch selbst die Träume, die er in aller Unschuld des Herzens uns erzählte! — Wenn sie nun diese Einsicht ihrem Geiste stets gegenwärtig erhalten hätten — würden sie dann wohl zu bitterm Reide gegen ihren Bruder fortgerissen worden seyn? Würden sie es gewagt haben, den anzufeinden, den Gott liebte, dem Schmerz zu bereiten, den Gott in ein froheres Verhältniß gesetzt hatte, den unterdrücken zu wollen, dessen Erhebung über sie Gott schon damals vorzubereiten schien? Aber dies alles bedachten sie nicht. Die Vorstellung von der Wirksamkeit Gottes in allen Angelegenheiten der Menschheit war in Beziehung auf ihren Bruder ihnen zuwider. Sie verhöhnten durch ihre Gesinnung die ersten und einleuchtendsten Grundsätze der Gottesverehrung. Und so verhält sich jeder Neidische. Er will von dem Gott nichts wissen, der den Beneideten so sehr begünstigt. Er ist ein Gottesverächter, ohne deshalb sich selbst verächtlich zu finden; er ist ein größerer Sünder, als er zu seyn glaubt.

II. Jedem Unbefangenen erscheint er außerdem als ein ungerechter Verschwörer wider fremdes Wohl; nur sich selbst nicht. Er setzt voraus, daß das Wohl nicht in den rechten Händen sey, wenn es nicht in den seinigen ist, oder in denen, die er mit den seinigen freundlich verbunden hat. Er dünkt sich befugt oder wohl gar verpflichtet, alle Anstalten zu treffen, die ihm selbst nicht offenbar nachtheilig sind um dem Beneideten das Glück zu entwenden, oder ihm doch den Genuß desselben zu verkümmern. Er läugnet durch seine Gesinnung die Gültigkeit der Ansprüche, die gleich ihm jeder Andere, er sey, wer er wolle, auf Güter des Lebens hat, läugnet das

Recht jedes Andern, eine möglichst große Summe von diesen Gütern zu besitzen, läugnet den wohlthätigen Einfluß, den fremde Besizungen auch auf seinen Zustand haben oder doch haben können und sollen. Er bedenkt nicht, wie menschenfeindlich er urtheilt.

Nicht nur das, was von den Beneideten selbst nicht abhängt, die Gaben der Natur, die Begünstigungen des Schicksals, die Vorzüge, die ihnen andere Menschen zugesiehet, die Dienste, die sie ihnen erweisen, sondern auch sogar ihre Tugenden und die natürlichen Folgen derselben, ihre Thätigkeit, ihre Uneigennützigkeit, ihre Wahrheitsliebe, ihre Bescheidenheit, ihre Sanftmuth, ihren überlegenden Sinn, und die Gerechtigkeit, die man ihnen deshalb widerfahren läßt, die Lobsprüche, die man ihnen ertheilet, die Früchte, die sie von ihrer Arbeit genießen — dies Alles macht er ihnen gewissermaßen zu einem Verbrechen. Er hasset sie also wohl gar eben deswegen, weil sie keinen Haß verdienen, weil sie der Liebe, der Achtung, des Vertrauens werth sind. Welch eine Ungerechtigkeit! Und diese Ungerechtigkeit — von welchen unseligen Wirkungen ist sie! Wie emsig sucht er an den Beneideten jeden, auch nur scheinbaren, Fehler auf! Wie böshaft verdrehet er die Bedeutung ihrer Reden! Mit welcher heuchlerischen Kunst sucht er zu beweisen, daß ihren Handlungen nur böse Absichten zum Grunde liegen! Mit welcher tückischen Freude benützt er jede Gelegenheit, ihren guten Namen zu schmälern, ihren Wohlstand zu untergraben, ihre Ruhe zu stören und ihre Standhaftigkeit in der Ausführung gemeinnütziger Pläne zu ermüden! Und wie oft siehet er dabei selbst über alle die Verhältnisse hinweg, in denen er mit ihnen stehet! Wie oft vernachlässiget er alle die Pflichten, die in diesen Verhältnissen ihm obliegen!

Wir bemerken ja dies auch an Josephs Brüdern. Immerhin mochte es eine unverkennbare Schwachheit Jakobs seyn, daß er ihnen seinen Joseph so auffallend vorzog. War nicht diese Schwachheit sehr leicht erklärbar? War er nicht, ungeachtet derselben, immer noch ihr Vater? War er nicht in jeder andern Rücksicht ein frommer, achtungswürdiger Mann? Hätten sie denn nicht aus diesen Gründen ihn mit Schonung beurtheilen sollen, zumal, da er schon zu hohem Alter gelangt war, und auch wohl nicht selten, wie z. B. durch den Verweis, den er seinem Lieblinge, der Erzählung seiner Träume wegen, gab, ihren Erwartungen Genüge leistete? — Immerhin mochte er ferner diesen Liebting in ein buntes Gewand kleiden. War er denn schlechterdings verbunden, ihnen ein ähnliches zu geben? Versetzte er dadurch ihren Bruder in den erwünschtesten Zustand? Ließ er sie selbst unbekleidet? Durften sie wohl, als die reisern Söhne, eine solche Kleinigkeit für so wichtig halten, daß sie dadurch in die höchste Erbitterung geriethen? — Und dann die wahren Vorzüge Josephs, die gewiß schon damals sich mächtig entwickelten, — konnten sie wohl ganz ihrer Aufmerksamkeit entgehen? War es dabei zu verwundern, daß ihres Vaters Herz ihm anhing? Oder war es zu verlangen, daß er, um ihnen nicht verhaßt zu seyn, weniger Schönheit, weniger Verstand, weniger Tugendfinn, weniger vertrauliche Liebe zu seinem liebreichen Vater haben sollte? — Freilich zeigte er nicht selten auch ihre Vergehungen an. Aber warum machten sie dieser Vergehungen sich schuldig? Es war doch nöthig, um ihrer eigenen Besserung willen nöthig, daß der Vater sie erfuhr, und dieser hatte zu Joseph das Zutrauen, daß er nicht lügen, nicht erdichten und verläunden werde. Auch sie selbst konn-

ten keiner grundlosen Angaben ihn zeihen. Sie würden sonst laut und kühn wider ihn hervorgetreten seyn, und sich gerechtfertiget haben. Warum ließen sie sich denn nicht warnen? Warum sorgten sie nicht dafür, daß sie einen unpartheiischen Beobachter ihres Verhaltens nicht scheuen durften? Warum ahmten sie ihrem Bruder nicht nach in seiner Entfernung von allen Ausschweifungen, anstatt ihn deshalb zu beneiden und anzuseinden? Aber — sie wollten ungezügelt bleiben. Ein Sittenbeobachter war ihnen, so wie späterhin Jesus den Pharisäern und Schriftgelehrten, unerträglich. Seine vorgeblich ungeziemende Anträgerei also mußte zu einem Vorwande dienen, ihrem Widerwillen gegen ihn noch einen scheinbaren Anstrich des Rechts zu geben. So verblendet, so bethört von seiner Leidenschaft, so aufrührerisch gegen die Wahrheit, so erpicht auf Unterdrückung der Unschuld und Tugend ist ein neidischer Mensch! Und er ahnet nicht einmal die Verwerflichkeit seiner Bestimmung, er erkennt nicht einmal die Ungerechtigkeit seiner Entrüstung wider fremdes Wohl; er ist ein größerer Sünder, als er zu seyn glaubt.

III. Jedem Unbefangenen erscheint er ja endlich auch als ein thörichter Verderber seiner eigenen reinsten Freuden; nur sich selbst nicht. Er wähnt sich im Gehentheil Freuden zu bereiten, indem er Andern die ihrigen zu rauben sucht. Auf ihres Glückes Trümmern hofft er das seinige zu erbauen. Und doch schmiedet er am Ende seine Klänke nur gegen sich selbst. Satanishe Freuden sind von kurzer Dauer; ein Glück auf den Trümmern des andern stürzt bald zusammen; der Fluch des Heiligen im Himmel ruhet auf ihm.

Die reinsten Freuden quillen aus einem großen, edlen Geiste, aus einem sanften, menschenfreundlichen Herzen,

aus einer weisen, sorgsamem Benutzung alles dessen, was zur Verschönerung unsers Lebens bestimmt ist. Aber wie in aller Welt könnte jemand einen kleinern Geist verrathen, als wenn er Eigenschaften, die jeder Mensch von gesundem Verstande für Vorzüge hält, bloß darum nicht als Vorzüge gelten lassen will, weil sie einem Andern eigen sind, oder wenn er es einem Andern nicht verzeihen kann, daß er eine schöne Gesichtsbildung, eine schlanke Gestalt, einnehmendes Wesen, großes Ansehen, bedeutende Güter u. dgl. hat, und wenn es ihn nun kränket und ärgert, daß nicht alle seine Mitbürger urtheilen, wie er? Wie könnt' er sein Herz von einer schändlichen Seite zeigen, als wenn er, alles Gefühl für Menschenrecht und Menschenwohl ertödtend, mit gierigem Eigennutze jedes auszeichnende Gut in seinem Kreise an sich reißen zu können wünscht, wenn er nur in der Herabwürdigung Anderer seinen Ruhm suchet, nur in dem Sturze ihres Wohlstandes den seinigen steigen siehet, und allenfalls wohl gar selbst sich ein Unglück gefallen lassen würde, sobald dabei nur sie noch tiefer ins Unglück versänken? Wie könnt' er sein Leben um eine größere Summe von Annehmlichkeiten betrügen, als wenn er in bitterm Anmüthe die Reize seines eigenen Zustandes übersieht, und die Reize des fremden sich größer vorstellt, als sie sind, wenn ihn die marternde Einbildung begleitet, daß alles, was Andere haben, eigentlich nur ihm gebühre, wenn er folglich sogar das, was auch ihn erheitern sollte, nämlich das Vergnügen Anderer, nur als die Quelle seines Mißvergnügens betrachtet, und eben dadurch zugleich ihre Herzen von dem seinigen zurückstößt?

Welche Thoren waren also auch Josephs Brüder! Durch ihren neidischen Sinn erniedrigten sie ihren eigenen Geist, sie beschimpften ihr eigenes Herz, sie verkümmerten

ihr eigenes Leben. Es heißt von ihnen: Nicht einmal ein freundliches Wort vermochten sie ihrem Bruder zuzureden. Und war das nicht zugleich ein Verlust für sie selbst? Verdrängten sie dadurch nicht manche süße Stunde, die sie im Umgange mit ihm hätten zubringen können? Legten sie nicht dabei in jede Erinnerung an ihn gleichsam ein Gift, das an ihrer Ruhe und Heiterkeit ägte? Ja, mit Recht bemerkt Salomo: Ein gütiges Herz ist des Leibes Leben, aber Neid ist Eiter in den Gebeinen*). Die Alten mahnten daher auch den Neid als eine hohlhängige, abgekehrte Gestalt, anstatt der Haare auf ihrem Haupte nur Schlangen, die mit einander ringen und auch in ihrer Hand, anstatt eines Dolchs, nur eine Schlange, die ihr selbst das Herz zerfleischt. Wie? Vor einem solchen schensüchtigen Bilde sollten wir nicht erzittern? Oder wir sollten es nicht bei jeder Veranlassung unserm Geiste vergegenwärtigen, um uns recht lebhaft zu erinnern, daß ein neidischer Mensch zugleich sein eigener Peiniger sey? Zwar er selbst bedenkt das nicht. Während der Regungen seiner Leidenschaft starret sein Blick nur auf die Verurtheilten hin. Darum fühlet er nicht die Schlangen in seinem eigenen Busen. Aber ist er nicht eben deshalb ein größerer Sünder, als er glaubt?

O so lasset uns denn doch nicht einer solchen qualenden Leidenschaft fröhnen! Lasset es uns doch nicht vergessen, daß sie schon in den frühesten Zeiten unsers Geschlechts einen Kain mit Mordgedanken rüstete, und seinen Arm erhob, dem Tode das erste Opfer zu überliefern — nicht vergessen, daß sie seit der Zeit (wer weiß, wie viele?) Tausende der edelsten Menschen, und unter ihnen nament-

*) Spr. 14, 30.

lich auch einen Joseph, ja, sogar den eingebornen Sohn der Gottheit selbst, mit heimlicher oder öffentlicher Wuth verfolgt habe — nicht vergessen, daß sie von jeher selbst die blutigsten Kriege entspann, und Schlachtfelder mit Leichen übersäete, um nur den Aerger zu verbannen, den der Hinblick auf eine andere gleich große oder größere Macht einflößen kann? Fragen lasset uns vielmehr: was würden wir selbst empfinden, wenn wir an des Beneideten Stelle wären, und wenn nun der Glückszustand, zu welchem wir uns vielleicht mit Mühe und Redlichkeit emporgerungen hätten, uns nur verhaßt machte, und unsere ausgezeichneten Eigenschaften diesen Haß nur vermehrten? Wäre das nun die Freude, auf deren künftigen Genuß wir bei unsern rastlosen Bestrebungen rechneten? Wäre das der Lohn, den wir bei unserer Beharrlichkeit im Guten erwarten zu dürfen glaubten? Und wir sollten Andern nicht leisten, worauf doch wir in ihrer Lage die entschiedensten Ansprüche haben würden? Nein, das sey ferne! Wer neidisch ist, der kann das Reich Gottes nicht erben*); denn er ist ein Gottesverächter. Er kann nicht aufgenommen werden in den Kreis der Seligen im Himmel; denn er ist ein unge rechter Verschwörer wider fremdes Wohl, und er würde ihren Himmel nur trüben wollen. Er kann nirgends Ruhe finden; denn sich selbst ist er überall gegenwärtig, und überall ist er sein eigener Plagegeist. Jeder unter uns rufe darum mit voller Zustimmung seines Herzens aus:

Frei von allem Neide
Seh auch fremde Freude
Mir ein Freudenquell!

*) Gal. 5, 20 f.

3.

Fremde leisten zwar nicht immer, aber doch oft uns mehr, als unsere nächsten Blutsverwandten.

Einleitung.

Wir finden unter den Menschen eine große Verschiedenheit der Sinnesart. Schon unter den Kindern wird sie uns bald wahrnehmbar. Kaum haben sie das erste Jahr ihres Lebens zurückgelegt; so beginnt in jedem derselben schon etwas Besonderes hervorzutreten, wodurch es sich von andern unterscheidet, und mit der vorrückenden Zeit wird dieses Unterscheidende, wenn nicht die Kunst der Erziehung ihm die gehörigen Gränzen setzt, immer merklicher. Das eine ist sanfter, schüchtern, leutsamer, oder leichtsinniger, flüchtiger, troziger, als das andere; das eine hat mehr Lebhaftigkeit des Geistes, das andere mehr Weichheit des Herzens, das dritte mehr Reizbarkeit, mehr Ehrgefühl, mehr Ernst, mehr Ueberlegsamkeit, mehr Trieb zum Wirken, mehr Hang zur Stille und Eingezogenheit u. dgl. Ueberall folglich, wo mehrere Kinder erzogen und zum Guten hingelenkt werden sollen, treten täglich und stündlich Fälle ein, die es dem sorgsamem Erzieher zur Pflicht machen, auf die besondern Neigungen, Gewohnheiten und Gemüthsstimmungen der Kinder genaue Rücksicht zu nehmen, um das eine von dieser, das andere von jener Seite fassen, und seiner Bestimmung zuführen zu können. Die jungen Zweige des Menschenstammes dürfen nicht alle auf einerlei Weise gebogen, es muß vielmehr in der Biegung derselben

auf jedes Zweiges eigenthümliche Kraft und natürliche Richtung geachtet werden. Wenige sind der allgemeinen Erziehungsregeln, die nicht in der Anwendung auf einzelne Kinder irgend eine Abänderung oder nähere Bestimmung erfordern sollten.

Allein, das ist doch eine Regel, deren ausnahmslose Gültigkeit schon auf dem Gesetze der Gerechtigkeit beruhet: Jedes Kind muß die herzliche Liebe seiner Eltern aus ihrem ganzen Wesen und Treiben wahrnehmen können — jedes ist so zu behandeln, daß ihm nie ein gerechter Grund dargeboten wird, an dieser Liebe zu zweifeln — keines also darf den übrigen ungebührlicher Weise vorgezogen werden, damit keines über partheiische Zurücksetzung sich zu beklagen habe. Und diese Regel übertrat Jakob.

Zehn seiner Söhne wurden weniger liebevoll von ihm behandelt; Joseph und Benjamin hingegen (Abkömmlinge der Rahel) waren seinem Herzen vorzüglich werth. Der Letztere lebte damals noch in seiner zarteren Kindheit; er war erst 6 Jahre alt. Seine Brüder konnten es darum eben nicht auffallend finden, wenn ihm der Vater lieblosete. Vielleicht folgten sie selbst darin oft seinem Beispiele. Allein der Erstere war schon ein Jüngling von siebenzehn Jahren. Er stand ihnen schon näher, und daß ihm der Vater bei jeder Gelegenheit so merkliche Vorzüge vor ihnen gab, das konnten sie nicht verschmerzen. In Hinsicht auf ihn regte sich in ihrem Innersten ein Neid, der sie nachher zur schreiendsten Härte fortriß. Ihr Vater machte sich eines Fehlers schuldig; aber sie einer schweren Versündigung. Beides ist längst schon erwogen worden.

Wie viel beruhet auf einer weisen Erziehung der Kinder! Wie oft liegt der erste Grund von dem Herzeleid, das die Eltern erleben, in ihrer eigenen Unkunde oder in

ihrer Pflichtvergessenheit! Heute werden wir den Hammer, der Jakobs Herzen bereitet wurde, schon vorläufig kennen lernen. —

Text. 1. Mos. 37, 12—30.

„Die Brüder Josephs waren hingezogen mit ihres Vaters Heerde in die Gegend von Sichem, (13) und Israel sprach zu Joseph: deine Brüder weiden jetzt die Heerde bei Sichem. Komm, ich will dich zu ihnen senden. Und er antwortete: Ich bin bereit. (14) Jakob sprach: Gehe denn hin, und siehe ob es wohl sieh um deine Brüder, und um die Heerde, und dann sage mir wieder, wie es sich verhält. Und so schickte er ihn dem aus dem Thale bei Hebron nach Sichem. (15) Da fand ihn nun auf dem Felde herumirrend ein Mann, der ihn fragte: Wen suchest du? (16) Er antwortete: Ich suche meine Brüder. Lieber, kannst du mir sagen, wo sie weiden? (17) Der Mann sprach: sie sind weiter gezogen; denn ich hörte, daß sie sagen: Lasset uns nach Dothan gehen. Joseph gieng also seinen Brüdern nach, und fand sie bei Dothan. (18) Da sie nun ihn erblickten in der Ferne, fasten sie, noch ehe er zu ihnen kam, den Anschlag, ihn zu tödten, (19) und sprachen unter einander: Sehet, da kommt der Träumer her. (20) Wohlau, lasset uns ihn erwürgen, und in einen Wasserbehälter werfen, und dann sagen, ein wildes Thier habe ihn zerrissen. So wird man sehen, was aus seinen Träumen wird! (21) Ruben aber, der das hörte, suchte ihn zu retten, und sprach: Tödten laßt uns ihn nicht, (22) und eben dieser Ruben setzte hinzu: Vergießet kein Blut! Werfet ihn lieber in den Wasserbehälter, der in der Wüste ist; aber leget nicht selbst Hand an ihn. Das sagte er aber, um ihn zu retten, und dann ihn seinem Vater wieder zu bringen. (23) Als nun Joseph zu seinen Brüdern kam, zogen sie ihm sein Kleid, den bunten Rock, den er trug, aus, (24) und warfen ihn in einen Wasserbehälter, der jedoch damals eben leer und ohne Wasser war. (25) Nun setzten sie sich nieder zum Essen. Während der Zeit hoben sie ihre Augen auf; und erblickten einen Haufen von Ismaeliten, die von Gilead kamen; und auf ihren

Kameelen Gewürze, Balsam und Räucherholz nach Egypten führten. (26) Da sprach Juda zu seinen Brüdern: Was hilft es, daß wir unsern Bruder tödten und den Mord zu verhehlen suchen? (27) Kommt, laßt uns ihn den Ismaeliten verkaufen. Dann vergreifen wir doch selbst uns nicht an ihm. Er ist ja doch unser Bruder, unser Fleisch und Blut. — Und sie folgten seinem Rathe. (28) Da also die midianitischen Kaufleute auf ihrer Reise vor ihnen daherkamen, zogen sie ihn aus dem Wasserbehälter heraus, und verkauften ihn für zwanzig Silberlinge den Ismaeliten. Diese nahmen ihn dann mit nach Aegypten. (29) Als nun Ruben wieder zu dem Wasserbehälter kam, und Joseph nicht darin fand, zerriß er sein Kleid, (30) eilte zu seinen Brüdern, und sprach: „Der Knabe ist nicht mehr da! Wo soll ich hin?“

Drei Punkte sind es, worauf hier unsere Blicke hingelenkt werden: zuersü das Benehmen Josephs selbst bei dem Auftrage seines Vaters, dann das Benehmen des fremden Mannes, der ihm auf dem Wege zu seinen Brüdern begegnet, und demnächst das Benehmen dieser Brüder gegen ihn. Alle die Bemerkungen aber, zu welchen dadurch Anlaß gegeben wird, können wir füglich von dem Hauptsage ausgehen lassen:

Fremde leisten zwar nicht immer, aber doch oft uns mehr, als unsere nächsten Blutsverwandten.

I. Nicht immer, sage ich, leisten sie uns mehr. Das wäre auch in der That sehr unnatürlich.

Die Familienverbindung ist ja die erste, in welcher die Vorsehung uns auf Erden hervortreten läßt. Eltern sind da, die uns empfangen bei unserer Ankunft im Lande der Lebendigen, oft auch wohl schon Brüder und Schwestern, oder wir selbst begrüßen die

neuen Ankömmlinge in diesem Lande. Unsere Kindheitsjahre hindurch ist das Vaterhaus unsere Welt; diejenigen, die zu diesem Hause gehören, sind die nächsten Glieder der Menschenkette, an welche wir uns angeschlossen fühlen; in ihren Umarmungen entwickeln sich die süßen Empfindungen der Liebe, die uns auch nachher in jede anderweitige Verbindung begleiten sollen; in ihrem traulichen Kreise finden wir unsern Spielraum, wenn jeder andere uns verschlossen ist. Ja, selbst späterhin, wenn wir durch Stand und Beruf schon umhergetrieben werden in der größern Menschenwelt, ist unsere Familie immer wieder der feste Mittelpunkt, zu welchem wir zurückkehren, um dort auszuruhen von Beschwerden und Mühseligkeiten, und die reinsten, stillsten Lebensfreuden zu genießen. Schon die geheime Macht der Zeit und der Gewohnheit also bindet uns nach dem Willen Gottes zunächst an unsere Verwandten, und gebietet uns, ihnen mehr zu leisten und mehr zuzutrauen, als Andern.

Außerdem aber ist auch unser Schicksal mit dem Schicksale unserer Verwandten aufs innigste verflochten. Wir sagen mit Juda: Sie sind unser Fleisch und Blut. Wir betrachten sie als Mitglieder eines Körpers, dessen Glieder auch wir sind, und so lange diese Ansicht nicht durch Leidenschaften verrückt wird, bestätigt es die Erfahrung: Wenn Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn Einem Gliede wohl ist, so freuen sich alle Glieder mit ihm *). Was den Kindern widerfährt, beurtheilen die Eltern so, als ob es ihnen selbst widerfahren sey. Ein Kranker unter unsern häuslichen Angehörigen versetzt das ganze Haus in ängstliche Bewe-

*) 1. Cor. 12, 26.

gung. Die Ehre unsers Bruders, unserer Schwester halten wir für unsere eigene Ehre. Um unserer selbst willen schweigen wir, wenn sie verletzt wird durch ihre Schuld; wir empören uns wider den, der sie unbefugter Weise kränkt und beleidigt; wir sind stolz auf sie, wenn sie zu hohem Ansehen gelangen; der Glanz ihres Glücks wirft seine Strahlen auch auf uns herüber. Welche Unnatur also, wenn dennoch die nächsten Blutsverwandten sich einander nicht mehr leisten, als sie von dem Fremden erwarten dürfen!

Erkennen wir die Pflicht der Dankbarkeit für eine der ersten und heiligsten, die wir zu beobachten haben; so erscheint uns ein solches Verhalten noch unnatürlicher. Denn wenn wir auch sogar hinwegsehen von den einzelnen unzählbaren Wohlthaten, die uns von Eltern erwiesen wurden, und uns nun die Verbindlichkeit auflegten, sie durch Liebeserweisungen aller Art möglichst zu vergelten; so bleibt doch immer noch Vieles übrig, was uns zu Schuldnern unserer Familie macht. Wer sollte nicht gestehen müssen, daß auch mancher andere unter seinen Angehörigen sich oft gleichfalls großes Verdienst um ihn erworben habe? Wer sollte nicht wissen, wie viel oft in der Pflege und Bildung der jüngern Familienglieder von der Sorgfalt und Aufmerksamkeit ihrer ältern Geschwister abhängt? Wer sollte nicht schon erfahren haben, wie mancher Schmerz dem jugendlichen Menschen gelindert, wie manche Hülfe geleistet, wie manche Gefahr abgewendet, wie mancher Rath gegeben, wie mancher Trost zugesprochen, wie manche Stunde verjüßt werde durch diejenigen, die ihm immer so nahe stehen, und selbst an Heiterkeit verlieren, wenn er nicht heiter ist? Und wer sollte denn nicht auch in das höchste Erstaunen gerathen, wenn dies

alles durchaus keine Dankbarkeit wirkte, und die Blutsverwandten in der Folge niemals einander mehr leisteten, als Fremde?

Ein solche durchgängige Unterdrückung natürlicher Empfindungen bemerken wir auch in Jakobs Familie nicht. Sein Sohn Joseph wenigstens stellet uns schon gleich ein Beispiel des freudigsten kindlichen Gehorsams dar. Die Gegend von Sichem war es, wo jetzt seine Brüder ihres Vaters Heerden weideten. Dort hatten sie vor einigen Jahren die größte Grausamkeit verübt. Trotz der rühmlichen Gewissenhaftigkeit und Friedliebe, mit welcher Hemor, der dortige Fürst, wegen der Schandthat seines Sohnes an ihrer Schwester ihnen völlige Genugthuung angeboten, und auch die Bedingungen, die deshalb von ihnen selbst waren vorgeschlagen worden, pünktlich erfüllt hatte, waren sie so treulos gewesen, bald nachher, glühend von Rachsucht, ihn und alle seine männlichen Untergebenen zu morden, ihre Stadt auszuplündern, und Weiber und Kinder gefangen zu nehmen. Schon damals hatte ihr Vater von dieser Bundbrüchigkeit und dieser Wuth die schrecklichsten Folgen gefürchtet. „Ihr habt mir ein Unglück zugerichtet — so hatte er besonders die Häufelsführer jenes Verbrechens, Simeon und Levi, angeredet — die Einwohner des Landes, die Cananiter und Pheresiter, werden nun Abscheu vor mir haben, und wenn sie sich zusammenrotten wider mich, so reicht meine Macht nicht hin, mich zu vertheidigen — sie werden mich schlagen und vertilgen sammt meinem Hause“^{*)}. Ohne Zweifel trat dieser Gedanke jetzt wieder vor seine Seele. Mit dem Worte Sichem hatten sich bange Vorstellungen verknüpf. Er wünschte, zu erfahren, wie es

*) 1. Mos. 34, 30.

dort um seine Söhne stehe. Er rief also seinen geliebten Joseph zu sich, um ihn dahin zu senden. Angenehm zwar konnte diesem wohl ein solcher Auftrag nicht seyn. Auch ihm waren die Gefahren bekannt, die seiner Familie in einer Gegend drohten, deren übrig gebliebene Bewohner noch des Bluts ihrer treulos erschlagenen Freunde gedachten. Und in dieser Gegend sollte er allein dahinwandeln! Er kannte auch seine Brüder, die jenen Gefahren Trotz boten, und sich auf ihre Stärke verließen. Er wußte, wie sehr sie ihn anfeindeten. Und nun sollt' er sie auffuchen, fern von dem schützenden Vater! Doch er selbst war von schuldlosem Sinne; darum erbebt er nicht. „Der den Herrn fürchtet, der darf vor nichts erschrecken, noch sich entsetzen; denn der Herr ist seine Zuversicht.“ *) Er selbst war kein Feind seiner Brüder; darum war auch ihr Schicksal ihm nicht gleichgültig. Er liebte endlich seinen Vater; die Ruhe desselben lag ihm am Herzen. Darum folgte er auch gern dessen Winken und Befehlen. „Komm, ich will dich zu ihnen senden“, sprach der Vater. Und der treue Sohn antwortete auf der Stelle: „Ich bin bereit.“ Und so wandelte er denn hin nach Sichem, seinen Brüdern und — seinem Schicksale entgegen. O ihr alle, die ihr noch einen Vater, oder eine Mutter, oder beide noch habet — welch ein Muster ist euch hier Joseph! Aber wie weit steht ihr so oft diesem Muster nach! „Ich bin bereit.“ Ist das die Sprache, die auch ihr führet, wenn etwa eure Eltern euch einen Auftrag, und wohl gar einen unangenehmen, einen gefährlichen ertheilen? Wartet ihr niemals auf drei- oder viermaliges Ermahnen und Auffodern? Er-

*) Sic. 34, 16.

hebet ihr niemals dagegen irgend eine Klage oder Widerrede? Suchet ihr niemals unter allerlei Ausflüchten und Entschuldigungen euch loszureißen von euren Verbindlichkeiten? Oder erfüllet ihr niemals den Wunsch eurer Eltern nur saumselig und verdrossen? Ach, vielleicht giebt es auch unter uns noch manchen Sohn und manche Tochter, die der Ruhe ihrer Eltern nicht achten, die der gerechtesten Ansprüche derselben insgeheim spotten, die ihnen oft die unanständige Widersetzlichkeit beweisen, und es wohl gar laut sagen: Das thue ich nicht — das möget ihr selbst thun! — O der Fühllosen! Ist das der Dank für die tausendfachen Wohlthaten, die ihnen aus Elternhand zufließen? Ist das der Lohn für unzählige, willig übernommene Schmerzen, Sorgen und Unbequemlichkeiten? Die Achtung, welche die Unterthanen ihrem Fürsten schuldig sind, gebühret auch denen, die er angeordnet hat, seine Stelle irgendwo zu vertreten, und jede Ansehung unrechtmäßiger Widersetzlichkeit gegen sie wird als Widersetzlichkeit gegen ihn selbst angesehen. Sind aber nicht auch die Eltern wirklich von Gott bestimmt, an seiner Stelle und in seinem Namen auf die Kinder zu wirken? Sagt nicht darum schon Sirach: Wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater und dienet seinen Eltern, und hält sie für seine Herren?*) Und heißt es denn nicht, heraustreten aus dem Verhältnisse, worin die Kinder zu ihren Eltern als ihren Vorgesetzten stehen, heißt es nicht, mit den Eltern sich in gerade Linie stellen oder sich über sie erheben, und sie als Untergebene behandeln, wenn ein Kind ihnen den schuldigen Gehorsam weigert, und von ihnen selbst den Dienst, den es leisten soll und kann, zu fodern wagt? Ist nicht ein solcher trotz-

*) Sir. 3, 8.

Reche, Belehrungen I.

der Regel nach von Fremden erwarten dürfen. Doch — nicht alle Menschen sind, wie Joseph und Ruben.

II. Oft leisten Fremde wirklich uns mehr, als unsere nächsten Blutsverwandten, und unerklärbar ist uns das keinesweges. Wie aus der Natur vieler an sich selbst wohlthätigen und sogar unentbehrlichen Dinge (z. B. des Feuers und Wassers) unter besondern Umständen Uebel hervorgehen können, so auch aus der Natur naher Verbindungen unter den Menschen.

In solchen Verbindungen giebt es strengere Rechte und Pflichten, als unter Menschen, die sich einander fremd sind. Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern haben mehr Aufmerksamkeit auf ihre wechselseitigen Bedürfnisse, mehr Theilnahme an den Bemühungen für gemeinschaftliches Wohl, mehr Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, mehr Schonung, Geduld, Offenberzigkeit u. dgl. von einander zu fordern; als von denen, welche in gar keinem engern Verhältnisse mit ihnen stehen. Es greift daher auch vorzüglich schmerzhaft in unsere Empfindung ein, wenn sogar unsere nächsten Blutsverwandten kein Bedenken tragen, unsere unbestreitbaren Rechte zu kränken, ihre heiligen Pflichten gegen uns zu übertreten. Und wenn nun wir selbst die Fehlenden sind — wenn auch wir unsern nächsten Blutsverwandten nicht leisten, was wir sollen und können — ist es dann zu verwundern, daß sie gleichfalls unsere Erwartungen mehr oder weniger unbefriedigt lassen? Können Eltern, die ihre Kinder, können Söhne und Töchter, die ihre Eltern, können Schwestern und Brüder, die ihre Geschwister mit Lieblosigkeit behandeln, etwas anderes erndten, als sie säeten? Fremde hatten an uns nicht solche Ansprüche zu machen; wir standen ihnen nicht nahe genug, um ihre Herzen verwunden zu können;

ſie ſehen in uns keine pflichtvergeſſenen Menſchen, keine Beleidiger, wenigſtens keine, deren biſheriges Benehmen gegen ſie ihnen unverzeihlich erſchiene; die Stimme der Menſchlichkeit, die ſie zu uns hinruft, ertönet ihnen noch ungedämpft. Wird denn nicht hieraus erklärbar, warum oft ſie uns mehr leiſten, als unſere nächſten Blutsverwandten?

Aus der genauen Verbindung mit den Leſtern, und aus dem unmittelbaren Einflusse ihres Schickſals auf das unſrige gehet auſſerdem auch nicht ſelten ein Widerſtreit zwiſchen unſerm perſönlichen Vortheile und dem ihrigen hervor. Da wünſcht z. B. mancher Sohn des Hauſes, daß er gar keine oder nicht ſo viele Brüder und Schweſtern haben möchte. Jeder derſelbe ſchmälert ſein künftiges Erbtheil. Da wird mancher Andere von Unmuth ergriffen, wenn er durch einen ſeiner Angehörigen, dem er doch völlig gleich zu ſeyn glaubt, ſich verdunkelt ſehen muß. Da ſchämt ein Dritter ſich, mit einem andern ſo nahe verwandt zu ſeyn; denn dieſer iſt vielleicht ſehr häßlich, oder ſehr geiſlos und ungeſchickt, oder in tiefe Armuth verſunken. Auch hier alſo wird es einleuchtend: wenn unſere nächſten Blutsverwandten durch uns ihr Wohl, obgleich ohne unſere Schuld, gefährdet oder verringert zu finden glauben; ſo leiſten oft Fremde uns mehr, als ſie. Dieſe ſehen unſern Zuſtand von dem ihrigen mehr abgeſondert; ſie verlieren nichts, indem wir gewinnen; ſie haben keinen Grund, uns zu verlängnen oder zurückzudrängen, wenn es uns übel geht; ſie ſuchen oft wohl gar darin ihren Ruhm, ſich mehr, als unſere eigenen Blutsverwandten, um uns verdient zu machen.

Was iſt endlich natürlicher, als daß die nahe Verbindung

der letztern unter einander oft auch wohl nach und nach wechselseitige Geringschätzung erzeuget? Nur der Hausvater und die Hausmutter machen noch wohl eine gewisse Erhabenheit über die übrigen Familienglieder geltend; aber diese leben mit einander in zwanglosen Verhältnissen. Sie entbinden sich von der Beobachtung jener Höflichkeitsregeln, welche sonst im geselligen Verkehr noch ihren Werth behaupten, und dort manchen Ausbruch des rohern Sinnes verhüten. Jeder hat dieselben Rechte, die der Andere hat, und jeder sträubt sich darum auch wohl gegen den andern, wenn dieser ihm Ehrfurcht zu gebieten sucht. Auch macht das tägliche Beisammenseyn den Einen mit den Fehlern des Andern genauer bekannt, und dies ist gleichfalls oft wieder von der nachtheiligsten Wirkung. Wenn die nächsten Blutsverwandten sich über die Pflicht der wechselseitigen Achtung erhoben dünken; so streben sie sich einander entgegen. Man bemerkt daher immer, daß der Haß, wenn er einmal unter Brüdern und Schwestern einreißt, gerade am längsten gähre, am fürchtbarsten tobe. Keiner wird hier durch Achtung vor dem Andern in Schranken gehalten, und Fremde leisten in solchen Fällen uns mehr, als sie. Denn vor diesen haben wir unsere etwaigen fehlerhaften Seiten noch gar nicht, oder doch nicht so sehr enthüllt; sie sind durch vertraulichen Umgang mit uns noch nicht veranlaßt worden, uns gleichgültig oder verächtlich zu behandeln; sie glauben uns schuldig zu seyn, was sie in ähnlicher Lage auch von uns erwarten würden; sie ehren noch in uns die Menschen.

Bei ernster Ueberlegung dieser allgemeinen Gründe jener Erscheinung wird nun auch das Erstaunen über Jesephs Schicksal gemindert. Wir sehen, daß hier alles einen natürlichen Gang nehme. Auch ihm wurde in seinem Leben

von Fremden mehr geleiſtet, als von ſeinen Blutsverwandten. Sehet auch hier wieder Gottes Walten! Eine vorläufige Erfahrung dieſer Art machte er ſchon bei ſeiner Wanderung nach Sichem.

Da verirrete ſich der gute Jüngling. Er iſt in einer Gegend, wo es wenige gebahnte Heerſtraßen und noch weniger Anſtalten zur Sicherung der Reiſenden giebt; in einer Gegend, wo die empörende Grausamkeit ſeiner Brüder noch in dem friſchen Andenken aller nachbarlichen Bewohner ſchwebte. Hier ſuchet er eben dieſe Brüder, und findet ſie nicht; hier irret er auf dem Felde umher, einſam, unerfahren, und leicht zu überwältigen. Wie muß dem Armen dort zu Muth ſeyn! Aber ſehet da! Es begegnet ihm ein fremder Mann. Dieſer hat von ſeinen Brüdern vernommen, wohin ſie ihre Heerde zu treiben gedachten. Er weiſet den irrenden Jüngling zurecht. Ein großes Verdienſt iſt freilich dem Manne darum allein nicht zuzuschreiben. Er thut etwas, das ihm weder Mühe noch Aufopferung koſtet. Aber wird er nicht dadurch doch für Joſeph ein beruhigender Wohlthäter, ein leitender Engel, den die Hand der Vorſehung in jener Gegend ihm anweiſet? Und wie? wenn wir vorausſetzen, daß dieſer Mann zu einer der benachbarten Völkſchaften gehöret, die ſonſt allein jene Gegend bewohnten und mit ihren Heerden benutzten, und unter welchen die Söhne Jakobs vielleicht immer noch mit Abſcheu genannt wurden? Unwahrscheinlich iſt das doch nicht. Auch er wandert ja einſam dahin. Man ſieht jedoch, daß er des Weges in jener Gegend kundiger ſey; denn von ihm wird nicht bemerkt, daß er ſich gleichfalls verirret habe. Gewinnet nicht nun unſere Anſicht von dieſem Manne einen höhern Reiz? Erſcheinet er nicht nun uns als ein Menſchenfreund, ohne

Misgunst, ohne Nachsicht, ohne alle Gerechtigkeit, den Irrenden noch tiefer in die Irre zu führen, und ihn von seinen Brüdern getrennt zu erhalten? Beschämte er nicht zugleich alle diejenigen, die dem Fremden ihre Gefälligkeit weigern, nur ihren Eigennutz ihm fühlbar machen, und dadurch nicht nur ihrer Gegend im Auslande einen bösen Ruf, sondern oft auch ihren reisenden Mitbürgern, als Fremdlingen im Auslande, eine ähnliche Behandlung bereiten? Mahnet nicht sein Beispiel uns überhaupt an die Pflicht, die Irrenden aller Art, wo auch nur immer sich Gelegenheit dazu darbietet, auf den richtigen Weg hinzuweisen, unsere gründlichern Einsichten, unsere gereisern Erfahrungen, unsere geprüftern Grundsätze ihnen mitzutheilen, sie mit sanftmüthigem Geiste zu warnen, wo sie fehlen, zu ermuntern, wo ihr Muth erschlappt und auf solche Weise sie ihrem wahren Ziele immer mehr anzunähern? Erinnert er uns nicht auch an das spätere erhabnere Beispiel des eingebornen Sohnes Gottes selbst, der einer ganzen Welt voll Irrender in höherm Sinne des Worts als treuer Führer durch die Wüste des Lebens erschien? Doch — hinwegwenden müssen wir jetzt unsere Blicke von diesem redlichen Fremden. Er leistete dem irrenden Jünglinge, was er ihm hier zu leisten hatte. Aber wie benahmen sich in Vergleichung mit ihm Josephs eigene Brüder?

Arglos und fröhlich eilet der treue Bote seines Vaters ihnen entgegen. Schon ist er zu Dothan, fünf bis sechs Stunden von Sichem, in ihrer Nähe angekommen. Aber kaum erblickten sie ihn von ferne; so heißt es auch schon: „Seht, da kommt der Träumer her! Laßt uns doch seine Träume zu Schanden machen! Der Thor glaubt uns alle überflügeln zu können, und wir erfahren es ja täg-

lich, daß dies unserm Vater nicht unangenehm seyn würde. Ziehet nicht dieser ihn ungerechter Weise uns allen vor? Müßten wir nicht überall dem verrätherischen Lieblinge nachstehen? Und ist das nicht unerträglich? Kommt, laßt uns ihn erwürgen, und dann in eine Cisterne werfen, und sagen, ein wildes Thier habe ihn zerrissen. So wird sich dann zeigen, wie seine stolzen Träume so genau in Erfüllung gegangen sind!“ Dies ist die Sprache der erbitterten Brüder. Nur Ruben, der älteste unter ihnen, erklärt sich sogleich wider das Erwürgen. Er schlägt vor, ihn lieber lebendig in eine Cisterne zu werfen. Solche Cisternen waren Wasserbehälter in der Erde, unten weit und oben enge, damit das Regenwasser, das sich in ihnen gesammelt hatte, nicht so bald wieder verdunstete. In jenen heißen Gegenden, wo es so sehr an Quellwasser gebricht, mußten sie für die Hirten und ihre Heerden an jedem passenden Orte gegraben und ausgemauert werden, obgleich sie zur Zeit der Dürre auch wohl bald wieder versiegten. Wer aber hineinstürzte, konnte ohne fremden Beistand nicht wieder herauskommen; er mußte im Schlamm erstickten oder des Hungertodes sterben. Ruben thut diesen Vorschlag nur, um die Wuth seiner Brüder einstweilen zu stillen. In'sgeheim ist er gesonnen, den Benedicten nachher wieder zu retten, und seinem Vater zurückzuführen. Sein Vorschlag wird angenommen, aber sein geheimer Plan vereitelt. Joseph nahet sich; mit Gewalt entkleiden ihn seine Brüder von dem bunten Gewande, dessen Anblick aufs neue ihren Zorn aufstachelte; sie werfen ihn in eine jetzt eben wasserleere Cisterne, setzen sich dann ruhig (wer erstaunet nicht über ihre Gleichgültigkeit gegen Bruderleben?) zum Essen nieder, ziehen ihn aber nachher, in Rubens Abwesenheit, wieder hervor, und

verkaufen ihn auf Juda's Rath an eine vorüberziehende Gesellschaft (oder Caravane) von midianitischen Kaufleuten für zwanzig Silberlinge *). Juda, mit Rubens Vorhaben unbekannt, will gleichfalls Joseph's Leben schonen. Nicht umkommen soll er in seiner Grube. Aber die Gelegenheit, die sich darbietet, ihn zu verhandeln, wecket doch einen Wuchergeist, der das Rechtsgefühl übertäubet, und weder der Ruhe eines Vaters, noch des künftigen Schicksals eines Bruders achtet. Und so wird denn nun der gute Jüngling ein Sklave — weggerissen von seines Vaters liebevollem Herzen — hinabgesunken von der Höhe des Glücks, das ihm schon im Traume erschien! Ein Fremdling hatte ihm den rechten Weg angewiesen. Aber auf welchem Weg stoßen ihn seine nächsten Blutsverwandten!

O ihr Eltern, bewahret unter euren Kindern den Frieden! Bewahret ihn auf alle mögliche Weise! Gebet selbst ihnen jederzeit das anziehende Beispiel der Liebe und Eintracht, und euer Auge verkläre sich vor ihnen im Genusse der stillen, reinen Freuden, die daraus hervorgehen! Verhaltet euch gegen sie mit solcher Partheilosigkeit, und treffet solche Veranstaltungen, daß von eurer Seite zum Neide und Hasse unter ihnen nimmermehr Anlaß gegeben wird! Ihr sehet ja doch aus Joseph's Geschichte, wie das Gegentheil wirken könne. Aber auch euch, ihr Brüder und Schwestern, auch euch muß ich ermahnen und

*) Ein Silberling (oder Sckel Silbers) war damals noch keine Münze. Das Silber wurde nur gewogen, und das Normalgewicht eines Sckels lag späterhin in der Stiftshütte, dann im Tempel. (2. Mos. 30, 13. 1. Chron. 24, 29.) Als Münze waren in der Folge zwanzig Silberlinge etwa zehn schwere Thaler.

bitten: Bewahret den Frieden unter euch! Erwäget, daß ihr nach Gottes Anordnung euch einander die nächsten Blutsverwandten seyd, daß ihr es für Schande zu achten habet, wenn dem einen oder dem andern unter euch vielleicht ein Fremder noch mehr leistet, als ihr, daß ihr es nie verantworten könntet, wenn nicht jeder unter euch zum Wohl der ganzen Familie treulich mitwirket, und daß hingegen euer Haus dem Geiste jedes vorübergehenden Redlichen, der euch kennet, wie ein Pallast erscheine, wenn er beim Anblicke desselben sagen kann: In diesem Hause waltet die Liebe! Ja, das müsse gesagt werden können von jeder unserer Wohnungen!

Liebe, komm herab vom Himmel!
Komm in unser Herz; hinab!
Reiße durch das Weltgetümmel
Auch die Unfern bis ans Grab!
Laß durch deine Macht auf Erden
Jedes Haus regieret werden!

4.

Aus jeder Leidenschaft quillt inneres
Verderben.

Einleitung.

Aus Josephs Geschichte sehen wir, daß im gesellschaftlichen Leben der Menschen schon frühzeitig auch ein Sklavenstand eingeführt worden sey. Man darf sich darüber nicht wundern. In den ersten Zeiten der Welt waren die Menschen durchgängig noch ungebildet. Beschäftigt nur mit der Jagd oder nur ihre Heerden treibend von einer Weide zur andern erstarke natürlicher Weise mehr ihre körperliche, als ihre geistige Kraft. Und unter solchen Menschen herrscht daher auch immer noch das sogenannte Recht des Stärkern. Wer den Andern überwältigen kann, der ist des Andern Herr. Er verfährt mit ihm, wie mit seinem Eigenthume; er verkauft ihn, wie man irgend eine andere Sache verkauft. Selbst das weibliche Geschlecht lebt bloß, weil es das schwächere ist, unter solchen Menschen in einer Art von Sklaverei. Die beschwerlichsten Arbeiten werden ihm aufgebürdet; es wird eingeschlossen in abgesonderte Wohnungen; es wird Wucher mit ihm getrieben. Nur der gebildetere Mensch erkennet den großen Unterschied zwischen den Personen und Sachen. Er weiß, daß eine Person auch Rechte habe, und daß er diese Rechte für gültig erklären müsse, weil er sonst auch die seinigen für ungültig erklären würde. Er ist überzeugt, daß ein Mensch, als vernünftiges, gottähnliches Wesen, über alle andere sichtbare Dinge erhaben, und darum auch ganz anders, als diese,

zu behandeln sey. Er fühlt, daß er um seiner eigenen Würde willen es nicht zugeben oder sich selbst erlauben dürfe, irgend einen Mitgenossen dieser Würde unter die verkäuflichen Sachen herabzusetzen.

Ob auch den Brüdern Josephs in ihren damaligen Verhältnissen eine solche Einsicht zuzutrauen gewesen sey — das ist eine Frage, die hier gänzlich unentschieden bleiben darf. Denn hier lassen noch andere Fragen sich aufwerfen, die sie bei einigem Nachsinnen sogleich hätten beantworten können. War nicht Joseph ihr Bruder? Hatte er nicht mit ihnen dieselben Rechte eines Freigebornen? Durften sie diese Rechte niedertreten, und das sogenannte Recht des Stärkeren gegen ihn geltend machen? Durften sie auf ihre eigene Familie Schande wälzen, und einen aus ihrer Mitte zum Sklavenstande erniedrigen? Und wenn sie auch von ihm beleidigt zu seyn glaubten — dachten sie denn gar nicht an seine Jugend, nicht an die Schuldlosigkeit seines Herzens, nicht an die vorzüglichen Anlagen seines Geistes, auch nicht an den Werth, den er für ihren alten Vater hatte? Durften sie jene vermeintliche Beleidigung so zu rächen wagen, daß sie ihn (wenigstens war das ihr Zweck) auf immer in ein tiefes Elend stürzten, und zugleich ihrem Vater einen unauslöschlichen Schmerz bereiteten? — Dies waren sehr natürliche Fragen, die sie sich hätten vorlegen sollen, ehe sie jenem verwerflichen Rathe Juda's folgten. Allein sie fragten nicht nach Recht und Billigkeit, nicht nach Vater und Bruder. Nur Neid und Haß gährten in ihrem Innern; nur Wuth und Rachsucht waren die höllischen Geister, denen sie Gehör gaben. Sie drückten ihn hinab in den verachteten Sklavenstand, ihren eigenen Bruder, den Liebling ihres bejahrten Vaters! Da zog er nun hin, der arme, gutartige Jüngling, beraubt seines Ge-

wandes, umringt von fremden Midianitern! Da zog er hin, jammernd und wehklagend, hin in ein fernes, unbekanntes Land, hinweg von dem Vater, den er liebte, und der ihn wieder liebte — eine dunkle Gewitterwolke vor seinen Augen! — Gott, welches Unrecht! Wie konntest du es gestatten? — Doch, du bist wunderbar mit deinem Thun unter den Menschenkindern, und früher oder später vergiltst du den Ungerechten nach ihren Werken. Auch im Dunkel sollen wir anbeten deinen heiligen Namen. —

Text. 1. Mos. 37, 31—35.

„Josephs Brüder nahmen nun seinen Rock, schlachteten einen Ziegenbock, und tunkten den Rock in das Blut. (32) Hierauf schickten sie den bunten Rock ihrem Vater hin, und ließen ihm sagen: den haben wir gefunden; siehe doch zu, ob es deines Sohnes Rock sey, odre nicht. (33) Er aber erkannte ihn, und rief aus: Meines Sohnes Rock ist es! Ein wildes Thier hat Joseph gefressen! Ein reißendes Thier hat ihn zerrissen! (34) Und Jakob zerriß seine Kleider, legte eine Trauerhülle an, und trug Leid um seinen Sohn lange Zeit. (35) Umsonst traten alle seine Söhne und Töchter auf, ihn zu trösten; er wollte sich nicht trösten lassen, sondern sprach: Ich werde vor Kummer hinabsinken in die Grube zu meinem Sohne. Also beweinte ihn sein Vater.“

Ihren Hauptzweck haben Josephs Brüder nun erreicht. Befriedigt ist ihre Leidenschaft. Der Verhasste ist aus ihrer Mitte verschwunden, und nicht einmal auf die entfernteste Weise ahnet ihr Vater die Schuld, welche sie selbst dabei auf sich geladen hatten. Allein wer möchte ihnen dazu wohl Glück wünschen? Zeigten sie sich schon in Dethans Gefilden von einer verächtlichen Seite; so stoßen sie nun hier uns noch mehr zurück. Sie überzeugen uns von der Wahrheit:

Aus jeder Leidenschaft quillt inneres Verderben;

eine Wahrheit, die wir am Ende auch sogar durch ihres Vaters Benehmen zum Theil bestätigt finden werden.

Was inneres Verderben sey, ist leicht zu errathen. Unterschieden von dem äussern, das dem körperlichen Zustande und den Umgebungen des Menschen eine traurige Gestalt giebt, breitet es sich aus in dem unsichtbaren Heiligthume der Menschennatur. Es findet sich da, wo die Vernunft nicht gehörig wirken kann; wo das Gewissen eingeschläfert ist, wo der Wille eine gesetzwidrige Richtung hat, und dem Herzen Ruhe und Hoffnung gebricht. Und ein solches Verderben quillt aus jeder Leidenschaft, das heißt, aus jeder übermächtig gewordenen sinnlichen Neigung oder Abneigung. An sich selbst zwar können dergleichen Neigungen oder Abneigungen nicht verwerflich seyn. Sie haben ihren Grund in der Einrichtung unserer Natur, und diese haben wir selbst uns nicht gegeben. Wir fühlen unwillkürlich zu der einen Person oder Sache uns mehr hingezogen, als zu der andern, und von der einen mehr, als der andern, uns zur Gleichgültigkeit oder zum Widerwillen gestimmt. Wir können dieses Gefühl nicht abwehren, und sollen es auch nicht; denn da es nicht bei allen Menschen dasselbe ist, so entwickelt sich daraus die Mannichfaltigkeit von Beschäftigungen und Berufsarten, deren das gesellige Leben bedarf. Allein übermächtig darf es nicht werden; es darf unsern Geist, dem das Herrschaftsrecht gebührt, nicht unterjochen; es darf uns nicht hinwegtreiben über die Schranken, die das göttliche Gesetz uns anweist. Sobald man von einem Menschen sagen kann: er ist leidenschaftlich eingenommen für oder gegen eine Person, für oder gegen

eine Sache; so hat er die Herrschaft über sich selbst schon mehr oder weniger verloren; er verhält sich nur leidend, folgt nur seiner Neigung, oder Abneigung, und zieht sich dadurch, wenn auch nicht immer oder nicht sogleich, ein äußeres, doch jederzeit ein inneres Verderben zu, ein Verderben, das um so größer wird, je blinder, je heftiger, je anhaltender er für oder gegen die Person oder die Sache eingenommen ist.

1. Jede Leidenschaft umnebelt die Vernunft des Menschen. Erhoben über das vernunftlose Thier soll er alles, was um ihn her ist und geschieht, und alles, was er denkt und redet und thut, in möglichst klares Licht stellen, um es möglichst genau und richtig beurtheilen zu können. Nicht für falsch halten soll er das Wahre, nicht für böse das Gute, nicht für Recht das Unrecht, nicht für beifallswerth das Tadelswürdige, nicht für unmörtlich das Göttliche, und umgekehrt. Stiller Prüfungsgeist soll ihn leiten, damit er nichts zu hoch, nichts zu gering schätze, sondern in Hinsicht auf jede Person und jede Sache sich so verhalte, wie es dem innern Werthe derselben und seinen Verhältnissen angemessen ist. Das sind die Hauptzüge der Weisheit, welche Salomo höher achtete, als Reichthum, und langes Leben und Siegesruhm, und die er deshalb vom Herrn erbat, als dieser ihm gesagt hatte: Bitte, was ich dir geben soll.*) Den vorzüglichen Werth dieser Weisheit bezeichnete er nachher auch in seinen Schriften, und der unzertrennliche Zusammenhang derselben mit dem wahren Christenthume veranlaßte in der Folge die Ermahnung eines Apostels: Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was feusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Lu-

*) 1 Kön. 3, 5 ff.

gend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!/*) Wie aber kann zu einem solchen Nachdenken Kraft und Neigung stattfinden bei einem Menschen, der sich gleichsam in einen fortwährend berauschten Zustand versenkt hat? Die Leidenschaft zieht einen täuschenden Dunstkreis um seine Vernunft. Sie hindert ihn an klarer Erkenntniß; sie verwirret seine Begriffe; sie verfälschet sein Urtheil. So wirkte sie offenbar auch auf Josephs Brüder. Beherrscht von einem übermächtigen Widerwillen gegen ihn hielten sie jeden Vorzug, den er hatte, oder der ihm auch unverlangt von seinem Vater eingeräumt wurde, für eine Beleidigung, die er ihnen selbst zufüge. War das vernünftig? Sie glaubten sogar, sich zu Herren seines Lebens aufwerfen zu dürfen, und ihm nur sein Recht wiederfahren zu lassen, wenn sie ihn erwürgten, und dadurch seiner eingebildeten Erhöhung über sie plötzlich ein Ende machten. War das vernünftig? Ihre Mordbegierde wurde nachher gedämpft durch das erwachende Gefühl, daß es doch ungeziemend sey, Bruderblut zu vergießen; sie verkauften ihn deshalb als einen Sklaven, und nun wähten sie, nur Billigkeit an der Stelle des Rechts bewiesen, auf die Heiligkeit der Familienbande pflichtmäßige Rücksicht genommen, und sich ganz unsträflich verhalten zu haben. War das vernünftig? Nein, wir sehen es hier: Wo die Leidenschaft gähret oder brauset, da ziehet die Vernunft gleichsam schambast sich zurück, da treten die einleuchtendsten Grundsätze des Denkens und Handelns aus dem Bewußtseyn des Menschen heraus, da ist es oft wohl gar, als ob er aufgehört habe, ein Mensch zu seyn. Beobachtet doch nur einmal einen heftig Zürnenden! Weiß er noch, was er thut? Ueberdenkt er noch, was er sagt?

*) Phil. 4, 8.

Hört er noch auf gegründete Vorstellungen? Oder wird er nicht vielmehr oft nur um so mehr entrüstet, je mehr man sich gegen ihn zu rechtfertigen, und ihn zu besänftigen sucht? Funkelt nicht sein Auge, raset und schäumt er nicht oft, einem wilden Thiere gleich? Beobachtet einen Andern, dessen Leidenschaft von stillerer Natur ist, einen Menschen, der z. B. sein Geld über alles liebt! In welche nagende Sorgen verstrickt ihn der Erwerb und die Bewahrung des Geldes! Wie manche schlaflose Nacht, wie manchen erniedrigenden Vorwurf, wie manche drückende Beschwerde läßt er sich gefallen, um reich zu werden, das heißt, um mehr zu haben, als er braucht! Wie oft ist er, um reich zu bleiben, ein Menschenfeind, ohne Mitgefühl bei den Klagen und Thränen der Armen, und zugleich ein Tyrann gegen sich selbst und die Seinigen, indem er sich selbst und ihnen sogar die nothwendigsten Befriedigungsmittel des Bedürfnisses schmälert! Der Narr! Noch in dieser Nacht kann seine Seele von ihm gefodert werden; und wessen wirds dann seyn, was er gesammelt hat? *) Wodurch wird sie ihm dann vergütet, die Aufopferung seiner süßesten Lebensstunden, und seiner herzerhebendsten Hoffnungen auf die Erndte der Zukunft? Ist nicht offenbar die ernste Besonnenheit von ihm gewichen? Betrüget er nicht sich selbst um das wahre Glück, indem er dem leeren Scheine desselben nachjagt? Verirret er nicht oft sich wohl gar so weit, daß er des höchsten Gottes ganz vergißt, und nach Hiobs Bemerkung **) zu dem Goldklumpen sagt: mein Trost, weil die Leidenschaft ihm diesen als etwas Göttliches vorzaubert? O der Unvernunft! Es ist nicht anders möglich; der gefährlichen

*) Luc. 12, 15—20. **) Hiob. 31, 24.

Folgen müssen hieraus noch mehrere hervorgehen — auch diese:

2. Jede Leidenschaft betäubet das Gewissen des Menschen, und bringet es um so mehr zum Schweigen, je reger und mächtiger sie ist. Befriedigt will sie seyn, und alles, was ihrer Befriedigung im Wege steht, sey es auch Gottes Gesetz, ist ihr verhaßt. Umsonst stellet dieses Gesetz dem Geiste des Menschen von leidenschaftlicher Gemüthsstimmung sich dar in all' seiner Ehrwürdigkeit; umsonst warnet ihn der unbestechliche Richter in seiner Brust vor einer Abweichung von der Bahn des Rechts; umsonst erinnert er ihn, daß noch niemals ein Mensch es bereuet habe, seiner Pflicht getreu geblieben, und über die Versuchungen zur Untreue als Sieger davon gegangen zu seyn. Anfangs hat er dabei einen innern Kampf zu bestehen; er findet ein Gesetz in seinen Gliedern, das da widersreitet dem Gesetz in seinem Gemüthe*); er schwankt hin und her; bald verklagen, bald entschuldigen sich seine Gedanken unter einander; jetzt achtet er auf die Stimme des Gewissens, und dann wieder auf den Ruf der Leidenschaft. Ist aber der letztere zu laut und zu dringend, so wird jene bald unvernnehmbar, und hat er sie nun einmal überhört, so überhört er sie leicht auch zum zweitemale, und endlich tönet sie ihm immer leiser und leiser. Der Gedanke an den heiligen Gesetzgeber im Himmel tritt immer tiefer in den Hintergrund seiner Seele zurück. Eine Sünde entwickelt sich aus der andern; durch die eine sucht er die andere zu verdecken. Sehet doch auch hier nur wieder hin auf Josephs Brüder! Was thun sie, um schuldlos zu scheinen, und es zu verhüten, daß ihr Vater den Verlust

*) Röm 7, 23.

seines Lieblings nicht als eine Wirkung ihrer Bosheit betrachte? Sie täuschen ihn durch ein listiges Verfahren. Sie tunken das beneidete bunte Kleid in Ziegenblut, lassen dann ihn selbst urtheilen, ob es seines Sohnes Kleid sey, oder nicht, und verleiten ihn dadurch zu der Ueberzeugung, daß ein wildes Thier den Jüngling zerrissen habe. Es kümmert sie nicht, daß sie auf diese Weise dem ängstlichen Alten schon gleich auch die entfernteste Hoffnung rauben, ihn jemals lebendig wieder zu sehen. Genug, wenn sie nur seine Leichtgläubigkeit irre führen können! Vorerst zwar fürchten sie noch wohl durch irgend eine Aeußerung von Gleichgültigkeit bei der Wahrnehmung seines Schmerzes oder von Freude über ihren gelungenen Plan sich zu verrathen. Sie bringen darum nicht selbst ihm das blutige Kleid; sie senden es durch Boten ihm zu. Bald aber sind sie in der Verstellungskunst schon so weit geübt, daß sie sogar zu ihm hintreten können, um ihm Trost zuzusprechen. Ihr Gewissen reget sich kaum. Sie fühlen nicht einmal mehr, daß jede ihrer Trostreden vor dem allwissenden Gott nur als eine Spottrede über ihres Vaters Liebe und Wehmuth gelte. O wie viel vermag die Leidenschaft über des Menschen Herz! Wie bald wird durch sie sein sittliches Gefühl abgestumpft! Wie weit reißet sie oft ihn fort auf dem Wege der Verdorbenheit! Hat auch das, wofür er lebhaft eingenommen ist, anfangs noch eine unschuldige Seite, wie etwa das Spiel — es verlieret sie, sobald sein Hang dazu herrschend wird. Bald vernachlässiget der leidenschaftliche Spieler nicht nur die Pflichten seines Berufs; er wird nicht nur von Gewinnsucht getrieben, vom Neide gefoltert, von Furcht erschüttert, von Schadenfreude entehrt; er verschleudert oft auch den Seinigen ihr Brod, stürzt mit ihnen sich selbst in Armuth und Elend, und um

sich wieder heranzureißen, betrüget er vielleicht zuletzt wohl gar die Wittwen und Waisen um ihre Haabe, und endet sein Leben als Dieb auf dem Hochgerichte. So war der Gang fast aller Verbrecher! Gedrängt von irgend einer, anfangs vielleicht natürlich oder gefahrlos erscheinenden, Leidenschaft wandelten sie dahin auf einem Wege, wo die Stimme des Gewissens vor ihrem innern Sinne immer dumpfer und leiser vorüberhallte. Wie könnt' es uns denn befremden, daß eine Leidenschaft, die schon in ihrem ersten Keime verwerflich ist, wie der Bruderhaß, das Gewissen noch schneller betäubet? Da sie nun aber eine solche Wirkung hat, und die großen Vorstellungen des Rechts und Unrechts immer seltener zum Bewußtseyn kommen läßt; so ist es auch leicht einzusehen:

3. Jede Leidenschaft verrücket den Willen des Menschen, das heißt, sie giebt seinem Willen eine Richtung, die er nicht haben sollte, und macht diese Richtung mit der Zeit immer beharrlicher. Was ihr zuwider ist, sey es auch Wahrheit und Recht, das verachtet, das unterdrückt ihr Sklave; was sie ihm von einer glänzenden Seite vorspiegelt, oder als nothwendig, als unvermeidlich darstellt, sey es auch Lüge und Ungerechtigkeit, das begünstiget er, das suchet er auszubreiten. Hat er eine Zeitlang sich von der richtigen Bahn entfernt; so glaubt er nicht wieder zu ihr zurücktreten zu können. Seine Sünden reihen sich gleichsam von selbst an einander; sie werden in seinen Augen eine unzerreißbare Kette. Die Brüder Josephs hatten ihren Vater nun einmal betrogen durch ihr Gaukelwerk. Nicht unwahrscheinlich war es in jener Gegend, daß ein wildes Thier seinen Geliebten zerrissen habe. Dies wußte er, und hierauf hatten sie ihren Plan gegründet. Aber nun war es ihrer Ueberzeugung nach

auch unumgänglich nöthig, ihn zu erhalten bei der traurigen Vermuthung, die in seiner Seele schon zur peinlichsten Gewissheit geworden war. Keinen Zweifel durften sie in ihm aufkommen lassen, keinen Gedanken an die Nothwendigkeit einer nähern Untersuchung. Immerhin möchte der Greis bitterlich klagen und weinen! Sie durften (so dachten sie) nichts ihm bekennen. Allem Troste, den sie ihm etwa zuzusprechen suchten, mußte das falsche Vorgeben zum Grunde liegen: dein Sohn ist todt — er ist dahin auf immer! Einig zu bleiben in diesem Vorgeben, das mußte ihr fester Entschluß seyn. — Sehen wir denn nicht auch hier den gewaltigen Einfluß, den die Leidenschaft auf die Richtung des Willens hat? Gerichtet sollte er seyn auf die Beförderung des Guten, des Freudewirkenden; aber wendet nicht sie ihn davon hinweg, sobald das Böse, das Schmerz erregende allein ihren Forderungen entspricht? Und sucht nicht sie ihn auch in dieser gesetzwidrigen Richtung zu erhalten, so lange sie es nöthig zu finden glaubt? Geht es also nicht am Ende dem Menschen, der ihr folgt, wie dem, der sich an irgend eine auffallende Bewegung seiner Glieder gewöhnt hat, und sie nun ohne große Schwierigkeit nicht mehr unterlassen kann? Ist er nicht, wie die Schrift sagt, unter die Sünde verkauft?*) Ist sie nicht seine Herrin geworden? Hat er nicht seinen eigenen freien Willen abhängig gemacht von ihren gesetzwidrigen verruchten Forderungen? Ja, das Gute, das er selbst nun in stillern Stunden noch wohl einmal will, das thut er nicht, sondern das Böse, das er nicht will, das aber durch die Leidenschaft ihm geboten, wenigstens angerathen wird, das thut er. Auf ihn ist anwendbar das Wort des Propheten: „Kann auch ein

*) Röm. 7, 14. ff.

Mohr seine Haut ändern, oder ein Pardeur seine Flecken? So könnet auch ihr Gutes thun, die ihr des Bösen gewohnt seyd.“*) Und wenn auch die Leidenschaft, die diesen schmachlichen Gemüthszustand begründete, (z. B. die Rachsucht) von Zeit zu Zeit schlummert — darum allein ist dieser Zustand noch nicht aufgehoben. Nur einer neuen Reizung bedarf es, nur eines Anblicks des Verhassten, nur einer Nennung seines Namens, und oft zeigt es sich sogleich wieder, welche Richtung sie dem Willen gegeben hat. Selbst da, wo das erste Feuer der Leidenschaft durch Befriedigung schon gedämpft ist, und wo sie selbst nun auch wohl gar nicht mehr auflodert, erhebet nicht selten sich wieder eine andere, die nun die Stelle der ersteren vertritt, und die Wirkungen derselben vollendet. Der Ehrgeiz z. B. giebt es nicht zu, sogleich abzulassen von dem begonnenen fräsklichen Unternehmen. Um nicht den Schein des leidenschaftlich ausgeübten Unrechts zu haben, wird das Unrecht mit kaltem Blute fortgesetzt. Um nicht als Lügner beschimpft zu werden, wird die Lüge fernerhin für Wahrheit erklärt. Läßt sich denn nicht behaupten, daß der Wille des Menschen in allen solchen Fällen verrückt, und von dem wahren Ziele, worauf er gerichtet seyn sollte, abgekehrt worden sey? Und kann nun dabei noch inneres Wohlseyn bestehen? Nein,

4. Jede Leidenschaft beunruhiget auch das Herz des Menschen. Möge sie etwas suchen oder fliehen, etwas heranschnen oder verabscheuen — sie erhält das Herz in stürmischer Bewegung. Ist sie noch nicht befriedigt, so erfüllt sie es mit ängstlichen Sorgen — bleibt sie unbefriedigt, mit verzehrendem Gram und Mergel. Nur

*) Jer. 13, 23.

in den flüchtigen Augenblicken der Befriedigung weiß sie es durch wollüstige Empfindungen zu berauschen; bald aber ist der Rausch vorüber, dann folgen ihm Ermattung, Scham, Reue, bange Ahnungen, und diese wechseln oft wieder ab mit neuen eifrigen Bestrebungen, ihren wiederholten, dringender gewordenen Forderungen Genüge zu leisten. In dieser wandelbaren Welt können ausserdem gar leicht auch unvorhergesehene Umstände eintreten, unter denen ihr Zweck nicht nur völlig vereitelt, sondern anstatt der Freude, worauf sie gerechnet hatte, sogar ein Leiden herbeigeführt wird. Die Lasterthat z. B., die der Neid erzeugte, wie geheim sie auch immer ausgeführt seyn, und wie sorgsam sie auch ferner in den Schleier des Geheimnisses gehüllt werden möge, — sie kann entdeckt werden, wo der Neider es am wenigsten vermuthete, und dann ist Schande sein Lohn, dann empfindet er oft zugleich den Schmerz, den Beneideten von Andern nur um so kräftiger begünstigt, um so höher hervorgehoben zu sehen. In seinem Herzen also muß nothwendig, auch bevor dieser Fall noch wirklich eintritt, eine fortdauernde Besorgniß, eine Ebbe und Fluth von Furcht und Hoffnung vorwalten. Nie ist er ganz sicher, nie frei von herben Gefühlen. Auch die Gebrüder Josephs konnten solcher Gefühle sich nicht wohl erwehren. Was mußten sie empfinden, wenn sie etwa das blutige Gewand desselben erblickten? Strafte nicht jedesmal dieser Anblick sie der Grausamkeit und des Betruges? Und wenn sie ihren alten Vater heisse Thränen vergießen sahen — mußte nicht jede dieser Thränen, wie ein glühender Tropfen, auf ihre Seele fallen? Wenn er versicherte, daß der Kummer ihn hinabbrücken werde in die Grube — mußte nicht oft ihnen seyn, als ob er schon erstarrt vor ihnen da liege, und als ob ein drohender Geist aus seiner Grube

hervorstiege? Und wenn dabei Ruben in ihrem Kreise stand — mußten sie nicht immer fürchten, daß schmerzliches Mitleid ihn endlich übermannen, sein schonendes Stillschweigen unterbrechen, und ihn hinreißen werde, ihre Frevelthat dem Vater zu verrathen, und dann schon jetzt seinen Fluch zu bringen auf ihr Schicksal? Und wenn der fromme Vater seine Blicke zu Gott emporrichtete, und auch ihnen den Gedanken an den Heiligen und Gerechten im Himmel empfahl — mußte nicht dieser Gedanke, wie ein zweischneidiges Schwert, durch ihr Innerstes dringen? Nein, die Ruhe lagert nie sich da, wo die Leidenschaft waltet, und ihrer Herrschaft auch den Sinn für das Recht unterwirft.

Bestätigt wird das, obwohl von anderer Seite und in minder auffallendem Grade, selbst durch Jakobs Benehmen. Seine Vorliebe für Joseph hatte gleichfalls die Natur einer Leidenschaft, nur einer an sich selbst schuldlos. Er offenbarte sie jedoch so, daß sie seinen übrigen Söhnen kaum anders, als Ungerechtigkeit erscheinen konnte. Dies war nicht die Handlungsweise eines Vaters, der allen seinen Kindern sich mit gleichförmiger Vaterliebe darstellen, und nie den Saamen der Zwietracht unter ihnen ausstreuen soll. Man sah es, die Leidenschaft hatte nachtheiligen Einfluß auch auf seine Vernunft, auf sein Gewissen, auf seinen Willen. Unbestraft konnte sie nicht bleiben, und die Strafe lag nun in dem heftigen Schmerze, der bei dem Verluste seines Lieblings ihn überwältigte. Sonst gebracht es ihm nicht an Gleichmüthigkeit. Der Glaube an Gott kräftigte sein Herz. Selbst bei dem Tode seiner geliebten Rahel überließ er sich keiner ungemäßigten Traurigkeit. Es wird nur des Grabmals erwähnt, das er ihr errichtete, und wodurch er vorzugsweise ihr Andenken

liebevoll zu ehren suchte *). Aber bei Josephs vermeintlichem Tode weiß er sich nicht zu beruhigen. Von der Rachel hatte er noch einen Benjamin; er hatte ausser diesem noch viele andere Söhne und Enkel. Aber vergebens wird er darauf hingewiesen; er ist untröstlich. Zum Theil erklärbar wird diese Gemüthsstimmung uns auch wohl daraus, weil er vielleicht sich selbst Vorwürfe machte, den Jüngling so ganz allein, in einer wilden, verdächtigen Gegend, ausgesandt zu haben. Allein wer vermag allen widrigen Zufällen zu wehren? Wer findet nicht Trost in dem Gefühl seiner eigenen Unschuld, in dem Bewußtseyn seiner guten Absicht, und in der Ueberzeugung, daß auch widrige Zufälle nicht von ungefähr eintreten, sondern von der Hand der Vorsehung geleitet werden? Die Hauptquelle der Untröstlichkeit Jakobs also lag ohne Zweifel eben in seiner leidenschaftlichen Liebe zu Joseph. Je höher man irgend ein Gut schätzt, desto tiefer beuget uns der Verlust desselben. Der geldgierige Reiche geräth in Verzweiflung, wenn er seines Mammons beraubt, der ehrsüchtige Große, wenn er von seinem hohen Ehrenposten herabgestürzt wird, indessen der Weise, der sein Herz nicht an Reichthum und Hoheit hing, in beiden Fällen mit unverwundetem Herzen von diesen Gütern scheidet. Für kein einziges irdisches Gut, auch für keinen einzigen Menschen, können wir darum leidenschaftlich eingenommen seyn, ohne uns der Gefahr ausgesetzt zu sehen, in diesem Thale des Unbestandes und der Sterblichkeit oft auf einmal von bitterem Lebensüberdruß ergriffen zu werden, und uns trostlos abzuhärmen. Die Weisheit also gebietet uns bei Strafe des unausbleiblichen Verlusts unserer Gemüthsruhe, sowohl unsere Neigungen als Abneigungen in den Schranken der Mäßigung

*) 1. Mos. 35, 20.

zu erhalten. Auch ist die Beobachtung dieses Gebots um so nöthiger, da die Erfahrung lehret, daß alles übermäßig Geliebte uns am leichtesten entrisßen werde. Oft lassen davon sich sehr natürliche Gründe angeben. Ein übermäßig geliebtes Kind z. B., wird gewöhnlich auch verweichlicht, oder in leichtsinniger, ausschweifender Lebensweise gefördert. Die Kraft seines Lebens wird also auch früher aufgerieben. Nicht selten aber äussert hierin die Vorsehung auch auf eine verborgener Weise ihre Wirksamkeit. Man sagt schon sprüchwörtlich: Gott kann die Götzen nicht leiden. Er allein ist der Herr, und ihn sollen wir über alles verehren und lieben. Um den Götzdiener zum Nachdenken zu bringen, muß er deshalb die Götzen herniederwerfen von ihren Altären. Er beweiset darin eine Art von strenger Gerechtigkeit, und er beweiset sie doch zugleich aus Liebe, weil er den verkehrten Menschen dadurch zu bessern, und auch vielen andern Uebeln vorzubeugen suchet. Nun also erblicken wir auch Jakobs Untröstlichkeit aus einem höhern Gesichtspunkte. Seinen Liebling ganz zu verlieren, hatte er freilich nicht verdient. Daß er aber den Tod desselben sogleich nicht im mindesten bezweifelte, daß er ohne weitere Nachforschung entscheidend voraussetzte, ein wildes Thier habe ihn zerrissen, (wobei denn doch auch wohl sein Gewand würde zerrissen worden seyn) daß er also unfähig wurde, ruhigen Blicks unter den Umständen umherzusehen — war nicht das in der Natur seiner leidenschaftlichen Liebe gegründet? Fürchtet nicht eine solche Liebe gar leicht das Aergste für den Geliebten? Gehört nicht das zu dem innern Verderben, das nach der Einrichtung des allwaltenden Gottes aus jeder Leidenschaft quillt? Und daß er nun eine Zeitlang, aller anderweitigen Beruhigungsgründe vergebend, von herbem Schmerze erschüttert wurde — war

das nicht eine natürliche Wirkung seiner Leidenschaft? Konnte nicht das zugleich als eine Strafe betrachtet werden, die in dem genauesten Verhältnisse zu der Unbesonnenheit stand, womit er die Beobachtung einer der ersten Erziehungsregeln vernachlässigt, und durch auffallende Aeußerungen einer partheiischen Anhänglichkeit an Joseph seine übrigen Söhne gekränkt hatte? Und zielte nicht eben diese Strafe darauf ab, ihn in der Folge von jener Partheilichkeit zu entwöhnen, und den Vaterstun für alle seine Kinder zu wecken?*)

So ist es denn unverkennbar, daß wir unsere gefährlichsten Feinde nur in uns selbst zu suchen haben. Es sind die ungebändigten Neigungen und Abneigungen, die herrisch gebietenden Leidenschaften, die mit verstellter Freundlichkeit und mit geheimem Ingrimm die heiligen Denkmale unsers Menschenadels zertrümmern. Andere Feinde können nur unsern äußern Zustand eines Theils seiner Annehmlichkeiten berauben, nur gleichsam das Gewand unserer Seele in Blut tunken. Verschlossen vor ihrer Macht ist unser Innerstes, und von dort aus blicket die freie Seele, gleich der schuldlosen Seele Josephs unter den Midianitern, auch im Weltgetümmel noch ruhig umher und empor. Aber die Leidenschaften legen auch unsere Seele in Fesseln, und eine Binde um ihre Augen; sie bringen in unser Innerstes ein Verderben, das von dort aus zugleich ins äußere Leben eingreift. O ihr Abkömmlinge des ewigen Geistes! Lernet die Menschen und die Dinge in eurem Kreise beurtheilen und behandeln, wie es ihrem wahren Werthe gemäß ist! Schweifet nicht aus in eurer Liebe und in eurem Widerwillen! Haltet euch selbst in eurer Gewalt! Und wer

*) 1. Mos. 42, 36.

unter euch wahrnimmt, daß in Hinsicht auf irgend eine Person oder irgend eine Sache schon leidenschaftliche Gefühle ihn durchdringen und beherrschen, der wache und bete:

Kämpfen will ich, bis ich stege.
Vater, Vater, steh mir bei!
Hilf mir, daß ich nicht erliege!
Hilf mir, daß ich standhaft sey!
Mehr, als Heldenruhm, erringt,
Wer die Leidenschaft bezwingt.

5.

Dem standhaften Jugendfreunde folget
der Segen des Herrn.

E i n l e i t u n g.

Nur allmählig bildet der menschliche Geist sich aus. Das lehret uns noch täglich die Beobachtung der Kinder; das lehret uns auch die Geschichte unsers Geschlechts im Ganzen. Von den mehresten Künsten und Wissenschaften, welche jetzt das bürgerliche Leben verschönern, finden wir in Jakobs Zeitalter noch nicht die mindeste Spur. Es ist daher nicht zu verwundern, daß auch die Vorstellungen von Gott damals noch sehr mangelhaft waren, und daß insbesondere die Verbreitung des Glaubens an die allgemeine Herrschaft eines und desselben Gottes über die ganze Welt so viele Schwierigkeiten fand. Jedes größere oder kleinere Volk, abgeschieden von andern Völkern, dachte sich den Gott, den es anbetete, als seinen Gott, als einen Volks- und Landesgott, und es setzte, bis andere Erfahrungen das Gegentheil zu beweisen schienen, gewöhnlich nur voraus, daß er mächtiger sey, als andere Volks- und Landesgötter. Jakob selbst war in seiner frühern Lebenszeit von diesem Wahne nicht völlig frei. Davon überzeuget uns sein eigenes Bekenntniß. Einst befand er sich allein, fliehend vor Esau, seinem erzürnten Bruder, auf einer Reise nach Haran in Mesopotamien. Getrennt von seines Vaters Hause wählte er nun auch getrennt zu seyn von seines Vaters Gott. Ohne Zweifel erfüllten darum bange Besorgnisse sein Herz. Wer sollte ihn leiten auf einem fremden Boden? Wer ihn sichern vor wilden Thieren? Wer ihn schützen,

wenn etwa sein Bruder ihn verfolgte? Müde legt er sich nieder zum Schläfe unter dem weiten Gewölbe des Himmels, und da kam nun ein Traum, lieblich und erheiternd, wie das Licht, in seine unnachtete Seele. Es war ihm, als ob er eine Leiter sähe, bis zum Himmel hinaufreichend, und Boten Gottes auf- und niedersteigend, und auf der höchsten Höhe den Gott seiner Väter, der ihm den Besitz des Landes verhieß, wo er sich gelagert hatte, und eine Nachkommenschaft, zahlreich und ausgebreitet in aller Welt, und einen Segen, über alle Geschlechter der Erde sich fortpflanzend. Er vernahm im Geiste die Stimme des Herrn: Siehe, ich bin mit dir, und ich will dich behüten, wo du hinzeuchst — und da er erwachte von seinem Schläfe, sprach er, von heiligem Schauer ergriffen: „Gewißlich ist der Herr an diesem Orte, und ich wußte es nicht“ *). Verschwunden war das Vorurtheil, daß der Gott seiner Väter die väterliche Wohnung nicht verlasse, und ihm in fremde Lande nicht folge. Der Himmel erschien ihm in Verbindung mit der ganzen Erde. Kunde von ihm kam überall zum Himmel, und Kunde von Gott kam überall zu ihm, und Segen Gottes war überall der treue Begleiter seiner Gottergebenheit. Bethel — Gotteshaus — nannte er die Stätte, wo er geschlummert hatte, und voll gekräftigten Glaubens ergriff er aufs neue seinen Wanderstab.

Es ist leicht zu denken, daß er davon oft seinen geliebten Joseph unterhalten haben werde. Schon als ein holdes Kind ruhte dieser vielleicht oft auf seinem Schooße und lallte den Namen Bethel nach, und als das Kind heranwuchs zum Knaben und Jünglinge, da stand gewiß

*) 1 Mos. 28, 16.

nicht selten auch vor seiner jugendlichen Einbildungskraft die Himmelsleiter mit ihren auf- und niedersteigenden Engeln, und die Worte des Herrn in der Höhe: „Siehe ich bin mit dir, und ich will dich behüten, wo du hingehst“, hielten wieder in seinem frommen Herzen.

Nun mußte er hingehen nach Aegypten. O wie wohlthätig wurden ihm seines Vaters erquickende Belehrungen! Anfangs gährte tiefer Kummer in seiner Seele; aber bald kämpfte mit seinem Kummer der Glaube, und der Glaube siegte. Das beweiset sein nachheriges Verhalten. Er hing voll an Gott, und Gott war mit ihm.

Text. 1. Mos. 39, 1—12.

„Joseph ward nach Aegypten geführt, und der Aegyptier Potiphar, ein Hofbedienter und Oberster der Leibwache des Königes, kaufte ihn von den Ismaeliten, die ihn dorthin gebracht hatten. (2) Gott aber war mit Joseph, und alles glückte ihm in dem Hause seines ägyptischen Herrn. (3) Und dieser sah, daß Gott mit ihm war, und ihm gelingen ließ alles, was er unternahm; (4) daher fand er Gnade bei seinem Herrn, also, daß er sein Lieblingsdiener ward, und endlich machte er ihn zum Aufseher über sein Haus, und übergab seiner Verwaltung alle seine Güter. (5) Und von der Zeit an, da er über sein Haus und alle seine Güter gesetzt war, segnete Gott das Haus des Aegyptiers um Josephs willen, und auf alles, was er im Hause und auf dem Felde hatte, kam dieser göttliche Segen. (6) Darum vertraute er alles, was er hatte, der Leitung Josephs, und befürmmerte sich selbst in seiner Haushaltung um nichts, denn daß er aß und trank. (7) Daher begab es sich, daß seines Herrn Frau die Augen auf ihn warf, und ihn zur Unzucht zu verführen suchte. (8) Er aber willigte nicht in ihr Begehren, sondern sagte zu ihr: Siehe, mein Herr befürmmert sich um nichts, was zum Hauswesen gehört; alles, was er hat, ist meiner Aufsicht übergeben, (9) und er hat nichts so Angesehenes in diesem Hause, was er mir versagen sollte, ausser dir, weil du seine Gemahlin bist.

Wie? sollt' ich nun ein so großes Unrecht thun, und auch wider Gott sündigen? (10) Sie zwar fuhr täglich fort, Joseph anzulocken; er aber wollte ihr nicht zu Willen seyn, sondern hielt sich von ihr zurück. (11) Eines Tages fügte es sich, daß Joseph seiner Geschäfte wegen in das Innere des Hauses gehen mußte, als niemand vom Hausgesinde zugegen war. (12) Nun erwischte sie ihn bei seinem Oberkleide, und wiederholte ihren Antrag. Er aber ließ das Kleid in ihrer Hand, entschlüpfte, und floh zum Hause hinaus“ *).

Wer freuet sich nicht, hier zu erfahren, daß Joseph schon gleich anfangs in Aegypten ein besseres Schicksal findet, als er selbst es erwarten konnte? Aber wer freuet sich nicht noch inniger, daß er dieses günstigeren Schicksals auch würdig zu bleiben weiß? Wir sehen daraus:

Dem standhaften Tugendfreunde folgt der Segen des Herrn.

I. Welch eine erfreuliche Wahrheit! Der Segen des Herrn folgt dem Tugendfreunde. — Von seinem irdischen Vater war Joseph nun getrennt; aber sein himmlischer Vater war bei ihm auch in Aegypten, und dieser wußte schon Anstalten zu treffen, auch den Sklavenstand ihm zu versüßen. Potiphar gewann den Jüngling bald lieb. Er sah, daß alles ihm gelinge, was er unternehme. Er bestellte ihn darum zum Aufseher über sein Haus und seine Güter, und hatte zu ihm ein so unbeschränktes Vertrauen, daß er die Verwaltung derselben ihm allein gänzlich überließ. Woher das? — Es ist schon gesagt worden:

*) Nach der gewöhnlichen Uebersetzung sind diese Worte öffentlich nur bis zum sechsten Verse vorzulesen, und die folgenden blos im Allgemeinen anzudeuten als Erzählung des misslungenen Versuches der Hülterin, den Jüngling zu verführen, und ihn seiner Pflicht untreu zu machen.

Gottes Segen war mit ihm. — Aber was heißt das? — Ist denn Gottes Segen eine Art von Wunderkraft, die auf übernatürliche Weise sich dem Menschen zugesellet, ihm seine Pläne entwerfen, seine Arbeiten vollenden, seine Schätze vermehren hilft? — Das werden wir wohl schwerlich behaupten können. Wenigstens berechtigt sind wir nicht, so etwas vorauszusetzen. Die Gottheit hat der Natur nun einmal ihren regelmäßigen Gang angewiesen; sie hat alle Erscheinungen in der Welt an bestimmte Gesetze gebunden; sie läßt aus jeder Ursache Wirkungen hervorgehen, die in ihr gegründet sind. Sollte sie darin wohl wieder Umwandlungen vornehmen, gleich als ob ihre Anstalten nicht durchgängig mit gehöriger Weisheit getroffen wären? Sollte sie es nöthig finden, zu manchem Menschen unmittelbar und insgeheim hinzutreten, und in die Reihe der natürlich erfolgenden Lebensveränderungen desselben mit stiller Gewalt einzugreifen, damit sein Schicksal eine günstigere Wendung nehme, als die sie selbst vorbereitet hatte? Sollte sie durch ein Wunder ihm ein Glück anführen, dem er selbst entgegenarbeitet, und das er weder zu genießen noch zu bewahren weiß? Nein, das ist nie zu erwarten. Ihre fortdauernde Wirksamkeit in den Angelegenheiten der Menschheit darf nicht abgeleugnet werden; aber was natürlich geschehen kann, bewirkt sie nicht durch übernatürliche Mittel. Von ihr kommt aller Segen; aber er kommt von ihr auf dem Wege der Ordnung, und dieser bleibt dem ruhigen Forscher nicht lange verborgen. Wir werfen uns einem verderblichen Aberglauben in die Arme, wir überlassen uns grundlosen, schwärmerischen, und eben deshalb unerfüllbaren Hoffnungen und Erwartungen von der Gottheit, wenn wir anders urtheilen. Lasset uns doch hier nur, unserm nächsten Zwecke gemäß, vorzüglich auf

Reche, Belehrungen I. 5

Joseph Rücksicht nehmen! Er war ein Tugendfreund — und — der Segen des Herrn folgte ihm deshalb in Potiphar's Hause. Wie hieng dieses mit jenem zusammen?

Der Gott, der ihm Kraft zur Tugend gegeben hatte, verlieh ihm auch Kräfte zu nützlicher Thätigkeit. Ohne solche Kräfte würde ja doch Potiphar ihn ganz unbrauchbar gefunden haben. Es ist von großem Werthe, redliches Herzens zu seyn. Aber wer wird zum Verwalter seiner Güter den bestimmen, dem es zwar nicht an Redlichkeit, aber doch an Klugheit und Ueberlegung gebricht, oder der seiner Kränklichkeit wegen unfähig ist, zu unternehmen und auszuführen, was er mit Klugheit und Ueberlegung beschlossen hat, oder der durch sein äußeres Wesen und Verhalten die Menschen, unter welchen er wirken soll, überall nur von sich zurückstößt?

Der Gott ferner, der ihm Kräfte zu nützlicher Thätigkeit verlieh, sorgte auch für Gelegenheit zur Uebung derselben. Ohne diese Gelegenheit würden sie ja nur im Schlummer geblieben seyn. Wie konnte der Jüngling selbst sich das Haus wählen, in welchem ihm für seine Kräfte ein angemessener Wirkungskreis offen war? Ohne Zweifel mußte er selbst noch nicht einmal, zu welchen mannichfaltigen Geschäften er Tauglichkeit habe. Nur ein Hirtenleben hatte er geführt; in einem geregelten Staate war er noch nicht hervorgetreten; die Aufsicht über ein Hauswesen, auch das kleinste, war ihm noch niemals anvertraut worden. Und erschien er denn nicht auch in Aegypten völlig als Fremdling? Und als ein Sklave, der da folgen mußte, wohin man ihn führte? Konnt' es ihm einfallen, zu sagen: Hier will ich seyn, und das will ich thun? Oder beruhte nicht das vielmehr allein auf der Bestimmung dessen, der alles leitet und ordnet?

Dieser Gott endlich, der seinen Kräften ihren Wirkungskreis anwies, begünstigte auch den Erfolg ihrer Wirksamkeit. Ohne diese Begünstigung würden sie bald erschlaft, und auch den Menschen in seinem Kreise wohl gar nur verächtlich geworden seyn. Was hilft es dem Landmann, daß er seinen Acker mit Fleiß und Sorgsamkeit bestellt hat, wenn sengende Sonnenstrahlen die Säfte der Erde verzehren, wenn anhaltende Regenströme das Land überfluthen, oder furchtbare Hagelwetter die Saaten zerschmettern? Er hat gethan, was er konnte; aber die Umstände haben den nächsten Zweck seines Thuns vereitelt; sein Schweiß ist umsonst geflossen. Hierauf deutet auch der Verfasser des 127sten Psalms hin. „Wo der Herr nicht das Haus bauet“, sagt er, „so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet, und hernach lange süßet, und esset euer Brod mit Sorgen, denn seinen Freunden giebt er's schlafend.“ Thorheit würd' es seyn, hieraus zu folgern: Also ist es gar nicht nöthig, Häuser zu bauen, Wächter anzustellen, früh aufzustehen, anhaltend fortzuarbeiten — nur die Gottsheit darf man walten lassen, um Obdach und Sicherheit, Nahrung und Bequemlichkeit zu finden. Allen richtigen Begriffen von Gottes Heiligkeit und weiser Menschenliebe würde eine solche Folgerung widerstreiten. Wie dürften wir erwarten, daß Gott um eines Müßiggängers willen Wunder thun, und ihn unterstützen werde in seinem Müßiggange? Nur den Gottesvergessenen, welche einzig durch ihre unruhvollen Bemühungen ihr Glück machen zu können glauben, und nicht bedenken, daß der Erfolg dieser Bemühungen allein von dem abhängig sey, der die Umstände zu ihrem Vortheil oder zu ihrem Nachtheil zusammenfügen

kann — nur den Kleingläubigen, die mit bangen Sorgen ihr Brod essen, und ihr Herz, vom Himmel weggewandt, Tag und Nacht hindurch um des Irdischen willen zergrämen und abhängtigen — nur diesen gilt jene Erinnerung. Sie sollen einsehen lernen, daß die Freunde Gottes (und das sind doch zugleich Freunde ihrer Pflicht) ruhig schlafen können, und keinen Grund haben, an der liebevollen Fürsorge desselben zu zweifeln. Sie sollen überzeugt werden, daß Salomo mit Recht versichere: „Der Segen Gottes macht reich ohne Mühe“*), das heißt nicht, ohne alle Selbstthätigkeit des Menschen, (denn von dieser darf er, so lange Gott ihm noch irgend einen Grad von Kraft erhält, sich niemals losgesprochen dünken) es heißt vielmehr nur: ohne ängstliche Bestrebungen, weil Aengstlichkeit seinen Blick nur trübet, seine Kraft nur lähmet, folglich weit weniger bewirkt, als getroster Muth. Und nichts anderes, als dieses, wollte auch unser Erlöser, indem er seinen Fremden die Regel einschärfte: „Sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wir für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“**) Nur die bange, herzbeklemmende, von Gottvertrauen entblößte Besorgniß widerspricht dem frommen Geiste, der sie durchdringen und beherrschen sollte.

Aller Segen also kommt von Gott; aber er kommt nicht unbedingt — er folgt nur dem Tugendfreunde, nur dem, welcher unverzagt, fleißig, vorsichtig, treu, dienstfertig, leutselig, sparsam, ordnungsliebend, bescheiden, verträglich ist u. dgl. Versuchet es doch nur, euch solche Eigenschaften zu erwerben, und — ihr werdet, wie Joseph, die Folgen schon bald erfahren; ihr werdet bald mit La-

*) Epr. 10, 22. **) Matth. 6, 34.

nid zu beien beginnen: „Du, Herr, segnest die Gerechten; du krönest sie mit Gnade, wie mit einem Schilde.“ *) —
Doch —

II. Der Zugsndfreund muß auch standhaft seyn; er muß bleiben, was er ist; er darf den Versuchungen zur Untugend nicht nachgeben. Sonst stößt er den Segen des Herrn wieder von sich; er wird seiner unwerth, und dieß ist ein weit größeres Uebel, als unverschuldeter Verlust des äußeren Glücks. So dachte Joseph. Der schöne, blühende Jüngling wurde für Potiphars Gemahlin ein Gegenstand, der, ohne selbst es zu wollen, ihre Blicke fesselte, ihre Begierden entflamnte. Rafflos bot sie alle ihre lockenden Künste auf, seine Unschuld zu untrüfeln, und ihn zur Theilnahme an ihrer Pflichtvergessenheit zu bewegen. Aber wie erscheint er uns hier so groß und stark: Er lebet unter dem heißen Himmelsstriche des Morgenlandes, wo die Triebe der Sinnlichkeit so leicht in Währung gerathen; es durchströmet ihn das jugendliche Kraftgefühl, das die Regungen der Vernunft und des Gewissens so leicht überwältigt, und — da winket ihm nun die Wollust mit ihrem Launelbecher! Goldene Tage werden ihm verheißen. Schon ist er der Günstling seines Gebieters; nun soll er auch der geheime Günstling seiner Gebieterin werden. Der Sklave soll seyn, wie sein Herr; die stille Einsamkeit, wie sein öffentliches Leben, soll von Annehmlichkeiten überfließen. Welch eine reizende Aussicht! — Doch da steht der Wollust gegenüber die Zugsnd in ihrer ernstest Gestalt. Diese sagt ihm: das Weib deines Herrn ist eine Buhlerin — wolltest du einer Buhlerin fröhnen, und von ihren Reizen dich vergiften lassen? Der Herr hat Zutrauen zu dir — wolltest du ihm treulos werden, und sein Zutrauen so schändlich mißbrauchen? Dein Gott ist dir gnädig

— wolltest du das Bewußtseyn seiner Gnade hinopfern für entehrenden Sinnenrausch? Sein Blick durchdringet auch die Nacht der Einsamkeit — wolltest du Unrecht thun, und durch Sünde dich dem Unwissenden widersetzen? Nein, verschließe dein Ohr vor der schmeichlerischen Stimme der Verföhlerin! Wende hinweg dein Auge von den verweltlichen Blumen, die sie auf die Bahn des Lasters dir hinstreuet! Bleibe fromm und halte dich recht! — „Aber wie wird's dir dabei gehen? (so mahnt ihn wieder eine geheime Stimme von anderer Seite.) Dadurch wirst du ja die Wuth der Verschmähten wider dich aufreizen. Sie wird ja vielleicht nicht eher ruhen, bis sie dich, den halbstarrigen Hebräer, wohl gar in Ketten und Banden steht.“ — Sey es auch! — So erwiedert eine andere Stimme aus dem Heiligthume seines Gewissens. — Lieber in Ketten und Banden schmachten, als ein verworfener Wollüstling seyn! Bleibe fromm und halte dich recht! Es wird doch zuletzt dir dann wohl gehen. — O des edlen Jünglings, der dieser heiligen Stimme folgte, trotz aller lockenden Zaubertöne der Wollust! Wie war er so würdig des Segens, der ihn bis dahin begleitet hatte!

Lasset uns daher einmal den Fall annehmen, er hätte nicht der Versuchung jenen kräftigen Widerstand geleistet, er hätte seine Pflicht im Sinnentaumel vergessen, und aufgehört, ein Tugendfreund zu seyn — würden wir nun wohl glauben, daß er auch alsdann noch ein Gesegneter des Herrn habe bleiben müssen? Oder würden wir nicht vielmehr das Urtheil fällen: Nun ist er keines Segens mehr werth? Würden wir es nicht sehr natürlich finden, wenn wir den bisherigen Segen ihm wieder entzogen sähen? Ja, so ist es, und wir fühlen, daß es so seyn muß. Die Heiligkeit, die Gerechtigkeit, die Weisheit, und selbst die Güte

Gottes erfordert es, daß von dem Sünder der Segen weiche, und er weicht auch in der That von ihm.

Wie kannst du noch fernern Segen erwarten, o du, der du, nach ungezügelter Wollust ringend, dich bis zur Thierheit erniedrigest? Wird nicht bald deine geistige, wie deine körperliche Kraft verzehrt? Schleichet nicht bald in deine Natur ein Gift, das deines Lebens Keime zernaget, und dich unempfänglich macht für jeden höhern Freudegenuß? Fühlst du nicht bald dich herabgewürdigt vor Gott und allen edlern Menschen, verfolgt von dem Fluche deines Gewissens, beladen von den Thränen reuevoller Verführten, ausgeschlossen von der Schaar der Seelen, die durch Unschuld und Reinheit des Sinnes sich bildeten für ein ewiges Himmelreich?

Wie kannst du noch Segen erwarten, wenn du dich der Trägheit und Sorglosigkeit ergiebst? Glaubest du, daß dein bisheriges Glück dich berechtige, Hand und Kopf in völligen Ruhestand zu versetzen? Läßt sich das Schicksal beschwören, daß es auch dem leichtsinnigen Müßiggänger günstig bleibe? Hast du noch nie vernommen, daß selbst das größte Gut der Erde zusammenschmolz, bloß darum, weil es nicht durch fortdauernde Wirksamkeit bewahret, durch ruhige Umbersicht unter den bedenklichen Umständen des Lebens gesichert wurde?

Wie kannst du noch Segen erwarten, wenn du Schwelgerei und Ueppigkeit zu lieben beginnest? Wird nicht ununterbrochener Sinnengenuß dir Kraft und Trieb zur Thätigkeit rauben? Wird er nicht deine Gedanken und Begierden nur auf das Eitle hinrichten, und dein Gefühl für das wahre Gute abstumpfen? Wird er dich nicht an Zeitverschwendung gewöhnen, und zu einem Aufwande

verleiten, der dich selbst und die Deutigen einer unausbleiblichen Verarmung zuführt?

Wie kannst du noch Segen erwarten, wenn du Stolz und Uebermuth aufnimmst in dein Herz? Werden nicht alsdenn die Verachteten dich selbst nur verächtlich finden? Werden sie nicht sogar deine entschiedenen, aber mit Prahlsucht angekündigten, Vorzüge verkennen, und sich freuen, anstatt der Ehre dich Schande erndten zu sehen? Und wird Schande nicht oft dein Loos seyn, wird nicht bald dich das Unglück ereilen, wie ein gewappneter Mann, da du, von überspanntem Selbstvertrauen getrieben, so leicht Unternehmungen wagest, denen du nicht gewachsen bist?

Wie kannst du noch Segen erwarten, wenn du dir Betrug und Ungerechtigkeit erlaubest? Bestätigt es nicht die Erfahrung, daß unrecht Gut nicht gedeihe? Sagt sie nicht: wie gewonnen, so zerronnen? Stellet sie nicht der Beispiele tausende auf, die dich überzeugen können, daß auch das feinste Gewebe der List oft auf die unerwartetste Weise entdeckt und zerissen werde, und daß der entlarvte Betrüger zuletzt alles Zutrauen seiner Mitmenschen verliere, und mit ihm zugleich ihre Geneigtheit, zur Erhaltung seines Wohlstandes fernerhin mitzuwirken?

Doch — wozu hier eine fortgesetzte Aufzählung der Fehler und Laster, die nach der Anordnung Gottes einen unmittelba. nachtheiligen Einfluß auf unsere Lage in der Welt haben? Angewiesen sind wir ja durch die Religion selbst, den allgemeinen Satz aufzustellen: was der Mensch säet, das wird er erndten — wer es gut haben will, der muß auch gut seyn und gut handeln — wer also ein Bösewicht ist, der arbeitet an seinem eigenen Verderben. Und sey es auch, daß des Bösewichts äußerer Zustand immer noch gesegnet erscheine — aller Segen muß auch als Segen

empfundnen werden; er setzt Gemüthsfähigkeit voraus, und diese erwirbt sich der Mensch nur durch Tugend. Was nützet dem Reichen sein Reichthum, wenn niedriger Geiz ihn ängstlich und misstrauisch macht, sein Herz für alle Gefühle der Liebe verschließt, und ihn einer Zukunft entgegenführet, wo seine verwahrloseten Kinder vielleicht in wenigen Monaten wieder vergeuden, was er mit Jahre lang fortdauernder Besorgniß und Emsigkeit zusammenscharrete? Er hat durch seinen Geiz nur Gift in die Quelle des Segens geworfen, und den Segen dadurch umgestaltet in Fluch. Selbst Kaiser und Könige sind nicht Gesegnete des Herrn, wenn nur ihr Haupt eine goldene Krone trägt, aber eine bleierne Last auf ihrem Herzen ruht. Ihr Blick schweift vorüber vor dem Glanze, der sie umstrahlet, und hin und her getrieben von tobenden Leidenschaften, sind sie weit weniger beglückt in ihren Palästen, als der fromme Landmann in seiner niedern Hütte. Also die Wahrheit besteht: dem Tugendfreunde folget der Segen des Herrn, aber er muß auch ein Tugendfreund bleiben.

Und er kann es bleiben, er wird es bleiben, wenn ihm, wie jenem edlen Jünglinge in Aegypten, der große Gedanke an Gott auch in den Stunden der Versuchung durch die Seele dringt. Dieser Gedanke mahnet ihn daran an das höhere Gesetz, dem er überall und zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen seines Lebens unterworfen ist; er vergegenwärtiget ihm die mannichfaltigen Wohlthaten, die ihm von jeher zu Theil wurden, und für welche er sein Herz zum Dankopfer darzubringen hat; er wecket in ihm den ernstern, bedachtsamen Sinn, den die Bändigung der bösen Begierde erfordert; er überzeuget ihn von dem kräftigen Beistande, den er in dem redlichen Kampfe für die Bewahrung seiner Tugend mit Zuversicht erwarten darf,

er erhebet ihn über die Kleinlichen Güter und Freuden, die er im Dienste der Sünde sich etwa erwerben könnte; er bannet aus ihm die Furcht vor der Welt und ihren Drohungen, womit so mancher Andere seine Vergehungen ungebührlicher Weise zu entschuldigen suchet; er zerstört in ihm den Wahn, daß die geheime Lasterthat auf immer verborgen bleiben werde; er weist ihn hin auf ein Gericht, das einst eben so pünktlich als unpartheiisch die Folgen der Schuld und des Verdienstes bestimmen wird.

O wie viel, wie unbeschreiblich viel vermag der lebendige Gedanke an Gott! Wie sicher leitet er die schwankenden Tritte des Menschen durch die Irrgänge des Lebens! Wie unerschütterlich wird durch ihn seine Rechtflichkeit! Wie festgegründet seine Hoffnung auf die stillen Segnungen des Himmels! Sehet, ihr Eltern, o sehet hier, was ihr vor allen Dingen zu thun habet! Ihr wünschet, eure Kinder gesegnet zu sehen von Gott; ihr sorgtet und überleget, ihr arbeitet und sparet, um selbst ihnen einst noch hinterlassen zu können, was ihr Segen nennet. Umsonst! Alles umsonst, wenn ihr nicht auch ernstlich darauf bedacht waret, sie zu Tugendfreunden zu bilden! O rufet darum doch jenen großen Gedanken in ihrem Geiste hervor mit aller der Herzenswärme, die euch die Liebe giebt! Lehret sie diesen Gedanken fassen und verhalten mit heiliger Freude, auch in den dunkelsten, gefahrvollsten Tagen! Stellet nach der Anweisung Jesu die Welt ihnen vor als einen geweihten Tempel, in welchem überall der erhabene Unsichtbare sie umschwebet, als einen wundervollen, unendlich reichen Naturschauplatz, auf welchem jede Lilie des Feldes und jeder Vogel unter dem Himmel sie mahnen an den ewigen Allesverfoger! Und wenn das Schicksal es will, daß ihr euch trennen sollet von den Geliebten, daß ihr sie ziehen lasset

über Berg und Thal, über Wüsten und Meere, in fremde Lande; o dann weist sie hin auf das musterhafte Beispiel eines Joseph's, jenes armen, verlassenen Jünglings, der einst in Aegypten auch ohne Vater und Mutter, ohne Freunde und Führer und Rathgeber, allein durch frommen Sinn geleitet, den Schlingen der Verführung sich entwand, und mit hohem Erstaunen fragte: Wie sollt' ich ein so großes Uebel thun, und wider Gott sündigen? Sagt es ihnen mit Begeisterung:

Der Herr ist nahe denen,
Die willig thun, was er gebot.
Er zählet ihre Thränen,
Und er verscheucht, was ihnen droht.
O Wonne, mir zur Rechten
Ist ewig Gott, der Herr;
In meines Kummers Nächten,
Und wo ich jauchz', ist er!
Wo keinen Freund ich habe,
In jeder Angst und Noth,
Im Sturm und in dem Grabe
Und überall ist Gott.

Das Verächtlichste und das Ehrwürdigste
in der Gesinnung des Menschen.

E i n l e i t u n g.

Nie erscheint der Mensch größer und edler, als wenn er standhaft bleibet in den Stunden der Versuchung, und mitten unter den Lasterfreunden seine Rechtschaffenheit behauptet. Er offenbaret eine Klarheit seiner Pflichtenkenntniß, die sein ganzes Innerstes durchleuchtet, eine Kraft des guten Willens, die sich durch keine Reizung lähmen, durch keinen Widerstand erschüttern läßt. Oft vielleicht drang aus seinem früher noch schwankenden Herzen das sehnstvolle Gebet zum Himmel empor: „Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen; denn du bist mein Gott. Dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn.“ *) Und sein Gebet fand Erhörung. Ihm vor Augen schwebt überall ein sicherer Wegweiser, dem er unverrückt folgt. In Erstaunen setzt er alle diejenigen, die es fühlen, daß der Hang zur Sinnelust oder die Begierde nach irdischem Vortheil sie zur Abweichung von dem Gesetze weit leichter fortgerissen haben würde. Und wie wenige sind der Menschen, die, wenn sie nicht etwa sich für besser halten, als sie sind; dieses demüthigende Selbstgefühl ganz unterdrücken können. Wie viele fragen überall nur: was macht uns Vergnügen? und vergessen darüber der Frage: was ist recht und gut? Wie viele überlegen genau, ob diese oder jene That auch

*) Ps. 143, 10.

wohl fund werden könne, ohne zu untersuchen, ob sie auch an sich selbst zulässig und billigungswürdig sey! Wie viele fürchten weit mehr, von ihren Gesellschaftern verspottet, als von ihrem Gewissen verdammt zu werden! Unter dieser Schaar von schwachen, freudensüchtigen, verführbaren Menschen ist nun aber ein Jüngling von reinern und western Gemüthe unstreitig eine anziehende, herzugewinnende Erscheinung. Und ein solcher Jüngling war Joseph. Alle Liebkosungen einer Buhlerin vermochten es nicht, seinen ernstern Geist in Schlummer einzuwiegen, und seine Sinnlichkeit zur Herrschaft über sein Thun zu erheben. Er fand in ihnen nur das empörende Anstimmeln, dem Manne, der ihm unbefchränktes Zutrauen schenkte, und ihm den Elavenstand auf alle Weise versüßte, mit schreiendem Undanke zu lohnen, und zugleich durch Sünde den Beifall des Gottes zu verschmerzen, der bis dahin väterlich ihn auch in fremdem Lande geleitet hatte. Er ließ sich darum durchaus nicht bewegen, weder in dem Hause und in dem Herzen seines Herrn, noch in seinem eigenen Herzen den Frieden zu stören, und in dem Gözentempel der Wollust seine Unschuld zu opfern. O wie war er so würdig der höchsten Achtung und des reinsten Segens für seine Treue und unerschütterliche Gottergebenheit!

Ward ihm denn aber auch jene Achtung und dieser Segen?

Wir wissen wohl, was wir auf diese Frage zu antworten haben. Allein wir dürfen der Geschichte nicht vorgreifen. Gott nimmt in der Entwicklung des Schicksals seiner Kinder meist einen langsamen Gang. Auch den Joseph ließ er vorerst noch einmal tiefer ins Unglück stürzen. Indessen gab er doch eben dadurch ihm wieder

neue Gelegenheit, seine innere Größe zu offenbaren, und davon sind wir ja doch überzeugt: Nur standhaften Tugendfreunden folget der Segen des Herrn. Daß also seine Standhaftigkeit auch noch auf andere Weise geprüft wurde — wie könnte uns dies befremden? — Außerdem haben wir hier zur Verhütung alles Mißverständes auch zu erwägen, daß das Vollendete auf Erden nie, das Außerordentliche nur selten anzutreffen sey. Für den größten Theil der Menschen würde ein glänzendes Glück sehr nachtheilig werden. Sie würden abweichen von ihrem vormaligen Fleiße, von ihrer Mäßigkeit und Eingezogenheit, von ihrer Demuth und Redlichkeit. Der Segen Gottes richtet sich daher gewöhnlich auch nach dem Maaße der menschlichen Bedürfnisse. Er fließet dem Kaufmanne wie dem Tagelöhner, dem Bürger wie dem Landmanne, dem Künstler wie dem Gelehrten zu, je nachdem sie ihre Pflichten erfüllen, und in ihrem Stande eines größern oder geringern Erfolges ihrer Wirksamkeit zur Beförderung des Gemeinwohls bedürftig sind. Und was anderes sollte denn auch wohl den Namen des Segens verdienen, als was unsern besondern Bedürfnissen entspricht, und uns einem vollkommenern Zustande, sey es auch auf rauhem Wege, sicher zuführt? Wenn also z. B. irgend etwas Angenehmes uns einstweilen entzogen wird, aber wir lernen nun ruhig uns in das Schicksal fügen, und etwas Besseres von anderer Art uns aneignen — ist das nicht Segen? Wenn irgend einer unserer Pläne scheitert, aber wir finden nun doppelten Gewinn in der Ausführung eines andern Planes, den wir entwerfen mußten — ist das nicht Segen? Wenn kleineres, vorübergehendes Uebel uns zustoßt, aber es sichert uns vor einem größern und fortdauernden, wenn wir ohne unsere Schuld in eine Lage verfest werden, die

mit unsern Wünschen streitet, aber wir konnten nur aus dieser Lage in eine andere kommen, die alle unsere Erwartungen übertrifft — ist das nicht Segen? Und wenn es vorerst auch noch unerkannter Segen ist — verliert er darum seine wohlthätige Natur?

Mit diesen Gedanken gerüstet laffet uns denn getrost fortschreiten in unsern Betrachtungen über Josephs Geschichte! Wir werden freilich ihn noch einmal beklagen müssen; aber auch unsere Bewunderung werden wir ihm nicht weigern können, und in der Folge wird es uns einleuchtend seyn, daß er berechtigt war, zu beten: „Du giebst mir den Schild deines Heils, o Gott, und deine Rechte stärket mich, und wenn du mich demüthigest, machest du mich groß.“*)

Text. 1. Mos. 39, 13—20.

„Da Potiphars Gemahlin sah, daß Joseph sein Oberkleid in ihrer Hand gelassen, und sich flüchtig gemacht hatte, (14) rief sie die Leute im Hause, und sprach zu ihnen: Sehet, da hat man uns einen Hebräer ins Haus gebracht, uns die Ehre zu rauben. Er kam zu mir herein, um seine Wollust zu befriedigen; ich aber schrie, so laut ich konnte, (15) und da er hörte, daß ich ein Geschrei erhob, ließ er sein Kleid in der Eile bei mir liegen, und rannte davon. (16) Nun legte sie sein Kleid neben sich hin, bis sein Herr nach Hause kam, (17) und erzählte auch ihm das nämliche mit den Worten: Der hebräische Slave, den du uns ins Haus gebracht hast, kam zu mir herein, mich zu entehren. (18) Da ich aber ein lautes Geschrei erhob, ließ er sein Kleid bei mir, und entfloh. (19) Als der Herr diese Erzählung seiner Gemahlin vernahm, und sie versicherte: Also hat dein Slave gegen mich gehandelt, ward er sehr zornig. (20) Und er ergriff ihn,

*) Ps. 18, 36.

und warf ihn in das Gefängniß, in welchem des Königs Gefangene verwahrt wurden. Da lag er also nun im Gefängnisse.“

O des Unglücklichen! War das der gerechte Lohn seiner Treue? Mußte so sein tiefer Abscheu vor der Sünde, seine feste Anhänglichkeit an Gott vergolten werden? Kaum hatte sein Schicksal in fremdem Lande eine mildere Gestalt gewonnen; kaum war sie einigermaßen vernarrt, die schmerzliche Wunde, welche die gewaltsame Trennung von einem alten, geliebten Vater seinem Herzen geschlagen hatte. Mußte sie nun in einem einsamen Kerker, fern von jedem Vertheidiger seiner Unschuld, auf einmal wieder aufgerissen werden? Sollte man nicht da sich geneigt fühlen, mit der Vorsehung zu hadern, oder sollte man nicht wenigstens erstauern, daß sie so ruhig zusehen kann, wie die Wahrheit verdrehet, das Recht unterdrückt wird? — Doch — es ist nöthig, diesen Empfindungen Schweigen zu gebieten. Nur gar zu oft bereden sie uns zu einer Unbesonnenheit im Urtheilen und Handeln, deren wir, weiser gemacht durch spätere Erfahrungen, uns schämen müssen. Auch ist ja doch die Person des Menschen immer von höherer Bedeutung, als sein äußeres Schicksal. Dieses sey noch so glänzend, es macht darum jene nicht ehrwürdig — oder es sey noch so herbe; jene wird dadurch allein nicht verächtlich. Auf die Person also, und auf das Verhalten, wodurch sie ihren innern Werth oder Unwerth zu erkennen giebt, muß in ihrer jedesmaligen Lage unsere gespannteste Aufmerksamkeit gerichtet werden. Derselben Regel wollen wir auch jetzt folgen. Wir können aus jenen Zügen der Geschichte Josephs

das Verächtlichste und das Ehrwürdigste in
der Gesinnung des Menschen

kennen lernen.

I. Das Verächtlichste offenbaret sich uns hier vor-
züglich in Potiphars Weibe. Es ist
boshafter Lügegeist.

Ich habe gefunden, sagt ein alter Weiser*), daß Gott die Menschen hat aufrichtig gemacht. Und eben das findet jeder stille Beobachter der Menschennatur. Schon mit unserer Vernunft hat Gott uns einen Trieb zur Wahrheit gegeben, der, so lange wir noch nicht verderbt sind, mit unwiderstehlicher Macht sich reget. Merket doch nur einmal auf unschuldige Kinder! In ihrer Unschuld machen sie die Wahrheit kund, auch wo wir sie vielleicht gern verheimlicht sähen. Sie staunen, wenn jemand läugnet, wahrgenommen zu haben, was sie doch selbst mit ihm deutlich wahrnahmen, gethan oder gesagt zu haben, was sie doch mit ihren Augen sahen, mit ihren Ohren hörten. Es ist ihnen unerklärbar, wie es möglich sey, eine entschiedene Unwahrheit für Wahrheit auszugeben. Hat denn er — so fragen sie sich selbst — den Verstand verloren, oder wir? Hat er keine gesunden Sinne, oder fehlen sie uns? Und weder die eine noch die andere Frage glauben sie bejahen zu dürfen. Daß ein Mensch absichtlich die Wahrheit verbergen, verläugnen, verunstalten könne, ahnen sie noch nicht; denn es scheint ihnen unnatürlich zu seyn. Und es ist auch in der That unnatürlich, in so fern Gott unserer geistigen Natur eine Richtung gab, die es uns innerlich unmöglich macht, der offenbaren Unwahrheit Glauben beizumessen, und die erkannte Wahrheit für Irr-

*) Pr. Sal. 7, 30.

Reihe, Belehrungen I.

thum oder Lüge zu halten. Wenn nun also dennoch Jemand anders redet und handelt, wie es seiner innersten Ueberzeugung gemäß ist, wenn er wissentlich Andern das gerade Gegentheil von dem behauptet, was ihm selbst unlängbar erscheint, wenn er laut verdammet, was er doch in der Stille nicht anders, als ruhmwürdig finden kann, Beschuldigungen erdichtet, wo doch sein Gewissen nur Unschuld erkennt, Widerwillen gegen eine That äußert, von welcher er doch weiß, daß sie der Angeklagte nicht begangen hat, und die wohl gar er selbst auszuführen suchte — läßt sich nicht dann von ihm sagen, daß er seiner eigenen Vernunft Hohn spreche, daß er den Gesetzen, an welche Gott selbst ihre Wirksamkeit band, frechen Trotz biete, daß er den hohen Werth, den ihm Wahrheitserkenntniß giebt, verschmähe, daß er die Bande des geselligen Lebens, die nur durch Ehrlichkeit und wechselseitiges Vertrauen festgehalten werden, zerreiße, kurz, daß er sich darstelle als ein Wesen von muthwillig zerrüttetem Geiste und Herzen, verzichtend auf die erhabensten Vorzüge, mit welchen seine Natur bekleidet ward, und sich anschließend an die verruchten Kinder des Vaters der Lügen?*)

Sehet unter diesen Kindern desselben auch jene Hülferin! Welche List wandte sie an, um für die Vereitelung ihres sträflichen Planes sich zu rächen! Man hätte denken sollen, sie würde von tiefer Scham durchdrungen worden seyn, da sie den hebräischen Jüngling so viel treuer und gewissenhafter fand, als sich selbst. Längnen konnte sie es doch nicht, daß er Achtung verdiene, und das Gefühl dieser Achtung vor einem Andern reizet sonst jede noch nicht ganz

*) Joh. 8, 44.

verwilderte Seele zu einem demüthigenden Rückblicke auf sich selbst, der sie zur Besinnung bringt. Sie aber haßt den redlichen Diener, anstatt ihm Achtung zu erweisen. Sie hörte nur auf die Stimme der Wuth. Sie faßte den böshafsten Entschluß, ihn selbst zu beschuldigen, daß er sie habe verführen wollen, und um diese Beschuldigung desto glaubwürdiger vorzustellen, wies sie hin auf das Gewand, das er bei seiner Flucht in ihren Händen zurückgelassen hatte. Alles folglich wurde von ihr verdreht, ohne daß ihre Falschheit durch anderweitige Zeugen hätte aufgedeckt werden können. Aus einer Sünde fiel auch sie in die andere. Wer vermag sie zu entschuldigen? Und wenn man auch sagt: vielleicht fürchtete sie, von Joseph bei seinem Herrn angeklagt zu werden — um also ihre eigene Ehre zu retten, opferte sie die seinige auf — wer findet nicht dennoch ihr Benehmen im höchsten Grade verwerflich? Aeußerte sie nicht eine entschiedene Fühllosigkeit für die Würde des rechtschaffenen Sinnes? Bewies sie nicht, indem sie einen Unschuldigen in die Tiefe des Elendes hinabzustürzen suchte, eine Härte, die der zarteren weiblichen Natur sonst gerade am wenigsten eigen ist, und alle Gefühle derselben sonst nur immer empört? War sie nicht wollüstig, treulos, frech, lügnerisch, verstellungsfüchtig, rachgierig und grausam zugleich? Ach, was kann aus dem Menschen werden, wenn er einmal Einer Leidenschaft fröhnt? Wie weit kann er sich verirren, wenn er Einmal abweicht von rechter Bahn! Wie tief kann er sinken, wenn er Einmal fällt! Da ist ihm dann oft das Wahre nicht mehr wahr, das Gute nicht mehr gut, das Heilige nicht mehr heilig; da tritt er dann oft das Verdienst in den Staub, wirft die Unschuld in Fesseln, und weidet sein Auge im Anblicke der Thränen, die der Wehmuth entströmen. Schau-

dert nicht euer Herz vor einer so schändlichen Bestimmung? Empfindet ihr nicht, wie nöthig es sey, jede Leidenschaft zügeln zu lernen? Sehet ihr nicht, daß fleischliche Lüste wider die Seele streiten*), und sie ihres Adels berauben? Können sie nicht sogar einen böshaftern Lügegeist, diese Geburt der Hölle, auf die Erde bringen?

Ihm zur Seite wäre aber nun auch wohl

blinde Ungerechtigkeit

aufzustellen; denn auch diese ist von einer höchst verächtlichen Natur. Unterschieden zwar ist sie von jenem Lügegeiste schon dadurch, daß sie blind ist, und nicht, wie er, absichtlich und mit Vorbedacht wirkt. Wem sie zugeschrieben werden kann, der folgt dem ersten widrigen Eindrücke, welcher von Andern auf ihn gemächt wird. Er sträubt sich gegen jede, wenn auch nur eingebildec, Kränkung seiner Ehre; er läßt keine, wenn auch nur unwillkürliche, Verletzung seines Eigenthums ungeahndet; er mag keinen, wenn auch nur vermeintlichen, Gegner seines glücklichern Zustandes in seinem Kreise dulden. Sein Ich ist ihm überall die Hauptsache in der ganzen Welt. Alles, was er für sich selbst thun kann, glaubt er auch sich selbst schuldig zu seyn. Gehe es nun darüber Andern, wie es wolle — es kümmert ihn nicht. Erhebet sich auch ihre Klagestimme — er achtet nicht darauf. Warum befriedigen sie nicht alle seine Wünsche und Erwartungen? Warum vermeiden sie nicht selbst den Schein einer Beleidigung? Warum hüten sie sich nicht, ihm auch nur durch ihre Vorzüge mißfällig zu werden? Warum durchkreuzen sie, wenn auch wider ihren Willen, irgend einen seiner Plane? Er sinnet nicht

*) 1 Petr. 2, 11.

nach, auf welche Weise er ihnen Unrecht thun könne; doch eben so wenig untersucht er, ob er nicht wirklich ihnen Unrecht thue. Eine solche Untersuchung hält sein Selbstdünkel oder seine Bequemlichkeitsliebe für unnütze Mühe. Seiner Meinung nach erhaben über sie und erhaben über die Möglichkeit, zu irren; glaubt er geradezu und ohne weitere Bedenklichkeit gegen sie verfahren zu dürfen. Er gehört also zu denen, von welchen es heißt: „Ihr Trost muß ein köstlich Ding seyn, und ihr Frevel muß wohlgethan heißen. Was sie reden, das muß vom Himmel herabgeredet seyn, und was sie sagen, das muß gelten auf Erden“*). Ist nun aber nicht auch das ein äußerst verächtlicher Sinn? Wenn ein Mensch von böshafte[m] Eigengeiste die Natur seiner Vernunft und seines Herzens muthwilliger Weise verkehret; benimmt sich nicht dann ein Anderer von blinder Ungerechtigkeit, als ob er ohne eine menschliche Vernunft und ohne ein menschliches Herz wäre? Jene äussert sich ja doch nur im ernstestn Denken und Prüfen, und im Handeln mit Besonnenheit; dieses durch Empfindungen der Achtung für Unschuld und Tugend, durch möglichst schonende Milde gegen Fehlende, durch Theilnahme an fremdem Wohl und Weh. Stellt also nicht blinde Ungerechtigkeit den Menschen dar, wie ein Thier, fortgerissen von seinem wilden Triebe, ohne Ueberlegungskraft und ohne Barmherzigkeit, auch über den Schuldlosen daherstürzend?

So verhielt sich Potiphar. Nicht mit einer Silbe wird bemerkt, daß er die Beschuldigungen gegen Joseph genau untersucht habe. Es heißt nur: „Da er hörte die Rede seines Weibes, ward er sehr zornig, und warf ihn ins Gefängniß.“

*) Ps. 72, 6. 9.

Freilich setzt dieses Verfahren uns weit weniger in Erstaunen, als dasjenige seines Weibes selbst. Er hatte Zutrauen zu seiner Gattin. Es war ihm vielleicht nicht denkbar, daß diese eine solche Stufe der Bosheit erstiegen, und alles Gefühl für Wahrheit und Recht so ganz ertödtet haben könne. Selbst das Kleid in ihren Händen zeugte, wie es schien, für die Truglosigkeit ihrer Aussagen. Aber war nicht doch auch Joseph ihm schon näher bekannt geworden? Hatte er nicht schon sehr viele Proben von der Treue desselben erhalten? Hatte er nicht eben durch sie sich bewogen gefunden, ihm die Oberaufsicht über sein ganzes Hauswesen zu übergeben? Hatte er nicht erfahren, daß seit dieser Aufsicht Glück und Segen über sein Haus gekommen sey? Mußte er denn nicht erkennen, daß Joseph schon in dieser Hinsicht eben sowohl Vertrauen verdiene, als seine Gattin? Wenn er nun ferner Rücksicht genommen hätte auf den herrschenden, gewiß auch ihm, dem Höflinge, nicht unbekannt gebliebenen, Geist des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, auf die Richtung, die der wärmere Himmelsstrich den Neigungen der Mitgenossinnen dieses Geschlechts giebt, auf die Kränke, die sie in ihrer Abgeschiedenheit von dem öffentlichen Leben zur Befriedigung jener Neigungen so oft zu erfinden wissen, und auf den Eindruck, den Josephs reizende Jünglingsgestalt auch wider seinen Willen machen konnte — hätte er nicht dann noch mehr Bedenken tragen müssen, diesen Jüngling, dessen Redlichkeit ihm doch bisher nicht im mindesten zweifelhaft gewesen war, sogleich und allein für strafbar zu erklären? Hätte er nicht dann voraussetzen müssen, daß das Kleid desselben auch wohl auf andere Weise und unter andern Umständen ihm könne entwendet oder entrissen worden seyn? Lasset uns indessen von dem allen auch hin-

wegsehen! Ist es nicht eine der ersten und natürlichsten Rechtsregeln, daß man über eine streitige Angelegenheit niemals ein entscheidendes Urtheil fällen dürfe, bevor man die eine, wie die andere Parthei gehört hat? Und wurde nicht eben diese Regel, trotz ihrer unverkennbaren Allgemeingültigkeit, von ihm übertreten? Verurtheilte er nicht seinen bisherigen treuen Diener zur Gefangenschaft, ohne ihm auch nur Zeit zu seiner Vertheidigung zu gestatten? Folgte er nicht bloß dem Antriebe des Zorns, der durch einseitige Vorspiegelungen in ihm entflammt worden war? Und war denn das nicht blinde Ungerechtigkeit? O der Schande, die wir auf uns laden, wenn wir, verblendet durch thörichtes Vorurtheil für oder gegen einen Menschen, aller Vernunft und Billigkeit zuwider handeln, und nicht achten der Ermahnung: Verdamme niemand, ehe du die Sache zuvor erkennest!*) Was können Andere von uns erwarten, wenn wir nicht einmal ernstlich darauf bedacht sind, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen? Gerechtigkeit ist ja doch die Grundstütze der menschlichen Gesellschaft. Wo sie fehlt, da lösen alle Bande des geselligen Lebens sich auf, da schweben Eigenthum und persönliche Freiheit, Ehre und Leben in immerwährender Gefahr, es fühlt jeder sich unglücklich, der nicht Gewalt mit Gewalt zurückdrängen kann. Es ist besser, in einer Einöde seyn, als unter den Ungerechten. O das sey ferne, uns ihnen zuzugesellen! Keiner unserer Brüder müsse schreien über uns! Die blinde Ungerechtigkeit, die einst sogar ein Todesurtheil über den Sohn der Gottheit erzeugte, macht ihre Sklaven zu Unmenschen, und drückt ihnen ein Brandmal in Geist und Herz.

Hinweg denn mit unsern Blicken von dem Verächtlich-

*) Str. 11, 7.

sten, was in unserer innern Natur aufkommen kann!
Lasset uns jetzt auf der andern Seite auch

II. Das Ehrwürdigste in derselben auffuchen, um
unsere sittlichen Gefühle wieder zu erquickern und zu erheben.

Stiller Edelmuth

ist es, der uns dabei zuerst in seiner höchsten Ehrwürdigkeit
erscheinen wird. Gemeine Menschen können nicht die min-
deste falsche Beschuldigung ertragen. Auch wenn sie an
sich selbst ungereimt ist, auch wenn sie voraussetzen dürfen,
daß sie bald die bündigste Widerlegung finden, und daß
kein Unparteiischer sich durch das grundlose Gerede täu-
schen lassen werde; sie fühlen dennoch durch das entgegen-
gesetzte Zeugniß ihres Gewissens allein sich nicht beruhigt.
Glühend von Rachsucht und ohne Schonung eifern sie durch
Wort und That gegen den Verläumder los. Und sollten
sie dadurch auch nicht nur ihn, sondern zugleich die Sei-
nigen in die traurigste Lage stürzen; so lassen sie doch nicht
ab, bis er seine Ehre verloren, und, wie sie sich aus-
drücken, ihnen die förmlichste, offenkundigste Genugthuung
gegeben hat. Wie den gemeinen Metallen und Steinen
die edlen entgegenstehen, so jener gemeinen Denkmals-
art der Edelmuth. Wo dieser ist, da ist auch reines,
ruhiges Selbstgefühl, nicht besleckt von Stolz, und nicht
erschütterlich durch fremde Lästerungen, da offenbaret sich
die innere Stärke in der Herrschaft über den Zorn und
über die Zunge, da wird jede Selbstvertheidigung unter-
drückt, sobald sie nichts fruchtet, oder unnöthig ist, oder
nur aus Leidenschaft hervorzugehen scheint, da wohnet sogar
Bereitwilligkeit, das Böse mit Gutem zu überwinden, und
selbst dem ungerechtesten Gegner Nachsicht und wohlwollen-
den Sinn zu beweisen, auch ohne das hoch anrechnen oder
Geräusch damit machen zu wollen.

Einen solchen stillen Edelmuth verrieth Joseph. Daß er sich mit Nachdruck vertheidigt, daß er das Weib seines Herrn laut als eine falsche Anklägerin, als eine böshafte Betrügerin dargestellt habe — davon erzählt wenigstens der Geschichtschreiber kein Wort, und da doch sonst alles von ihm mit ziemlicher Vollständigkeit berichtet wird, so hätte auch dieß berichtet werden müssen. Indessen lassen sich auch Gründe angeben, wodurch Joseph zum Stillschweigen bewogen werden konnte. Vermuthlich dachte er: „Wenn ich auch die reinste Wahrheit sage, so kann ich sie doch durch Zeugen nicht bestätigen. Und wer wird mir dann glauben? Wie darf ich Armer streiten und rechten gegen die Gemahlin meines Herrn, und mehr Zutrauen erwarten, als sie? Werden nicht die übrigen Hausbedienten sämmtlich auf ihrer Seite stehen? Werden sie nicht wider mich um so freudiger auftreten, da ich nur ein Fremdling unter ihnen bin, und sie die Gunst meines Herrn mir gewiß oft genug beneidet haben? Und wie? wenn dieser nicht ihr, sondern mir glaubte? Würde nicht dann die Ueberzeugung von ihrer Treulosigkeit ihm sein Leben verbittern? Und würde nicht sie dann Alles aufbieten, den fernern Aufenthalt in diesem Hause mir ohnehin zur Qual zu machen? Also lieber geschwiegen, und schweigend sie beschämt! Vielleicht wirkt das noch tiefer, und befördert ihre Besserung. Mein Zeuge wohnt ja doch im Himmel, und der mich kennet, ist in der Höhe*). Ich habe ein ruhiges Selbstbewußtseyn. Was will ich mehr?“ So dachte er allem Vermuthen nach, und diese Gedanken waren dann unstreitig eben sowohl Aeusserungen seines überlegenden Verstandes, als seines edelgesinnten Herzens. Er befand sich hier ganz in

*) Hiob. 16, 19.

einem solchen Verhältnisse, in welchem die ersten Christen sich zu ihrer heidnischen Obrigkeit befanden. Was hatten sie bei ihren Rechtsstreitigkeiten von ihr zu erwarten? Es war weit rathsamer, nach dem Beispiele ihres Herrn vor dem Richtersthule des römischen Statthalters lieber zu schweigen, als laute Klagen zu erheben, und sie wurden darum auch erinnert: „Es ist schon ein Fehler unter euch, daß ihr miteinander rechtet. Warum laßet ihr euch nicht viel lieber Unrecht thun?“ *) Schwer ist das allerdings dem Menschenherzen von gewöhnlicher Art. Aber ist es nicht eben darum desto ruhmwürdiger? Und wenn wir bei jeder falschen, sich selbst widerlegenden, Beschuldigung so gleich nach Rache dürsten — benehmen wir nicht dann uns so, als ob es leichter zu ertragen sey, mit Recht getadelt und verurtheilt zu werden? Vergessen wir nicht dann, daß ein gutes Gewissen durch seine Seligkeiten für tausend giftige Aeußerungen bekannter Lästerzungen uns völlig entschädigen könne? Vergessen wir nicht dann, daß nach eines großherzigen Apostels Bemerkung, wenn wir einen guten Wandel führen, diejenigen, die von uns abgereden, als von Uebelthätern, unsere guten Werke sehen, und Gott preisen werden, sobald es an den Tag kommen wird? **) Joseph vergaß das nicht. Darum finden wir an ihm auch hohe Bereitwilligkeit zur Duldung des Leidens um des Guten willen.

Und diese gehört gleichfalls zu dem Ehrwürdigsten in des Menschen Gesinnung. Sonst ist es jedem empfindenden Wesen natürlich, sich zu sträuben gegen den Schmerz. Es ringet nach Wohlfeyn, und will des Wohlfeyns in Freiheit

*) 1 Cor. 6, 7. — **) 1 Petr. 2, 12.

genießen. Aber der Mensch ist nicht bloß der Empfindung fähig; er hat auch einen Geist, der das Gute denken und wollen kann, und durch ihn vermag er sich zu erheben über die Gewalt der Empfindung. Ist er einmal fest entschlossen, nicht abzuweichen von der Bahn des Guten, so achtet er nicht ihrer Dornen, und nicht der Rosen auf dem Pfade der Sünde. Bietet ihm eine halbe Welt an; er wird doch kein Verbrecher. Drohet ihm mit allen Martern des Todes; ruhig unterwirft er sich ihnen, wenn Widerfehllichkeit nur Tugendschwäche verkünden, und den großen Plan seines Lebens scheitern machen würde. Er fühlt sich erhaben über das Schicksal; darum kann auch das Grausamste nicht eindringen in das Heiligthum seines Innern, um dort seine edlen Grundsätze zu verwüsten, und wo er die Befähigung dieser Grundsätze durch ruhige Aufopferung sinnlicher Freuden zu beweisen hat, da bringt er die Opfer. Er weiß: „Das ist Gnade, wenn jemand um des Gewissens willen vor Gott das Uebel erträgt, und leidet das Unrecht.“*) Denn dabei kommt in sein Herz ein Friede, den ihm die Welt nicht nehmen kann.

Das wußte auch Joseph. Die Erfahrung hatte seinen Geist schon gekräftiget. Als er von seinen Brüdern verkauft wurde, da brach er noch aus in ängstliche Klagen und Bitten**). Jetzt bereitet das böshafte Weib seines Herrn ihm ein Loos, das ihm noch schrecklicher erscheinen konnte; aber man vernimmt nicht, daß er klaget und flehet. Er hat schon mehr Erfahrungen von dem weisen und liebevollen Walten der Gottheit. Wie ein Missethäter wird er behandelt; aber sein Gewissen sagt ihm, daß er nicht gesündigt habe wider Gott und nicht wider die

*) 1 Petr. 2, 19. — **) 1 Mos. 42, 21.

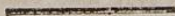
Treue, die er seinem ägyptischen Gebieter schuldig war In die Einsamkeit des Kerkers wird er hingestoßen; aber auch in dieser Einsamkeit fühlt er die Nähe seines himmlischen Freundes. Vielleicht in Fesseln muß er anfangs liegen; aber er liegt doch da ruhiger und hoffnungsreicher, als in den Armen der Sünde. Ja, wenn er auch gestorben wäre in diesen Fesseln; seine freie Seele war doch in Gottes Hand, und keine Qual rührte sie an. Ehrwürdig stand sie da vor allen höhern Geistern.

Und diese Ehrwürdigkeit des Sinnes ist uns Allen erreichbar. Alle sind wir berufen, uns darzustellen als Wesen, die es empfinden: Wir sind göttlichen Geschlechts*). So, wie die Gottheit sich nicht irre machen läßt durch das Geschrei, das die Thoren und Lasterknechte wider sie erheben, sondern ihren stillen, heiligen Gang fortsetzt, und Regen und Sonnenstrahlen spendet über Gerechte und Ungerechte, und wie der Sohn der Gottheit einst nicht achtete der Schmach und des Leidens, wo er den Heldengeist seiner Wahrheitsliebe und seiner Sorge für Menschenwohl zu offenbaren hatte, so sollen auch wir das Gute uns mit einer solchen Festigkeit aneignen, daß wir es für unverlierbar halten dürfen, und deshalb nun auch unsern blindesten Feinden Edelmoth, auch in den traurigsten oder furchtbarsten Verhältnissen Unererschrockenheit beweisen. Sündigen sollen wir nicht, man lästere uns, wie man wolle. Was wäre das für eine Tugend, die sich wider alles Unangenehme empörte? Was wäre das für ein Lohn, den man für die leichteste Arbeit erwarten dürfte? Hoch über uns wölbt sich der Himmel; steil ist der Weg dahin; mancher bittere Schweißtropfen rinnet von der Stirne des Wan-

*) Apost. Gef. 17, 28.

derers. Aber was hat er auch für eine Aussicht! Wie umstrahlet ihn die Herrlichkeit des Herrn? Und — wenn sie erstiegen ist, die heilige Höhe, o wie klein, wie bedeutungslos erscheint dann ihm die Erde mit ihren Pallästen und ihren Kerfern!

Seht, uns Allen winkt das Land der Wonnen,
Wo den Sieger einst die Palme ziert,
Wo, dem Schmerz und Unbestand entronnen,
Sich im Strahlenglanz von tausend Sonnen
Der verklärte, freie Geist verliert.



Wie haben wir um anderer Menschen Liebe
und Vertrauen uns zu bewerben?

Einleitung.

Mancher Mensch gefällt seinen Mitmenschen schon beim ersten Anblicke. In seiner äussern Gestalt ist etwas Einnehmendes, was sogleich ihre Aufmerksamkeit fesselt, ihre Herzen zu ihm hinneiget. Und wohl hat er Ursache, dafür Gott dankbar zu seyn. Ihm ist mehr, als andern, die Bahn zum Glücke geebnet. Leichter findet er Eingang und Unterstützung; williger tritt man mit ihm hervor auf dem Schauplatze des geselligen Lebens; tiefer beklagt man ihn, wenn ein widriges Geschick ihn verfolgt. Aber woher das? — Man setzt voraus, daß sein äusseres Wesen der Spiegel seines Innern sey; man denkt, in einem schönen Körper müsse auch eine schöne Seele wohnen; man hält den angenehmen Eindruck, den er auf unsere Sinnlichkeit macht, für einen Zeugen seiner eigenen gerechten Ansprüche auf angenehme Lage. Ist man auch dieser Vorstellungen sich nicht immer deutlich bewußt; so wirken sie doch gleichsam im Dunkeln. Man folgt darin einer Schlußart, die, weil sie so gewöhnlich ist, auch sehr natürlich und richtig zu seyn scheint. Immer vermuthet man in dem, was glänzt, auch innern Gehalt, von einer Frucht, die lieblich aussieht, auch einen lieblichen Geschmack. Daß man jedoch hier gar oft irre, lehrt die Erfahrung.

Der eigentliche Werth also, den körperliche Schönheit für einen Menschen hat, beruhet bloß auf dem günstigen

Vorurtheile, das sie bei andern Menschen für ihn wecket. Alles kommt nun darauf an, ob er diese Günst auch zu verdienen und zu bewahren wisse. Wenn unter den Reizen der äussern Gestalt ein hässliches Inneres liegt; so sind es nur unverständige Sinnlinge, die durch jene sich noch blenden lassen. Jeder Andere hingegen bedenk, daß solche Reize allein kein wahres Verdienst geben, daß sie bald verwelken können, und in spätern Jahren verwelken müssen, und daß ausserdem auch noch ohnehin der tägliche Beobachter derselben nach einiger Zeit sich an ihren Anblick gewöhnt habe, und dann dabei wenig oder nichts mehr empfinde. Er weicht folglich ab von seinem günstigen Vorurtheile, ganz gemäß dem Worte des Herrn, das einst in Bezug auf den schönen Eliab an den Propheten Samuel ergieng: „Siehe nicht an seine Gestalt, noch seine große Person! ich habe ihn verworfen. Denn es gilt nicht, wie ein Mensch, zu sehen. Ein Mensch siehet, was vor Augen ist; der Herr aber siehet das Herz an.“*)

Auch Joseph war ein schöner Jüngling. Wo er auch nur erschien, da erschien er gleichsam mit einem offenen Empfehlungsschreiben der Natur. Allein sobald Potiphar ihn für einen treulosen, heimtückischen Wollüstling hielt, wurde dieses Empfehlungsschreiben nicht mehr geachtet. Mit aller seiner körperlichen Zaubergestalt ward er in den Kerker geworfen. Und doch — auch hier ergieng es ihm bald wieder besser, als man erwartet hätte. Er wußte bald auch hier wieder sich Liebe und Vertrauen zu erwerben. Sein äusseres Wesen also war es wohl nicht, wenigstens nicht allein, was ihm die Herzen geneigt machte. Ein Bösewicht ist in jeder Gestalt einer gefährlichen Giftpflanze

*) 1 Sam. 16, 7.

gleich. Und wenn sie in ihrer vollen, prachtreichen Blüthe wäre — welcher verständige Mensch wird sie mit kindischem Wohlgefallen handhaben und streicheln? Nein, die anziehende Kraft, die ihm eigen war, lag vorzüglich in seinem innern Wesen, und nur begünstigt ward sie durch das äussere. Lasset uns denn auch daraus Lehren der Weisheit sammeln! —

Text. 1. Mos. 39, 21—23.

„Joseph lag im Gefängniß — (21) aber Gott war mit ihm, und machte ihm Andere geneigt. Besonders gewogen ward ihm der Oberverwalter des Gefängnisses, (22) und dieser übergab seiner Aufsicht alle Gefangenen des Kerkerhauses, so, daß alles, was da geschehen mußte, durch ihn geschah. (23) Der Oberverwalter des Gefängnisses nahm sich keines Geschäfts mehr an, denn Gott war mit Joseph, und ließ ihm glücken alle seine Unternehmungen.“

Ist es ja doch, als ob den Redlichen nirgends das Elend ergreifen und festhalten könnte! Auch in den Kerker begleitet ihn der Gott, auf den seine Seele trauet, und zu dem sie mit David sagt: „Unter dem Schatten deiner Flügel finde ich meine Zuflucht, bis das Unglück vorübergehe“*) Aber der Redliche thut dabei doch auch immer das Seinige. Wie könnte sonst Gott ihm wohlwollen, und seine Hoffnungen erfüllen? Wie könnte er seine Unternehmungen gelingen lassen, wenn sie aus Thorheit und Gewissenlosigkeit hervorgingen? So ließ er auch den gefangenen Joseph einen Freund und Gönner in dem Oberkerkerverwalter finden. Aber Joseph selbst war dabei gewiß nicht unwirksam. Er bewarb sich um des Mannes Liebe und

*) Ps. 57, 2.

Vertrauen, und seine Bestrebungen hatten den glücklichsten Erfolg. Uns alle mahnet er dadurch an eine der ersten Regeln der Lebensweisheit; aber zugleich veranlaßt er uns zu der Frage:

Wie haben wir um anderer Menschen Liebe und Vertrauen uns zu bewerben?

Nicht durch Schmeichelei. Diese geziemet dem Wahrheitsfreunde nicht. Was unsern Mitmenschen unläugbaren Werth giebt, was ihre Person unter allen Umständen, in den dürrigsten wie in den glänzendsten, achtungswürdig macht, was sie durch pflichtmäßige Bemühungen ihrem Geiste und Herzen angeeignet, und zur Erhöhung ihrer Nuzbarkeit für die Welt gelernt und bewirkt haben, das dürfen, das sollen wir rühmen, obgleich auch das nur ohne alle Uebertreibung und ohne alle eigennützigte Nebenabsichten. Aber einen Menschen selbst bei der geringsten Veranlassung hinweisen auf seine äussern Vorzüge, auf seine Schönheit, seinen Stand, seinen Reichthum, seine ansehnlichen Verbindungen; alles an ihm rühmen, auch das Geringfügige, auch das Fehlerhafte; ihm Geschicklichkeit, Einsicht, Geschmack, Verdienst um das Gemeinwohl u. dgl. zuschreiben, auch wo in allen diesen Hinsichten seine Nermlichkeit unverkennbar ist; und ein solches Verfahren immer nur in seiner Gegenwart oder nur da beobachten, wo man voraussetzen darf, daß es ihm nicht unbekannt bleiben könne — dieß ist entehrend sowohl für unsern Verstand, als für unsere Gesinnung. Nur Thoren lassen dadurch sich verleiten, uns Liebe und Vertrauen zu scheuken; und welch einen Werth hat eine innige Gemeinschaft mit den Thoren? Oder wie lange wirds währen, bis auch ihre Augen sich öffnen, und sie nun mit den Weisern uns verachten und

Reche, Belehrungen I. 7

fliehen? Nein, durch niedrige Schmeichelei dürfen wir nie einen Menschen an uns zu locken suchen. Aber auch nicht durch falsche Nachgiebigkeit. Es ist wahr, friedliebend sollen wir seyn; wir sollen darum auch fremde Rechte und Vorzüge willig anerkennen, und fern von eingebildeter Untrüglichkeit oder Fehlerlosigkeit unsere Urtheile den Urtheilen Anderer, unsere Entwürfe, Vorsätze, Wünsche und Ansprüche den ihrigen, oft unterwerfen. Starrsinn, Trotz und Hartnäckigkeit sind Eigenschaften, die weder mit unserer Beschränktheit, noch mit unsern Verhältnissen im geselligen Leben zusammenstimmen. Aber blindlings dürfen wir doch nach Andern uns nicht bequemen; wir dürfen ihnen doch nicht auch da folgen, wo sie auf unrechten Wegen wandeln; wir dürfen doch nicht aus Furcht vor jeder Störung unserer äußern Ruhe der Beharrlichkeit im Guten entsagen, nicht aus Menschengefälligkeit auch manches Böse billigen, begünstigen und ausführen. Eine solche Nachgiebigkeit ist eine Versündigung sowohl an uns selbst, als an Andern, und wenn sie vorerst uns auch bei Andern beliebt machen, und uns in den Besitz ihres Vertrauens setzen sollte — späterhin würden sie uns doch nur als Schwächlinge verachten, und uns mit ihrem Fluche verfolgen. Wo also die Rede ist vom Wahren und Rechten und Guten, da sollen wir fest stehen, auch wenn wir dabei die Verblendeten, die uns gern zu sich gezogen hätten, uns feindlich gegenüber treten lassen müßten. Der Welt Freundschaft darf nicht erkauft werden auf Kosten der Freundschaft mit Gott. Also auch

nicht durch erheuchelte Tugend. Gott läßt sich nicht täuschen. Ihm kann keine Larve unser Innerstes verdecken, kein Blendwerk unsern wahren Werth unkenntlich machen. Es wird folglich auch von ihm nicht das

mindeste gewonnen, wenn wir ihm uns nicht darstellen wie wir sind. Im Gegentheil werden wir dadurch nur noch verwerflicher. Wir geben zu erkennen, daß wir wohl wissen, was wir seyn sollen, und daß wir uns doch mit dem Scheine begnügen, als ob wir es wirklich wären, und nun sogar den unsinnigen und frevelhaften Versuch machen, unsern ewigen Gebieter, trotz seines alles durchschauenden Blicks, durch jenen Schein irre zu führen. Aber nur Menschen sind fähig, auf solche Weise irre geführt zu werden. Nur ihr Urtheil können wir durch erkünstelte Scheintugend zu unsern Gunsten bestechen. Wem indessen gereicht das mehr zur Schande? Uns oder ihnen? Allerdings kündigt ihr Verstand dabei seine Kurzsichtigkeit an. Sie beweisen, daß sie in unser Innerstes nicht sehen können. Ist nicht aber dieses Unvermögen sehr natürlich? Und verrathen sie nicht neben diesem Unvermögen doch zugleich auch die Neigung ihres Herzens, aller Tugend mit Liebe und Vertrauen zu begegnen? Wie stellet dagegen unser Verstand sich dar? Nur als List. — Unser Herz? Nur geneigt, selbst das Heiligste zur Beförderung unserer betrügerischen Zwecke zu gebrauchen. Können wir dabei vor dem Richterstuhle unsers Gewissens bestehen? Und dürfen wir hoffen und glauben, daß nie eine Zeit kommen werde, die uns die geborgte Tugendhülle abstreife, das Verborgene in uns ans Licht bringe, und uns der Welt in unserer wahren Gestalt vorführe? Sind die Pharisäer immer noch in dem hohen Ansehen, das sie unter so vielen ihrer Zeitgenossen heuchlerisch zu erschleichen wußten?

Nein, wenn wir anderer Menschen Liebe und Vertrauen mit Recht verdienen, und selbst vor den Stürmen der Zeit in Sicherheit setzen wollen, so haben wir uns darum zu bewerben, indem wir, wie Joseph, nach ächten, blei-

tenden Vorzügen ringen, also insbesondere durch Einsicht und Geschicklichkeit, durch einen gesetzten, redlichen Sinn, und durch ein bescheidenes, menschenfreundliches Betragen.

Durch Einsicht und Geschicklichkeit. Denn einen geistlosen, ungeschickten Menschen können wir wohl bedauern; aber ihn lieben und ihm vertrauen können wir nicht. Und wenn er auch durch seine Aussen Seite, oder durch sein vielversprechendes Gerede, oder durch die Verhältnisse, in denen er sich befindet, uns einmal an sich zieht — er weiß uns doch nicht fest zu halten. Die Mittel, uns nutzbar zu werden, sind ihm unbekannt, oder er wendet sie nicht mit gehöriger Sorgfalt oder Klugheit an; er schwebt immer in Gefahr, auch das, was er zufälliger Weise einmal gut gemacht hat, bald wieder zu verderben; es gebricht ihm die Fähigkeit, sein Verhalten mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Umstände und der Menschen in seinem Kreise zweckmäßig anzuordnen; ja seine Unkunde verleitet ihn oft auch bei dem besten Gemüthe wohl gar zu einer Bieksamkeit, die uns als eine feindliche erscheint, indessen er selbst in dem Wahne steht, uns freundschaftliche Dienste zu leisten. Wäre also auch Joseph ein solcher Mensch gewesen — nie hätte es ihm gelingen können, sich in der Gunst seiner Herren dergestalt festzusetzen, daß sie sogar ihm die Leitung ihrer Geschäfte anvertrauten. Er war jetzt zur Gefangenschaft verurtheilt worden. Warum? Das verschwieg vielleicht Potiphar aus Furcht vor den Mißdeutungen der Hofslinge. Aber ein vorhergegangenes Vergehen ließ doch dieses Schicksal allerdings auch den Kerkerverwalter muthmaßen, und diese Muthmaßung war gewiß nicht geeignet, sogleich für das Herz und das Leben des Gefangenen einzunehmen. Wahrscheinlich also war es zunächst die unverkennbare Brauchbarkeit desselben, die ihn

aufmerksam machte, und zu ihm hinzog. Joseph hatte Verstand. Er wußte sich in seine jedesmalige Lage sogleich zu fügen, und das, was sie erforderte, richtig zu beurtheilen. Auch blühten in Aegypten schon viele Künste und Wissenschaften. Von allen Seiten bot sich ihm hier etwas Andern dar, als in seinem vormaligen Hirtenleben. Der Anblick so manches Neuen in der Natur und in der Menschenwelt wurde also für seinen regen Geist ein kräftiger Antrieb zur Selbstbildung, und ohne Zweifel wurde besonders Potiphars Haus für ihn eine Schule, in welcher er Gelegenheit fand, sich mit den Einrichtungen und Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten des Landes genau bekannt zu machen, und überhaupt viele Einsichten und Geschicklichkeiten sich anzueignen. Ohne dies würde es ihm nicht möglich gewesen seyn, sich auf seinem nachherigen hohen Posten zu behaupten. Aber auch schon dem Kerkerverwalter konnten jene Einsichten und Geschicklichkeiten nicht unbenutzt bleiben, und dadurch wurde nun wenigstens der Grund gelegt zu der Gewogenheit, womit dieser ihn auszeichnete.

Durch einen gesetzten, redlichen Sinn jedoch mußte demnächst die Fortdauer dieser Gewogenheit gesichert werden. Wie kann ein leichtsinniger, flatterhafter Mensch sich beliebt erhalten? Wie kann er würdig bleiben des Vertrauens, das man etwa zu ihm gefaßt hat? Er bleibt ja sich selbst nicht gleich. Wandelbare Umstände regen ja bald diese, bald jene Neigung in ihm auf, und so wird er dann vielleicht morgen schon lau, übermorgen alt gegen uns, wenn er noch heute uns die wärmste Freundschaft verrieth. Ist er nun aber gar unredlich, fehlt es ihm an Wahrheitsliebe in seinen Aussagen, an Treue in seinen Versprechungen, an Aufrichtigkeit in der

Aussprechung seiner Gesinnungen; finden wir in seiner Gemüthsart Verstelltheit, Falschheit, Arglist; gilt von seinen Worten, was David sagte: sie sind gelinder, denn Dele, und doch bloße Schwerdter *) — wie in aller Welt, könnten wir dann so thöricht seyn, ihm Liebe und Vertrauen zu widmen? Er wird uns ja um so gefährlicher, je größer seine Einsichten und Geschicklichkeiten sind. Auch jener ägyptische Gefängnißaufseher würde in diesem Falle sehr bald die Strafe seiner Thorheit empfunden haben, als er für Joseph so sehr sich einnehmen ließ, daß er ihm allein die fernere Aufsicht über alle andere Gefangene anvertraute. Welches Unheil hätte ein leichtsinniger oder unredlicher Geschäftsführer dieser Art stiften können! In Verbindung mit Verbrechern, welche sämmtlich in ihrem Kerker sich nach der verlorenen Freiheit zurücksehnten, wäre es ihm vielleicht nicht schwer geworden, sich selbst und sie wieder auf einen völlig freien Fuß zu setzen, und auf solche Weise die Urtheilssprüche der Richter zu verhöhnen, die öffentliche Sicherheit zu gefährden. Und hätte er, von Muthwillen getrieben, oder von irgend jemanden bestochen, auch nur eines einzigen Verbrechers Entweichung befördert — welche nachtheilige Folgen würden daraus hervorgegangen seyn! Aber sein gesetzter, redlicher Sinn sprach sich ohne Zweifel zu deutlich aus, als daß er in seinem Vorgesetzten nicht Liebe und Vertrauen hätte wecken und erhalten sollen.

Durch ein bescheidenes, menschenfreundliches Betragen wurde dann diese wohlthätige Annäherung vollendet. Denn jedem Menschen die Achtung erweisen, die ihm gebührt, jedem nach Landesitte mit Höflichkeit begegnen,

*) Ps. 53, 22.

jedem bei Gelegenheit willig dienen, oder seinen Wünschen zuvorkommen, seiner unschuldigen Launen und Lieblingsneigungen schonen, seinen guten Namen vertheidigen, seine Vorzüge und Verdienste anerkennen, seinen Uebereilungen die gelindeste Deutung geben, seine Geheimnisse verschweigen, seinem Wohlstande, seiner Ruhe, seiner Gesundheit möglichst förderlich werden — das ist der sicherste Weg zu seinem Herzen, das wirksamste Mittel, ihm Liebe und Vertrauen abzugewinnen, und sich im Besitze seiner Gunst zu behaupten. Daß aber auch Joseph jenen Weg betreten, dieses Mittel angewendet haben müsse, läßt sich aus der ganzen Geschichte seines nachherigen Lebens erkennen. Durch unbescheidenes und unfreundliches Betragen, durch Widerspruchszucht und Rechthaberei, durch stolze Anmaßungen, durch beißenden Wit, durch Murrestim, Grobheit, Mißgunst, Tadelssucht u. dgl. würde er alle Aegyptier überhaupt von sich zurückgestoßen haben, und zwar um so mehr, da er als Fremdling und als Anhänger einer andern Religion ohnehin der Gefahr, verachtet zu werden, sich überall ausgesetzt sah. Also auch der Oberaufseher des Gefängnisses hätte dabei nur mit Verachtung ihn behandeln können. So aber behandelte er ihn keinesweges. Im Gegentheil zog er ihn hervor, und über jedes etwaige Vorurtheil sich hinwegsetzend übergab er ihm die Verwaltung aller seiner Geschäfte. Diese Liebe, dieses Zutrauen, keinem solchen jungen Manne erwiesen, den ein angesehenener Staatsbeamter gleichfalls zur Gefangenschaft verurtheilt hatte, war etwas so Außerordentliches, daß man sich durchaus genöthigt fühlt, auch eine außerordentliche Aufmerksamkeit Josephs auf sein ganzes Betragen vorauszusetzen, zumal da sonst auch selbst unter den übrigen Gefangenen ein allgemeiner Widerwille gegen ihn ausgebrochen, und es aus

diesem Grunde aufs neue sehr unflug gewesen seyn würde, ihn über sie zu erheben.

Da sehen wir denn, was Einsicht und Geschicklichkeit, was ein gesetzter, redlicher Sinn, und ein bescheidenes, menschenfreundliches Betragen vermögen. Wer sich um eine vernünftige, nicht bloß sinnliche, Liebe, und um ein festgegründetes, nicht blindes und wandelbares, Vertrauen bei seinen Mitmenschen bewerben will, der wird seinen Zweck am sichersten erreichen, wenn er dieselben Vorzüge in immer höherm Grade sich anzueignen sucht. Freilich ist es möglich, daß er auch dabei noch wohl eine Zeitlang verkauft wird. Dieses Schicksal hatte auch Joseph erlebt. Er wurde wenigstens von Potiphar verkauft. Aber wie könnte ein solches Schicksal das Selbstbewußtseyn des Rechtschaffenen zerrütten, sein Herz ängstigen, seine Hoffnungen niederschlagen? Wie könnte er fürchten, daß er unter der Regierung eines heiligen und gerechten Gottes von langer Dauer seyn werde? Nein, wenn seine Wege dem Herrn wohlgefallen; so machet dieser — früher oder später — auch seine Feinde mit ihm zufrieden. *) Lasset uns also nur nicht müde werden in dem Bestreben, unsern Geist immer mehr auszubilden, unsere Gesinnung immer mehr zu veredeln, unser Leben immer wohlthätiger zu machen! Wir werden es gewiß erfahren, daß die Besten unter unsern Mitmenschen sich uns annähern mit Liebe und Vertrauen, und wir verdienen dies um so mehr, da wir nachher ohne Zweifel weit entfernt seyn werden, uns deshalb stolz zu erheben, oder wohl gar jene Liebe und dieses Vertrauen zu mißbrauchen. Denn beides würde ja sowohl dem Zwecke widerstreiten, den wir zu erreichen suchten, als den guten Eigenschaften, wodurch wir ihn wirklich er-

*) Spr. Sal. 16, 7.

reichen; wir würden bei einem solchen Verhalten mit unserm innern Werthe zugleich unsere wahrhaft schätzbaren, für Recht und Tugend eingenommenen, Freunde wieder verlieren. Und das ist immer ein höchst bedeutender Verlust. Wie? Können wir dem unsern Unterhalt finden und sichern, können wir in den Tagen der Noth auf Hülfleistung oder guten Rath oder tröstenden Zuspruch rechnen, können wir das Leben unter den Menschen erfreulich nennen, wenn ihre Liebe und ihr Vertrauen uns fehlt? Können wir unsere guten Absichten unter ihnen geltend machen, unsern gemeinnützigen Bestrebungen einen günstigen Erfolg versprechen, unserer innern Rechtschaffenheit einen möglichst weiten Wirkungskreis auch in der Außenwelt eröffnen, wenn wir uns gering geschätzt und vermieden sehen? Ist nicht oft selbst die regste, segensreichste Kraft einer Verbindung mit fremden Kräften bedürftig, um ihre Segensfülle ausströmen zu können? Muß nicht das heilige Feuer in uns oft durch Andere unterhalten werden, damit es, entnommen der Gefahr, bald wieder zu verlöschen, immerfort Licht und Wärme weit umher verbreite? Erschlafft nicht gar leicht auch der Muth des Edelsten, wenn er sich allein erblickt, und keiner seiner edeln Mitmenschen ihm freundlich zur Seite treten will? Und werden sie das wollen, wenn sie nicht in ihm einen Freund des Wahren und Guten erkennen? Das bedachte selbst Paulus, bekannt als das auserwählte Rüstzeug zur Beherrschung des Namens Jesu unter den Heiden. Demuth bewies und empfahl er bei jeder Gelegenheit. Aber das hinderte ihn doch nicht, auch zu versichern: „Es wäre mir lieber, ich stürbe, denn daß mir jemand meinen Ruhm sollte zunichte machen.“ *) Und wie hätte er jenes aus-

*) 1. Kor. 9, 15.

erwählte Rüstzeug Jesu seyn können, wenn er anders gesinnt gewesen wäre? Wer gegen die Liebe und das Vertrauen anderer Menschen gleichgültig ist, oder auch nur die Miene annimmt, als ob er sie sehr entbehrlich finde, der kennet seine Natur und seine Bestimmung nicht. Anstatt der Erhabenheit des Sinnes, die er vielleicht zu äußern glaubt, verräth er nur Hochmuth und Unverstand und Fühllosigkeit. Durch unverdienten Widerwillen der Menschen gegen ihn darf er eben so wenig, wie Joseph durch Potiphars Widerwillen, sich erschüttern und ergrimmen lassen; aber verdienen wollen darf er ihn nie, und nie darf er, wenn er ihn wirklich verdient, in seiner Ruhe dabei eine Ehre suchen. Keiner ist nur für sich selbst, jeder ist auch um Anderer willen da; jeder soll darum auch auf Andere Rücksicht nehmen, für Andere wirken und sorgen, und alles meiden, was darin ihn hindern kann. O das laffet uns nie vergessen!

Unter Menschen wandeln wir hienieden;
Ihre Liebe heitert unsern Sinn,
Ihr Vertrauen fördert unsern Frieden,
Dieses Lebens köstlichen Gewinn.
Bald verstummt der Schmerz,
Wenn wir wissen und bedenken:
Auch für uns schlägt manches Menschenherz!

Ueber die Träume.

Einleitung.

Es giebt viele Erscheinungen in der Welt, deren Ursachen und Zwecke wir nicht genau anzugeben wissen. Wir beobachten sie ausser uns, wir erfahren sie an uns selbst; aber was Jesus einmal gleichnißweise vom Winde sagte: wir hören sein Säusen wohl, und wissen doch nicht, woher er kommt und wohin er fährt, das ist auch anwendbar auf solche Erscheinungen. Sobald wir versuchen, über den Kreis derselben hinauszudringen, sobald wir nach dem fragen, was ihnen zum Grunde liegt, und was an sich selbst nicht sinnlich beobachtet, nicht unmittelbar erfahren werden kann, sobald wir bestimmen wollen, durch welche besondere Kräfte dieses oder jenes bewirkt wurde, und welcher nähere oder entferntere Nutzen aus dieser Wirkung hervorgehen solle; so finden wir uns an einer Gränze, wo uns das Licht verläßt. Wir müssen meist entweder unsere Unwissenheit gestehen, oder uns mit bloßen Muthmassungen begnügen.

Besonders gültig ist das in Hinsicht auf unsere Seele, und auf das, was in ihr vorgeht. Freilich könnte man bei flüchtigem Nachdenken glauben, unsere Seele werde doch wohl von sich selbst ohne Schwierigkeit Rechenschaft geben, sie werde die Veränderungen, die sie selbst bereitet, oder die in ihr selbst sich zutragen, gar leicht erklären können. Was wir denken und fühlen, begehren und verabscheuen, dessen sind wir ja doch uns mit höherer oder

minderer Klarheit bewußt, und es scheint daher auch die Anzeige, woher es komme, daß wir gerade dies und nichts anderes denken und fühlen, begehren und verabscheuen, nie unmöglich zu seyn. Selbst andere Menschen können wir in vertrautem Umgange so genau beobachtet haben, daß wir oft mit Zuversichtlichkeit zu bestimmen wissen, wie sie in diesem oder jenem Falle urtheilen, empfinden und handeln werden. Und einer solchen Menschenkenntniß wären wir doch nicht fähig, wenn nicht in unserm Innersten, wie in der Außenwelt, alles auf gewissen Gesetzen beruhete, wenn nicht dort, wie hier, das Eine aus dem Andern folgte, das Eine zu dem Andern hinüberführte, sich mit dem Andern verkettete, das Andere weckte, belebte, verstärkte u. s. f., und wenn nicht auf solche Art nach und nach sich eine bestimmte Gemüthsart bildete, wodurch jeder einzelne Mensch sich in gewisser Hinsicht von andern unterschiede. Bei näherer Untersuchung indessen finden wir bald, daß unser Wissen auch in dieser Hinsicht nur Stückwerk sey, und hier noch um so mehr, da im Forschen nach dem, was unsere Seele ist, und nach der Art, wie sie wirkt, die Sinne uns ihre Dienste versagen. Auch ist dessen, was in ihr vorgeht, so viel, es ist von so mannichfacher Art, es ist oft bei aller seiner Bedeutsamkeit so kleinlich scheinend, so flüchtig, so verworren, daß es gar schwer wird, es genau zu beobachten, und desto leichter, uns selbst zu täuschen oder von Andern getäuscht zu werden. Ja, schon das Beobachten selbst, wenn wir dabei mit unserer eigenen Seele uns beschäftigen, setze die Seele zum Theil in einen andern Zustand, als derjenige war, den wir beobachten wollten.

Wie deutlich erhellet dies alles insbesondere aus unsern Träumen! Gewiß sind wir über die Wunderlichkeit derselben

schon oft in Erstaunen gerathen, und oft, wenn wir beim Erwachen uns ihrer bewußt wurden, konnten wir uns der Frage nicht enthalten: wie in aller Welt und zu welchem Zwecke kommen doch wohl solche Gedanken in unsere Seele? Allein während wir in dem Zustande des Traumes waren, wußten wir nicht, daß wir träumten. Wir konnten den Ursprung und die Verkettung unserer Traumvorstellungen nicht beobachten. Wachend war uns dies nachher eben so wenig möglich. Wir fühlten nun uns schon gewissermaßen als andere Menschen. Wir unterwarfen unsern Traum, so weit er uns noch erinnerlich war, einer vernünftigen Beurtheilung, und da fanden wir denn nicht selten ihn so auffallend, daß er uns entweder lächerlich wurde, oder bedenklich machte.

Letzteres war gewöhnlich die Wirkung der Träume unter den Genossen der Vorzeit. Diese waren der Meinung, daß dadurch ein bevorstehendes Ereigniß angedeutet werde. Auch in der Geschichte Josephs wird uns das bemerkbar. Seine eigenen Träume, die Träume seiner Mitgefangenen, und diejenigen des Königs von Aegypten — alle machten tiefen Eindruck, alle erschienen vorbedeutend, und Gott fügte es so, daß die nachherigen Begebenheiten ihnen wirklich angemessen wurden. Wir sehen uns also hier gleichsam in eine Welt versetzt, wo die Träume etwas anderes gewesen zu seyn scheinen, als sie jetzt sind, und nöthig ist es daher, diesen Gegenstand überhaupt, so weit er einer kirchlichen Behandlung fähig ist, einmal näher zu untersuchen. —

Text. 1. Mos. 40, 1—12.

„(1) Nach einiger Zeit machten der Mundschenke des ägyptischen Königs und sein Becker sich eines Vergehens

schuldig wider ihren Herrn, den König von Aegypten; (2) und Pharao, erzürnt über seine beiden Hofbedienten, den Obermundschenken und den Oberbecker, (3) ließ sie setzen in das Strafgefängniß im Hause des Oberkerkerverwalters, wo auch Joseph gefangen saß. (4) Der Oberkerkerverwalter aber übergab sie der Aufsicht und Verpflegung Josephs, und so blieben sie eine Zeitlang im Gefängniß. (5) In einer Nacht nun hatten beide, der Mundschenk und der Becker des Königs von Aegypten, jeder einen besondern Traum, und jedem erschien sein Traum bedeutend. (6) Da nun Joseph des Morgens zu ihnen hinein kam, und sah, daß sie traurig waren, (7) fragte er sie: warum seyd ihr heute so traurig? (8) Sie antworteten: Wir haben einen Traum gehabt, und haben doch niemanden, der ihn uns auslege. Joseph erwiderte: Das Auslegen kommt Gott zu; doch erzählet mir nur. (9) Da erzählte der Obermundschenke seinen Traum, und sprach zu Joseph: Mir träumte, ein Weinstock stände vor mir, (10) der hatte drei Neben, gewann Knospen, blüthete und trug reife Trauben. (11) Ich aber hatte des Königs Becher in meiner Hand, nahm die Trauben, zerdrückte sie in dem Becher, und gab dann den Becher in des Königs Hand. (12) Joseph sagte nun zu ihm: Dieß ist des Traumes Bedeutung: Die drei Neben sind drei Tage. (13) Nach drei Tagen wird Pharao dich erheben, und dich wieder in dein Amt setzen; du wirst, wie vorhin, ihm den Becher überreichen, und sein Mundschenke seyn. (14) Aber gedenke meiner, wenn es dir wohl gehet, und erweise mir die Barmherzigkeit, meiner vor Pharao zu erwähnen, damit er mir aus dießem Hause helfe; (15) denn ich bin aus dem Lande der Hebräer entführt worden, und auch hier habe ich nichts begangen, was Gefängnißstrafe verdiente. (16) Da nun der Oberbecker sah, daß die Deutung erwünscht war, sprach er zu Joseph: Auch mir hat geträumt, ich trüge drei Körbe mit Backwerk auf meinem Kopfe, (17) und in dem obersten war allerlei Liebesspeise der Art für Pharao; aber die Vögel fraßen aus dem Korbe auf meinem Kopfe. (18) Joseph antwortete: Dies ist die Bedeutung: Drei Körbe sind drei Tage, (19) und nach drei Tagen wird Pharao dich erheben, und dich an den Galgen hängen, und die Vögel werden dein Fleisch von dir fressen. (20)

Nun fügte es sich, daß am dritten Tage nachher Pharao seinen Geburtstag feierte, und für alle seine Bedienten ein Gastmahl anstellte, wobei er denn auch den Obermundschenken und den Oberbecker unter seinen Bedienten erhob. (21) Den Obermundschenken setzte er wieder in sein Schenkenamt ein, so, daß dieser den Becher Pharao wieder überreichte. (22) Aber den Oberbecker ließ er aufhängen, wie Joseph es gedeutet hatte."

Auch jene beiden Hofbedienten also, die — man weiß nicht, wodurch? — in des Königes Ungnade gefallen waren, gehörten unter die Gefangenen, über welche Joseph zum Hüter bestimmt wurde. Und — wie doch alles in der Welt so planmäßig zusammengereiht wird! Der Eine derselben, der, nach drei Tagen unschuldig befunden, in seinen Dienst bei dem Könige zurückgerufen ward, mußte in der Folge die Erhöhung Josephs veranlassen. Dieser nämlich erklärte ihm, so wie seinem Mitgefangenen, einen Traum, und der Ausgang bestätigte die Wichtigkeit der Erklärung. Ein Hauptglied in der Kette der Begebenheiten, die sich durch Josephs Leben dahinziehet! Es hat einen wunderbaren Anstrich, aber es hängt doch mit den übrigen Gliedern dieser Kette so genau zusammen, und aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den der Glaube an einen alleslenkenden Gott uns anweist, kann es uns so wenig befremden, daß wir geneigt werden, über jenen Anstrich hinwegzusehen, und es für natürlich zu halten. Nöthig ist es indessen, bei dieser Gelegenheit überhaupt einmal

über die Träume

eine erste Betrachtung aufzustellen.

I. Wie entstehen sie?

Dies ist die erste Frage, die dabei aufgeworfen werden

muß. Haben wir diese vorläufig beantwortet, so sehen wir nachher leicht ein, wie sie zu beurtheilen sind.

Und hier ist nun das uns sogleich klar, daß auch die Vorstellungen, die wir im Traume fassen, gleich allen andern, überhaupt nur aus der fortgesetzten Wirksamkeit unserer denkenden Seele entspringen können. So lange wir wachen, sind es tausend und tausenderlei Gedanken, die durch unsere Seele strömen. Bald werden sie auf diese, bald auf jene Weise geweckt, und der eine knüpft sich wieder an den andern. Selbst ein Mensch von dem gemeinsten Verstande siehet und höret, thut und empfindet, spricht und verschweiget, wünscht und verabscheuet, suchet und meidet, hoffet und fürchtet, hindert und fodert, beschließt und vollendet an jedem Tage so viel, daß man wohl sagen kann: Millionen Gedanken durchkreuzen täglich sein inneres Wesen. Mit großer Weisheit und Liebe hat Gott diese Einrichtung getroffen. Der Werth unserer Seele beruhet zuletzt nur auf dem Denken; denn auch das Gute muß als etwas Gutes von ihr gedacht werden. Gedankenlos ausgeübt hört es auf, ihr zum Ruhme zu gereichen. Gott also wollte, daß unsere Kraft, zu denken, in steter Uebung erhalten werden möchte. Es darf uns darum auch nicht wundern, daß sie selbst im Zustande des Schlafs noch nicht ganz unwirksam ist. Was an jedem Tage unaufhörlich gleichsam in Schwingung bleibet, das wird doch, wenn nicht etwa eine gewaltsame Hemmung eintritt, auch in der Nacht noch wohl, wenigstens leiser, fortzuschwingen. Auch sind ja zum Denken selbst nicht nothwendiger Weise zugleich offene Sinne erforderlich. Um tief und zusammenhängend nachdenken zu können, müssen wir vielmehr oft uns zurückziehen in nächtliches Dunkel oder in ungestörte Einsamkeit, und unsere Sinne verschließen

für die Einwirkungen der Aussenwelt. Nur sind wir dann unserer selbst und unsers wahren Zustandes uns nicht mehr deutlich bewußt. Wir heften unsern innern Blick einzig auf die Gegenstände, die unserm innern Sinne vorschweben, und vergessen unserer eigenen gegenwärtigen Lage um so völliger, je weniger wir durch Eindrücke von aussen her zur Aufmerksamkeit auf sie zurückgerufen werden. Das hat gewiß jeder unter uns schon an sich selbst beobachtet, so oft er in tiefe Betrachtungen versunken oder in hohes Entzücken versetzt war, und eben das gilt also in noch höherm Grade, wenn im Schlafe unsere äussern Sinne ganz unthätig sind, und nun doch unsere Seele ihre innere Kraft fortwirken läßt, das heisst, wenn wir träumen. Ohne Zweifel ist dies der Fall in jedem Schlafe, obgleich es uns nur alsdann bemerkbar wird, wenn der Zustand des Schlafs an den Zustand des Wachens gränzt. Gott hat uns hoch erhoben in seinem Reiche. Er hat uns nur ein wenig geringer gemacht, denn die Engel *). Durch alle unsere Lebensstunden zieht sich eine stetige Reihe von dunklern oder hellern Gedanken hin.

Stellen wir uns jedoch das Nichtvorhandene als etwas Vorhandenes, das blos Mögliche als etwas Wirkliches, das längst Geschehene als jetzt erst geschehend so lebhaft vor, als ob wir es mit unsern Sinnen wahrnähmen; so sagen wir, daß das insbesondere durch die Einbildungskraft bewirkt werde. Und dies ist die Kraft unserer Seele, die in unsern Träumen gewöhnlich vorherrscht. Daher auch die tausendfachen Ungereimtheiten, wodurch sie so oft sich auszeichnen! Von einem Gegenstande schweifet unsere Seele oft zu einem andern ganz verschiedenen

*) Ebr. 2, 9.

Neue, Belehrungen I.

häußer, die seltsamsten Dinge und Begebenheiten verwirret sie miteinander, ohne diese Verwirrung wahrzunehmen. Bald glaubt sie in finstere Tiefen, bald auf entzückende Höhen versetzt zu seyn, bald sind es bezaubernde Bilder, bald abentheuerliche Gestalten, die sich ihr darzustellen scheinen. Und willkürlich abbrechen kann sie den Faden nicht, an welchem dies alles sich gleichsam zusammenreihet. Sie folgt nur dem Strome der Einbildungen, und erst alsdann, wenn eine derselben so lebhaft oder so beunruhigend wird, daß wir erwachen, ist sie wieder fähig, sie als bloße Einbildungen anzuerkennen und zu beurtheilen. Bes Klagen dürfen wir uns keinesweges über diese Kraft unserer Seele überhaupt. Ohne sie wären wir nur an die Gegenwart gefesselt, und der Gedanke an die Zukunft könnte uns nicht in Bewegung setzen; nur das würden wir empfinden, was unmittelbar auf unsere Sinne wirkt, aber durch Vorstellungen von dem Entfernten würden wir unsere Empfindungen nicht abzuändern vermögen. Wer also z. B., wie jene Aegyptier, in einem Kerker eingeschlossen wäre, der würde traurig nur in einem Kerker umherschauen müssen, da er doch nun vermittelt der Einbildungskraft, seines wirklichen Zustandes vergessend, sich in einen andern hineindenken, und sein Gemüth erheitern kann. Und wie viele unserer verschwundenen Lebensfreuden läßt sie uns im Geiste nochmals genießen! Wie vielen der alltäglichen giebt sie erhöhte Reize! Die schönsten Werke der Kunst sind nur unter ihrem Einflusse entstanden, die erhabensten Psalmen Davids und andere begeisternde Gedichte nur aus ihrer Wirksamkeit hervorgeströmt. Wir haben die wichtigsten Bewegungsgründe, dem Urheber unseres Wesens auch für sie zu danken. Unverkennbar ist es jedoch auch, daß sie der stillen Leitung der Vernunft nicht entzogen seyn dürfe.

Wirkt sie ganz für sich allein, so führt sie uns irre, so reizt sie uns nicht nur zu blinder Schwärmerei, sondern oft wohl gar zu dem bedauerungswürdigsten Wahnsinne fort. Wir wähen nun das Unsichtbare anzuschauen, zu hören das Unvernehmbare, zu seyn, was wir nicht sind. So aber wirkt sie auch in den Träumen der mehresten Menschen fast immer. Man würde diejenigen, die solche Träume auch wachend noch fortsetzten, ihnen Wahrheit und Bedeutung zuschrieben, und ihnen gemäß handelten, für Berrückte erklären müssen. Ihre Vernunft wäre in völlige Unthätigkeit versunken, und äusserte ihre Kraft eben so wenig im Zustande des Wachens, als während des Schlafes.

Woher es indessen komme, daß die Einbildungskraft auch dann, wenn der ermüdete Körper in den Armen des Schlafes ruhet, noch angeregt werden könne, wird uns zum Theil erklärbar aus dunkeln Gefühlen, die dann der Seele noch zuströmen. Schon der Prophet Jesaias bemerkt: dem Hungerigen träume, daß er esse, dem Durstigen, daß er trinke*). Hier ist es also das dunkle Gefühl des Hungers oder Durstes, das die Traumvorstellungen in der Seele wecket. Eben so kann jedes andere Gefühl, ohne daß wir seiner selbst uns deutlich bewußt werden, Vorstellungen erzeugen, die ihm angemessen sind. Da dringt z. B. irgend ein dumpfer Ton in unser Ohr, und wir träumen nun vielleicht, daß irgendwo uns ein heftiges Gewitter überfalle, oder wir denken uns auf ein Schlachtfeld mitten unter den Donner des Geschüzes. Da wird eines unserer Glieder durch unbequeme Lage gedrückt, der Umlauf des Blutes gehemmt, folglich ein beängstigendes Gefühl entwickelt, und wir träumen nun von Gefahren, Krankheiten

*) Jes. 29, 8.

Unglücksfällen u. dgl., und beziehen dies alles entweder auf uns selbst, oder auf Andere, die unserm Herzen werth und theuer sind. Eine Vorstellung verbindet sich mit der andern, und am Ende ist aus ihnen ein vollständiges, obwohl meist übel zusammenhängendes, Gemälde von dem traurigen Schicksale geworden, das uns zu verfolgen scheint. Wenn wir wachen, so werden unsere Vorstellungen meist nur durch dasjenige veranlaßt, was wir sehen und hören, und überhaupt sinnlich wahrnehmen. Im Schlafe also, wo die Sinne im Ganzen genommen ruhen, und Aufmerksamkeit auf das, was außer uns ist und geschieht, mit ihrem Bewußtseyn nicht Statt findet, werden sie dann nur durch dunkle Empfindungen veranlaßt. Diese weisen der Seele, wie im Verborgenen, den Weg an, auf welchem sie ihre stillwirkende Kraft zum Denken in Thätigkeit erhält. So hat Gott alles an natürliche Gesetze gebunden, und je weiter wir diesen Gesetzen nachforschen, desto bewunderungswürdiger erscheint uns seine Weisheit und die Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen zur Fortbildung unserer geistigen Natur.

Uebrigens entwickelt sich doch der mehreste Stoff zu unsern Träumen aus den lebhaftern Vorstellungen, die unsere Seele gewöhnlich beschäftigt, oder kurz vor dem Schlafe beschäftigt haben. Die Träume sind dann nur Fortsetzungen ihrer Thätigkeit im wachenden Zustande. Durch eine traurige oder schauerhafte Geschichte, die uns erzählt wird, fühlt sie sich zur Ausmahlung einer ähnlichen Geschichte auch im Traume gestimmt. Eine ernste Arbeit, die wir gerne vollenden möchten, bleibt auch im Traume der Gegenstand ihres Nachsinnens. Der Habsüchtige träumet vom Gelde, der Stolze von Ehrenbezeugungen, der Nachgierige von seinem

Gegner, der Betrüger von seinen Ränken, der Krieger von Schlachten, der Liebende von dem Geliebten, der Aberglaubische von Bezauberungen und Geistererscheinungen (Ein Salomo bittet Gott auch im Traume um Weisheit*); ein David sagt: Ich gedente des Nachts an mein Saitenspiel.**) Wer viel Sorgen hat, wird auch träumend von Sorgen beunruhiget***), und der Gottlose erschrickt im Traume, als sähe er die Feinde kommen****). Auch jene beiden gefangenen Hofbedienten des Königes von Aegypten denken sich im Schlafe wieder in ihrem vorigen Geschäftskreise. Der Obermundschenk träumet von Weinstock und Weinbecher, und der Oberbecker von Körben voll Backwerk. Gemüthung und Berufsart, Wünsche und Bestrebungen, Leidenschaften und Tugenden, dies alles spricht sich mehr oder weniger auch in unsern Träumen aus, und giebt ihnen oft ein Gepräge, woraus sich auf unsere Gemüthsbeschaffenheit mit Sicherheit schließen läßt. Aber auch diese Gemüthsbeschaffenheit selbst kann durch die Träume unvermerkt an Festigkeit gewinnen. Der Wollstüling z. B., der auch in ihnen noch fortfährt, sinnlichen, obwohl alsdann nur eingebildeten, Ausschweifungen ohne Zucht und Scham nachzuhängen, verstärkt dadurch immer mehr die Macht seiner geilen Triebe. In dieser Hinsicht folglich ist es nichts weniger als gleichgültig, von welcher Art unsere Träume sind. Wenn wir jedoch überhaupt die Frage aufwerfen:

II. Wie sind sie zu beurtheilen?

so werden wir wohl zwischen der Vorzeit und der gegenwärtigen Zeit, zwischen dem, was Gott damals nöthig fand, und was er jetzt noch nöthig findet, einen Unter-

*) 1. Kön. 3, 5—15.

**) Ps. 77, 7.

***) Pred. Sal. 5, 2—

****) Sir. 40, 6 ff.

schied zu machen haben. Dies erfordert das gegründete Ansehen der Schrift.

Daß man in der Vorzeit die Träume für etwas Wunderbares und Uebernatürliches hielt, kann uns nicht befremden. Damals war der menschliche Verstand noch in seiner Kindheit. Man kannte noch nicht die mannichfachen Wirkungen der Seele; man wußte noch nicht, daß auch ohne ihr deutliches Bewußtseyn der Körper eine Reihe von Traumvorstellungen veranlassen könne; man hatte noch nicht die Merkmale aufgesucht, wodurch das Wirkliche sich auszeichnet vor dem Eingebildeten; man betrachtete noch alles Auffallende, alles Unerklärbarerscheinende als ein unmittelbares Werk höherer, übersinnlicher Geister, und insbesondere der Gottheit. Wenn man also im Traume z. B. mit einer verstorbenen Person sprach; so sagte man nächster nicht: ich habe geträumt oder mir eingebildet, mit ihr zu sprechen — sondern: sie ist mir erschienen im Traume, oder Gott hat sie mir im Traume erscheinen lassen. Besonders im Morgenlande, wo eine glühende Einbildungskraft die Lebhaftigkeit aller Vorstellungen dieser Art erhöhte, machte eine solche gedachte Erscheinung ganz den Eindruck, den die wirkliche gemacht haben würde. Der Glaube an die Bedeutsamkeit der Träume war aus diesen Gründen dort und damals, so, wie noch jetzt unter ungebildeteren Völkern, allgemein ausgebreitet. Man dachte sie sich als sinnvolle Anreden, Warnungen, Verkündigungen, Rathschläge, Befehle eines unsichtbaren Wesens, das aus einer andern Welt in der Menschen Inneres komme, und dort die geheimen Veränderungen der äußern Welt ihnen in bildlicher Sprache enthülle. Immer fragte man deshalb, wie man diesen oder jenen Traum auszulügen habe. Es gab Traumdeuter, die mit solchen Auslegungen sich ernstlich beschäf-

gten, und schlau genug waren, mit Rücksicht auf die bekannten Verhältnisse der Träumenden meist solche Erklärungen zu geben, welche wahrscheinlicher Weise durch Thatsachen bestätigt werden mußten, oder doch solche, welche nur zweideutig waren, oder sich, um wenigstens nicht sogleich der Täuschung überwiesen werden zu können, nur auf die entferntere Zukunft bezogen. Auch jene beiden gefangenen Aegyptier zweifelten daher nicht, daß ihre Träume von Bedeutung seyn müßten, und sie waren nie dergeschlagen, weil sie in ihrer Gefangenschaft zu einem Traumdeuter nicht ihre Zuflucht nehmen konnten. Ebenso hatten darum vorher Josephs eigene Träume auf seine Brüder den tiefsten Eindruck gemacht, zumal, da nach ihrer Ueberzeugung die sinnbildliche Sprache derselben keine andere Deutung zuließ, als eine solche, die ihnen zuwider war. Ihre Garben beugten sich vor der seinigen — Sonne, Mond und elf Sterne neigten sich vor ihm — worauf anders konnte dadurch hingewiesen werden, als auf seine künftige Erhabenheit über sie? Aber auch er selbst hing dem Glauben an, daß unter solchen Traumbildern ein bestimmter, das wirkliche Menschenleben betreffender, Sinn verborgen liege. Er trat darum nun auch vor jenen Gefangenen mit einer Deutung ihrer Träume auf, und die Richtigkeit derselben wurde durch den Erfolg bestätigt. Zwar muß man gestehen, sie war sehr einfach und passend, und es scheint daher, als ob auch wohl jeder Anders sie habe geben können. Man darf ausserdem voraussetzen, daß er mit den Träumenden, mit ihrer Denkungsart, mit ihrem vormaligen Betragen, und wohl gar mit der Gesinnung des Volks und des Hofes gegen sie nicht unbekannt gewesen sey. Das gute Gewissen des Einen und das böse des Andern verräth sich auch wohl in ihrem Kerker, und der

Ton, womit er dem Letztern geradezu sagt: „Nach drei Tagen wird Pharao dich erheben, und dich an den Galgen hängen“ kündiget einen Widerwillen gegen ihn an, der nur auf die feste Ueberzeugung von seiner entschiedenen Schlechtheit und Strafbarkeit gegründet seyn konnte. Als ein kluger Mann konnte er daher allerdings den verschiedenen Ausgang des Schicksals beider Männer mit großer Wahrscheinlichkeit voraussehen. Diese Wahrscheinlichkeit indessen war doch noch keine Gewißheit. Wer kennet nicht die Veränderlichkeit in den Urtheilen so vieler Großen? Wer weiß nicht, daß oft Liebe und Schonung, oder Haß und Strenge gegen einen Untergebenen nur Wirkungen der Künste sind, die von feilen Höflingen getrieben werden? Wer hat es nicht wohl schon vernommen, daß nicht selten die Unschuld sich wie die Schuld behandeln, und der biedere Wahrheitsfreund sich hinter den kriechenden Schmeichler zurücksetzen lassen mußte? Und doch führt Joseph hier die bestimmteste Sprache. Er stellt seine Meinung keinesweges als bloße Vermuthung auf. Er deutet die drei Neben und die drei Körben, die doch auch wohl eben so viele Wochen oder Monate oder Jahre hätten anzeigen können, ohne irgend eine Aeußerung von Bedenlichkeit auf drei Tage. Als ob Er, der Fremdling in einem Zuchthause, die geheimen Launen und Plane des Königes leiten könnte! Und Alles trifft pünktlich zu, wie er es vorhergesagt hat. Wie ist das erklärbar? Die Folge der Geschichte beweiset, daß hier wieder ein Hauptglied in der Kette der Begebenheiten zu finden sey, welche dem Schicksale Josephs und seiner ganzen Familie eine andere Wendung geben sollten. Es kam sehr viel darauf an, daß die Gefangenen träumten, und daß er ihren Träumen eine richtige Deutung gab. Wir sehen also darin wieder eine unverkennbare Spur der allere-

zierenden Vorsehung, und nur durch Hinsicht auf diesen hellen Punkt können wir uns aus dem Dunkel herausfinden, daß dabei sonst uns umgiebt. Warum sollt' es Gott unanständig gewesen seyn, die Träume bei dem allgemein herrschenden Glauben an die Bedeutsamkeit derselben zu seinem Zwecke zu benutzen? Kann und muß nicht Alles in der Welt, kann und muß nicht oft selbst das Böse ihm zu einem Mittel dienen, seine Rathschlüsse auszuführen? Ist wohl irgend etwas vor ihm als eine unbrauchbare Kleinigkeit zu betrachten? Lehret nicht ausserdem die ganze Geschichte unsers Geschlechts, daß er zu den Begriffen seiner Kinder sich immer väterlich herabließ, und daß er eben dadurch auch die Bildung derselben immer mehr beförderte? War er nicht immer ein weiser Erzieher, der auf die verschiedenen Grade ihrer Bildung genaue Rücksicht nahm, und die Hohern und Unmündigen anders behandelte, als die Reifergewordenen und Mündigen? Und von dem Glauben an Träume, wodurch er doch besonders in der damaligen Zeit so manchem Menschenherzen nahe kommen konnte, hätte er gar keinen Gebrauch machen, Er, ohne welchen nichts in der Welt ist und geschieht, Er, der auch die Träume an natürliche Gesetze band, hätte nicht bei jenem Glauben auch wohl sie mit gewissen Begebenheiten, die seinem Plane gemäß waren, in Uebereinstimmung bringen sollen, um die unerleuchteten Menschen zu überzeugen, daß das Innere, so wie das Aeußere der Natur unter seiner Aufsicht stehe, und daß er wirke Alles in Allem? Nein, der fromme Joseph selbst sagt: Auslegen kommt Gott zu. Man erkennt bald, wie das zu nehmen sey. Gott allein lenket die Umstände, und kann leicht sie anders lenken, als der Mensch es vermutet; dieser, sich selbst überlassen, vermag unter tausend möglichen Ereignissen nicht

ein einziges zu errathen: auch seine Traumdeutungen sind eitel, wenn nicht Gott mit ihm ist, und sie durch den Erfolg bestätigt. Nur dieses Bestätigen also ist eigentlich unter jenem Auslegen zu verstehen, von welchem es heißt, daß es Gott zukomme. Denn das Auslegen im gewöhnlichen Sinne des Worts übernahm Joseph. Und wie hätte man dieses auch wohl unmittelbar von Gott erwarten und erfahren können? Oder wie hätte Joseph, wenn man dieses darunter denken müßte, sich selbst eine solche Auslegung erlauben können, ohne seiner eigenen Ueberzeugung zu widersprechen, und sich ein Recht anzumaßen, das Gott allein gebührt? Aber er deutete nur die Träume mit dem besten Glauben, nicht bloß, daß durch sie auf etwas Künftiges hingewiesen, sondern auch, daß die Vorsehung seiner Deutung gemäß das Künftige erfolgen lassen werde, und Gott, der hier (nach menschlicher Weise geurtheilt) mit geheimen Vorbereitungsanstalten zur Anordnung des Schicksals eines ganzen Volks für die entferntesten Zeiten beschäftigt war, nahm schonende Rücksicht auf den Kinderglauben an Träume, und zur Belohnung des frommen Glaubens an ihn selbst, so, wie zur Beförderung seiner eigenen höhern Zwecke, fügte er Alles so, daß die Träume der königlichen Beamten, und Josephs Deutung derselben, und die nachherigen wirklichen Ereignisse zusammenstimmten.

In der Folgezeit indessen mußte jener Kinderglauben an Träume und an ihre durchgängige Bedeutsamkeit verdrängt werden. Die Erfahrung lehrte, wie oft er gefährlich sey für Wahrheitskenntniß, Tugend und Glückseligkeit. Wenn jedes Spiel der Einbildungskraft im Traume für einen Wink oder eine Belehrung der Gottheit gehalten wurde, so konnten weder die Träumenden

selbst, noch Andere, denen sie ihren Traum als etwas göttlich Offenbartes erzählten, vor dem Irrthume gesichert bleiben. Schon Moses gebot daher eine genaue Prüfung der Träume nach den Gesetzen der wahren Religion, und er bemerkte, daß in dem Falle, wenn sie diesen Gesetzen zuwider wären, nicht einmal das nachherige wirkliche Eintreffen derselben den Glauben an sie rechtfertigen könne. *) Und wie oft wurde in der Folge gewarnt vor den falschen Propheten, die da sagten: Mir hat geträumet, mir hat geträumet! und die nun darum jenen Glauben an die Göttlichkeit ihrer Träume in Anspruch zu nehmen suchten! **) Eine lange Zeit hindurch waren solche Warnungen noch nöthig. Unbekannt mit der natürlichen Entstehungsart der Träume hielten immer noch Viele sie für merkwürdige Offenbarungen aus einem übernatürlichen Reiche, suchten sie nach willkürlichen, größtentheils unsinnigen, Regeln zu erklären, oder ließen die Erklärung sich von vermeintlichen Weisen geben, und wurden nun bald von eitler Furcht, bald von thörichten Hoffnungen umhergetrieben. Sollten wir aber auch jetzt noch wohl jener Warnungen bedürfen? Oder wenn Gott sich einst zuweilen des allverbreiteten Glaubens an Träume bediente, um wichtige Begebenheiten dadurch einzuleiten, und auf diese Weise zugleich den Glauben an seine allverbreitete Wirksamkeit zu befestigen; sollten wir darum auch jetzt noch wohl es nöthig oder rathsam finden, zu jenem erregten Glauben zurückzukehren? Sind wir nicht ohnehin und aus vielen andern Gründen, die uns weniger irren leiten können, von einer weltregierenden Vorsehung überzeugt? Haben wir nicht, wie Jesus sagt ***) , Mosen und

*) 5 Mos. 13, 1 ff. — **) Jer. 23, 25 ff. 29, 8. Zach. 10, 2. —

***) Luk. 16, 29.

die Propheten, haben wir nicht Jesum selbst und die Apostel, die wir hören sollen? Und ist uns denn nicht eine fernere Offenbarung durch Träume ganz entbehrlich? Auch sind ja doch unsere mehresten Träume verworren, widersinnig, abentheuerlich, und wohl gar von der Art, daß wir den Inhalt derselben wachend geradezu unsittlich und verwerflich finden. Und wir sollten annehmen dürfen, daß Gott es sey, der durch sie uns anspreche? Wir sollten auch als erleuchtete Christen noch ein Vorurtheil unterhalten wollen, daß, gleich so manchen andern, wie z. B. von der Nothwendigkeit der Opfer, von der besondern Gegenwart Gottes über der Bundeslade u. dgl., nur in dem Kindesalter unseres Geschlechts noch geduldet und benutzt werden mußte, bis die Zeit erfüllt war, und die schwachen und dürftigen Satzungen aufgehoben werden konnten? *) Wir sollten darum, weil vielleicht unter hundert Träumen auch jetzt noch wohl einmal auf einen einzigen die Begebenheiten folgen, die er andeutete oder anzudeuten schien, diese zufällig eintretenden Begebenheiten in einer nothwendigen Verbindung mit ihm denken, und nun wohl gar jeden andern für bedeutend halten? Nein, schon Sirach urtheilte: „Anweise Leute betrügen sich selbst mit thörichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen. Träume sind nichts anders, denn Bilder ohne Wesen (**). Und so sollen auch wir im Ganzen genommen urtheilen.

Nur die einzige Einschränkung muß dabei Statt finden: Nicht immer täuschet uns im Traume die bloße Einbildungskraft durch ihre Vorspiegelungen. Oft entwickeln sich, wie wir vorhin gefunden haben, unsere Träume auch aus

*) Gal. 4, 3 ff. 9. — **) Sir. 34, 1—3.

folchen Vorstellungen, die unsere Seele wachend beschäftigten, und nachher von ihr auch ohne klares Bewußtseyn ihrer äußern Verhältnisse weiter verfolgt werden. In diesem Falle aber sind die Träume doch einer ernstern Rücksicht werth. Sie sind alsdann nicht mehr trügerische Blendwerke, sie sind Aeußerungen der besondern Richtung unsers Geistes und der eigenthümlichen Stimmung unsers Herzens. Darum sprach einst der Herr: „Ist jemand unter euch ein Prophet, dem will ich mich kund machen in einem Gesichte, oder ich will mit ihm reden in einem Traume“. *) Der wahre Prophet lebte und webte gleichsam in dem erhabenen Gottesgedanken. Hohe Begeisterung prägte sich auch in seinen Träumen aus. Eben so sind fromme Gefühle, Reden, Beschäftigungen im Traume noch immer nützliche Wirkungen des frommen Glaubens und Sinnes, und sie zeugen um so unwidersprechlicher von innerer Güte, je leichter sonst die rege, sich selbst überlassene, Einbildungskraft sich verirren, und das Andenken an vernünftige und sittlichgute Grundsätze schwächen kann. Wer niemals im Traume sündigt, der ist gewiß ein vorzüglich edler Mensch, der hat die Vorliebe für das Gerechte und Gute in seinem Innersten so mächtig werden lassen, daß alle Kräfte seiner Seele von ihr auch insgeheim geleitet werden. Also auch das Gewissen kann leicht im Traume seine geheime Wirksamkeit äußern. Schon Elishu sagt im Buche Hiobs: „Durch ein Traumgesicht in der Nacht, wenn Schlaf auf die Menschen fällt, wenn sie schlummern auf dem Lager, eröffnet Gott ihr Ohr, und schrecket sie durch Strafen, um sie abzuwenden von ihrem Thun, und sie zu schirmen vor Trog!“**). Dürften wir solche Warnungen geringschätzen, bloß darum, weil sie im Traume kommen? Oder sind

*) 4 Mos. 12, 6. — **) Hiob 33, 15—17.

wir nicht vielmehr verbunden, auf sie eben so zu achten, wie wir selbst auf eines Kindes gegründete Warnung achten würden? Erkennen wir nicht daraus, daß sie uns sogar im Traume vernehmbar sind, in welcher bedenklichen Lage sich unser Herz befinde, und wie wenig wir die Stimme unseres innern Richters, wenn wir auch wachend sie im Weltgeräusche zu übertäuben suchen sollten, zu jeder Zeit übertäuben können? Haben wir sie nicht folglich als Warnungen des Gottes zu betrachten, der unserer geistigen Natur diese Einrichtung gegeben, und sie fähig gemacht hat, auch im Traume noch für das Bessere gestimmt zu werden? Auf dieselbe Weise ist in allen ähnlichen Fällen zu urtheilen. Da sind wir z. B. bekannt mit einem verfolgten Unschuldigen. Bisher haben wir seine Vertheidigung ihm selbst allein überlassen. Furcht vor seinen Verfolgern, oder die Neigung, ihnen gefällig zu bleiben, hat uns zurückgehalten von aller Theilnahme an seiner gerechten Sache. Aber da erscheint er uns nun im Traume, wie einst der schuldlose Jesus der Gemahlin des römischen Statthalters*); es ist uns, als ob wir ihn klagen hörten über unsern Kalt Sinn, als ob wir ihn flehen hörten um unsern Beistand, als ob wir es vor Augen sähen, wie seine lieblosen Verfolger sich an ihm versündigen, ohne von uns auch nur den mindesten Anlaß zur genauern Prüfung seiner Sache, zur Besonnenheit in ihrem Verfahren gegen ihn, zur Schonung und Milde erhalten zu haben. Sollten wir einen Traum dieser Art unwirksam bleiben lassen? — Hier träumt ein Rachgieriger, daß er seinen Feind ermorde, und daß dieser, im Blute schwimmend, mit seinem letzten Othenzuge ihm noch sage: Du hast mich verkannt; ich bedaure dein Schicksal —

*) Matth. 27, 19.

sollt' er nicht erbeben vor sich selbst, und sogleich Anstalten zur Veröhnung treffen? Dort träumet ein verführbarer und beinahe schon verführter Jüngling, daß der Geist seines verstorbenen redlichen Vaters ihn umschwebe, und ängstlich sich bemühe, ihn zurückzuziehen von der grausen- vollen Tiefe, an deren blumichtem Rande er steht — sollte nicht die lebhafteste Erinnerung an seinen ehrwürdigen Vater ihn zur Besinnung bringen, und ihn vor der Schande, ein ausgearteter Sohn zu seyn, in Sicherheit setzen? Da träumet eine kummervolle Wittve, daß ein freundlicher Engel, umstrahlt von himmlischer Herrlichkeit, mit seiner Rechten sie hinweise auf den seligen Gatten im Kreise der Auserwählten, mit seiner Linken auf die guten Kinder, in denen ihr Stützen für ihre sinkenden Jahre auf Erden her- anwachsen — sollte sie nicht getrost und muthig sich erheben unter der Last ihres Kummers, und freudig wirken, was sie vermag? Dies alles sind nur Träume, und als Träume gelten sie nicht. Aber gelten nicht doch die gu- ten Gedanken, die ihnen zum Grunde liegen, und die aus dem innersten Heiligthume der Seele hervortraten, um durch die Einbildungskraft im Traume gestaltet, und mit lebendiger Wirksamkeit ausgerüstet zu werden?

Fern also zwar sey von uns der Aberglaube, der jeden auch noch so schwärmerischen Traum für einen Boten hält, aus einer übernatürlichen Welt in seine Seele hernieder- gesandt, und bestimmt, ihm das Verborgene zu enthüllen, oder in sinnbildlichen, bedeutungsvollen Erscheinungen dar- zustellen! Aber fern von uns sey doch auch der Unglaube, der es nicht begreifen kann, wie genau es mit der Weis- heit und Güte des höchsten Menschenerziehers übereinstimme, in dem Zeitalter der Unmündigkeit seiner Zöglinge auch ihre Kinderbegriffe zur Beförderung höherer Zwecke zu be-

nugen, und sogar ihre Träume gleichsam als Glieder in die Kette wirklicher, folgenreicher Begebenheiten einzufügen! Fern von uns endlich auch der Leichtsinn, der die natürliche Entwicklung der Träume aus der innern Beschaffenheit des Gemüths übersehend, sie durchgängig nur als Gaukelspiele der Einbildungskraft betrachtet, und für die Hinweisungen auf das Wahre und Gute, die in ihnen enthalten sind, das Herz verschlossen erhält! Gott waltet überall. Unser ernstes Bestreben sey deshalb darauf gerichtet, jedem Winke zu folgen, den uns die Vorsehung giebt, und auf solche Weise zugleich im wachenden Zustande den Müßiggang, die Verweichlichung, die Schwelgerei, die Wollust, die Nachsicht, den Zorn, kurz, alle die Thorheiten und Laster zu fliehen, wodurch unserer Seele ein Hang angeeignet wird, auch im Schlafe nur schändliche oder nur wilde und furchtbare Traumbilder zu erzeugen! Jeder unter uns suche, wie David, mit Aufrichtigkeit versichern zu können: Wenn ich mich zu Bette lege; so denk' ich an Gott*). Jeder erhebe seinen Geist im Anschauen des Erhabenen, heilige sein Herz durch Bildung des Gefühls für das Heilige! Jeder sorge, daß nichts Verdammliches an ihm sey, und daß er, wie die unschuldigen Kinder, auch im Traume nur von Engeln des Friedens angelächelt werde!

Ja, unschuld, du verschleichst die Sorgen;
 O welch ein großer Schatz bist du!
 Du wachst mit uns am frühen Morgen,
 Drückst Abends uns die Augen zu,
 Du schwebst uns selbst im Traume vor,
 Und führst zum Himmel uns empor.

*) Pf. 63, 7.

Wie sündlich ist es, derer zu vergessen,
die sich um uns verdient gemacht
haben!

Einleitung.

Daß wir Menschen mit einander in geselliger Verbindung leben, rührt vorzüglich daher, weil jeder nicht nur in seiner Kindheit, sondern auch in spätern Jahren zur Erhaltung oder zur Verschönerung seines Lebens des Beistandes Anderer bedarf. Vorerst sind wir ganz abhängig von Andern. Sie müssen uns, wenn unser Leben fort dauern soll, nähren und bekleiden, führen und verpflegen, warnen und berathen, helfen und unterweisen. Aber auch in der Folge noch bleibt uns diese Abhängigkeit noch fühlbar. Da sey jemand auch noch so groß und so reich; er vermag doch sich selbst nicht alles zu leisten, was ihm unentbehrlich ist. Auch kann er in Umstände kommen, unter denen sogar der Geringste und Aermste Gelegenheit findet, sich um ihn verdient zu machen. Nie darf er das in Beziehung auf irgend einen Menschen vergessen, mit welchem die Vorsehung ihn zusammenführt. Nie darf er von irgend jemanden sich völlig losgerissen dünken, und nun sich weigern, die Pflichten gegen ihn zu beobachten, deren Vernachlässigung er selbst doch an der Stelle des Andern sehr tadelnswürdig finden würde. Am allern wenigsten aber darf er jemals sogar dem sich entziehen, den er in bedrängter Lage schon als einen Freund erfunden hat. Die Dankbar-
Reihe, Belehrungen I. 9

Zeit knüpft ihn mit heiligen Banden an einen solchen erprobten Freund. Schande über ihn, wenn er diese Bande zerreiſſet!

Solch einen Freund hatte jener Obermundschenk des ägyptischen Königes auch in Joseph gefunden. Während seiner Gefangenschaft im Kerkerhause war dieser unglückliche, aber talentvolle und gutgesinnte, Fremdling sein Aufseher gewesen, und — dies dürfen wir mit Sicherheit voraussetzen — sein Kummer über des Königes Ungnade war von ihm auf mannichfaltige Weise gelindert worden. Auch durch die Deutung seines Traumes hatte er ihm Muth und Hoffnung eingeblöht, und ungeachtet der anderweitigen Verschiedenheit ihres Standes hatte sich überhaupt nach und nach zwischen beiden ein engeres, vertrauliches Verhältnis entwickelt. Gute Menschen schließen gern und leicht sich einander an, besonders dann, wenn sie unschuldig leiden müssen. Sie fühlen sich einander gleich; sie werden theilnehmend und mittheilend, und selbst der eingekerkerte König siehet in dem mit ihm eingekerkerten Sklaven nur den tröstenden Mitgenossen seines Schicksals. Ohne Zweifel hatte auch Joseph dem gestürzten Hofbedienten schon ausführlicher seines eigenen Lebens bisherige traurige Geschichte erzählt, und nun, da er ihm selbst eine baldige Wiedererhebung verkündigte, glaubte er nicht ohne Grund berechtigt zu seyn zu der Bitte: „Gedenke an mich, wenn es dir wieder wohlgeht! Erwinnere den König, daß er Barmherzigkeit an mir thue, und mich wieder in Freiheit setze! Ungerechter Weise ward ich hinweggeführt aus meinem Vaterlande, und ungerechter Weise gerieth ich in dieses Kerkerhaus.“ Jener Hofbediente ward wirklich nach dreien Tagen wieder eingesetzt in sein voriges Amt. Was hätte man nun wohl von ihm erwarten dürfen? Und was

eistete er? Wie benahm er sich in Hinsicht auf die gerechte Bitte Josephs? Man kann leicht denken, daß er voll Froh- gefühls sie sogleich zu erfüllen versprochen habe. Wurde sie denn wirklich auch sogleich erfüllt? — Ach, verlasset euch nicht auf Menschen! Verlasset euch nur auf den wahr- haftigen, unwandelbar gütigen Gott! — — —

Text. 1. Mos. 40, 23.

„Aber der Obermundschenk gedachte nicht an Joseph; sondern vergaß seiner.“

Das war nicht recht. — So sagt gewiß jeder unter uns. — Das war nicht recht! Wir hofften, Joseph werde doch nun bald herausgerissen werden aus dem verachteten Zustande, in welchen Bosheit und Ungerechtigkeit ihn hin- abgedrückt hatten. Wir hofften, jener zurückgerufene könig- liche Beamte werde nun, eingedenk der Menschenfreund- lichkeit desselben, wodurch ihm sein Schicksal im Kerker erleichtert worden war, allen Einfluß auf seinen Herrn zur Rettung des verkannten Edlen verwenden. Und doch sehen wir aufs neue unsre Hoffnung getäuscht! Es ist uns, als ob wir uns gedrungen fühlten, mit vereinter Stimme auszurufen:

Wie sündlich ist es, derer zu vergessen, die sich um uns verdient gemacht haben!

Und das ist auch in der That sehr sündlich. Diese Ver- geßlichkeit hat nicht nur unreine Quellen, sondern auch nachtheilige Folgen.

I. Sie hat unreine Quellen, sage ich. Denn in einem bloß natürlichen Mangel an Gedächtniß ist der Grund derselben doch nicht zu suchen. Sonst würde der Widerwille
g*

gegen diejenigen, bei denen wir sie wahrnehmen, nicht so allgemein seyn können und dürfen. Was mit ihrer Pflicht in Verbindung steht, das sollte zu aller Zeit und unter allen Umständen ihnen höchst wichtig erscheinen, und mit Recht sehen wir voraus, daß Gott ihnen auch Kraft verliehen habe, es immer von dieser Seite anzuschauen. Sie würden frei seyn von aller Verantwortlichkeit, wenn es an dieser Kraft ihnen gebräche. Wir würden sie also auch nur bedauern, nicht verachten, nur entschuldigen, nicht als herzlose Menschen fliehen dürfen, wenn sie ganz unvermögend wären, die dankbare Erinnerung an ihre Freunde und Wohlthäter in ihrer Seele aufzubewahren. Allein wir verachten, wir fliehen sie; denn diese Bergeßlichkeit entspringt gewöhnlich

aus einem Leichtsinne, der dem vernünftigen und gutgearteten Menschen nie geziemet. Die Bestimmung des Lebens ist etwas Großes, und wer sie kennet und erwäget, der siehet das Leben der Regel nach auch in seiner ersten Gestalt. Er weiß, worauf sein höchstes, rastlofestes Dichten und Trachten gerichtet seyn soll. Alles andere ist ihm nur Nebensache, und er behandelt es in Bezug auf die Hauptsache. Jedes sinnliche Vergnügen gilt ihm weniger, als das wahre Gute, und er genießet das Vergnügen nur den Gesetzen des Guten gemäß, und nur zu seiner Stärkung im Wirken für Pflicht und Recht. Der Leichtsinrige aber macht bloß das Angenehme zum höchsten Ziele seiner Gedanken und Bestrebungen. Dem Ernste des Lebens feind, ist er immer darauf bedacht, sich zu zerstreuen, und den tausendfachen Erscheinungen der Menschen und der Dinge um ihn her die belustigende Seite abzugewinnen. Er sagt zu jedem seiner gleichgesinnten Gesellschafter: „Siehe, es ist eitel Freude und Wonne. Lasset uns essen und trinken;

wir sterben doch morgen. Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Unser keiner lasse es ihm fehlen mit Praungen, daß man allenthalben spüren möge, wo wir fröhlich gewesen sind. Wir haben doch nicht mehr davon, denn das.***) So lebet denn ein solcher Mensch in einem steten Gewühle von erkünstelten oder begierig aufgesuchten Annehmlichkeiten; er flattert von der einen zur andern, und nimmt sich nicht einmal Zeit, zu untersuchen, von welchem Menschenfreunde die Reihe seiner frohern Tage eröffnet worden sey. Daher z. B. die Undankbarkeit jener neun Aussätzigen, welche Jesus geheilet hatte!**) Mit Leichtsinne überließen sie sich der Freude über ihre wiederhergestellte Gesundheit, und vergaßen darüber ihres Wohlthäters. Daher auch die Undankbarkeit jenes Obermundschenten! Im Geräusche des Hoflebens ermattete gar bald die Erinnerung an Joseph und an dessen Verdienst um seine Ruhe und Zufriedenheit. — Oft ist ein solches Verhalten auch

aus dem Stolze herzuleiten. Mancher hält sich für erniedrigt, wenn er zeigen soll, daß er Andern etwas zu verdanken habe. Gern nimmt er den Schein an, als ob er selbst der alleinige Urheber seines glücklichen Zustandes sey. Mancher schreibt sich Vorzüge zu, denen die tiefste Achtung und Bewunderung gebührt. Es dünkt ihm daher, daß Andere jederzeit mit Eifer darauf bedacht seyn müßten, ihm zu dienen, wo sie nur können, ohne eben deshalb auf seine Gegendienste Anspruch machen zu dürfen. Mancher sucht auch wohl jeden kleinen Fehler an seinen Wohlthätern auf, und denkt ihn dann in vergrößerter Gestalt, damit er einen Grund finde, sich über sie zu erheben; oder

*) Jes. 22, 13. B. d. Weis. 2, 8. f. — **) Luk. 17, 17.

er giebt vor, auf irgend eine Weise von ihnen beleidigt zu seyn, damit er ein Recht zu haben scheine, sich von aller Verbindlichkeit gegen sie loszusagen. So wird denn oft auch der edelsten Menschen bald vergessen, und die Bemerkung Hiobs bestätigt sich: „Der Gerechte und Fromme muß verlachtet seyn, und ist ein verachtetes Lichtlein in den Gedanken der Stolzen“ *). Man hat sogar Beispiele, daß Kinder, die das Glück begünstiget hatte, aufgeblasen von Stolz, gegen ihre ersten und größten Wohlthäter, gegen ihre Eltern, sich des schmähdlichsten Undanks schuldig machten, und sie ihres niedrigeren Standes wegen verläugneten und zurückwiesen. Unerklärbar also ist es keinesweges, daß auch jener Obermundschent des armen Josephs gar bald vergaß. Er wandelte wieder in glänzenden Umgebungen daher; die Nähe des Königes warf wieder einen blendenden Schimmer auf seine Person; der Gnadenblick desselben gab ihm wieder Einfluß auf viele Andere, und nun glaubte er wohl zu hoch erhoben zu seyn, als daß er noch hätte herabsehen sollen auf einen gefangenen Fremdling und dessen vormaliges Wohlwollen gegen ihn. Oft indessen gehet ein solches Benehmen auch

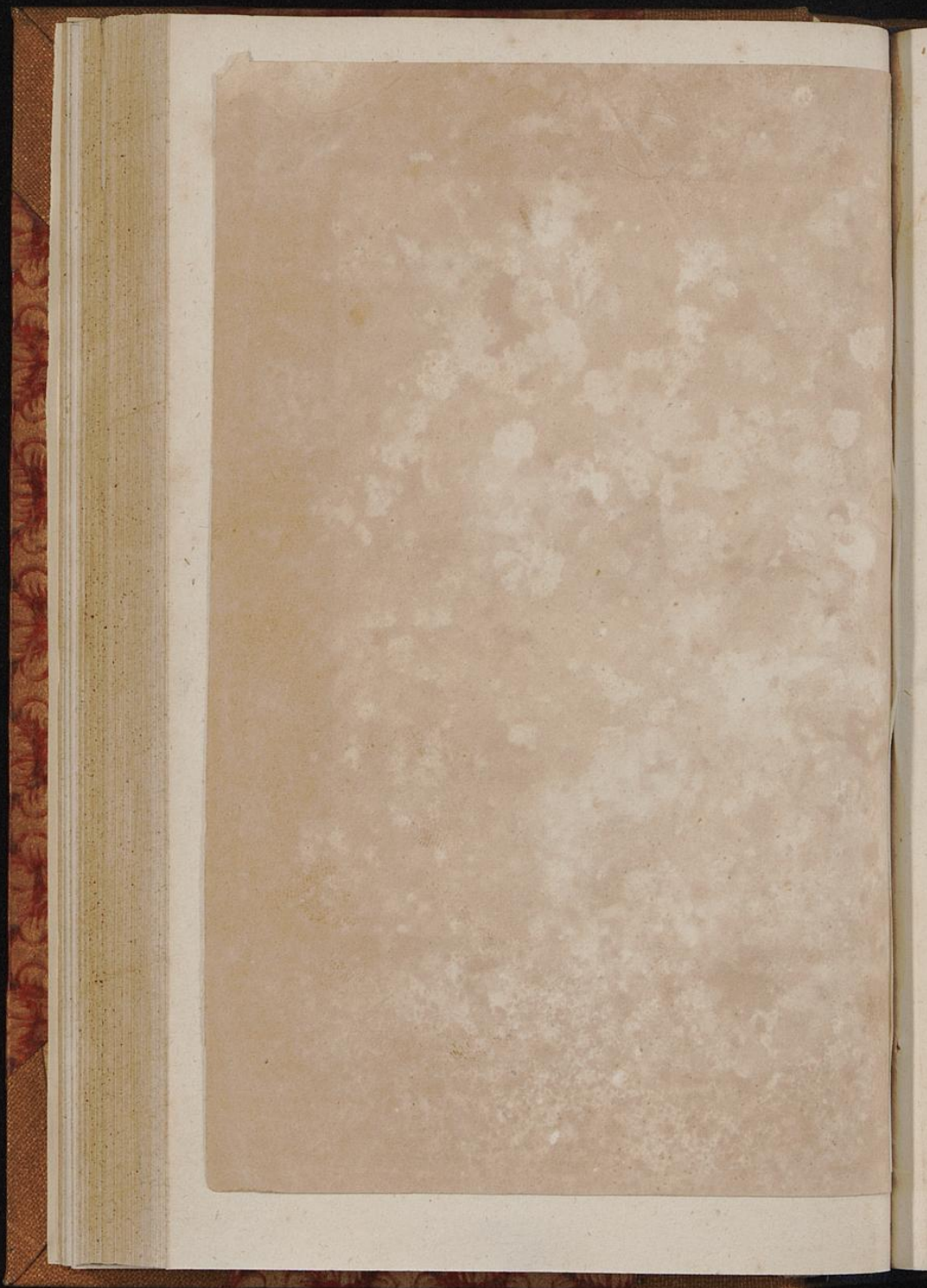
aus Ungenügsamkeit hervor. Man hält manches gar nicht für eine Wohlthat, manches für eine so bedeutungslose, daß sie keine besondere Rücksicht verdient. Man siehet nur vorwärts auf das Größere, was man noch zu erringen strebt, nicht rückwärts auf das kleinere Gut dessen Besitz doch den vormaligen Zustand noch erheiterte. Man bedenkt nicht, was man war, weil das, was man jetzt ist, neue Gedanken erzeugt, neue Wünsche und Erwartungen aufgeregt hat, und weil diese die unersättliche

*) Hiob. 12, 5.



Johann Carl Meyers Einzelschneidung in Kupfer

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg.



Seele zu sehr beschäftigen, als daß sie noch der Vergangenheit sich erinnern sollte. Man will oft nicht einmal zurückgewiesen seyn auf den engeren Kreis, in welchem man sonst sich bewegen mußte, also auch nicht auf den Menschen, der in diesem engeren Kreise zur Beförderung unsers Wohlfeyns etwas beitrug. Wie wenig scheint er dazu beigetragen zu haben, da man es nur mit dem vergleicht, was man in dem weitem Kreise genießet, und in einem noch mehr erweiterten bald zu genießen hoffet! So schien also auch wohl jenem ägyptischen Hofbedienten das Gute, das Joseph ihm erwiesen hatte, kaum der Erinnerung werth. Zwar war dieses Guten ohne Zweifel mehr, als uns hier erzählt wird. Bestimmt zum Aufseher über ihn hatte Joseph viele Gelegenheit, ihm sein Schicksal zu erleichtern. Also nicht bloß durch die tröstende und ermutigende Auslegung jenes Traumes, auch durch mannichfaltige Aeußerungen einer herzlichen Theilnahme an seiner unverdienten Verurtheilung zur Gefangenschaft, durch sprechende Beweise der Gelassenheit unter dem Drucke eines gleichartigen, und im Grunde noch traurigern Schicksals, durch erheiternde Unterredungen und durch eine sanfte, freundliche Behandlung hatte er sich Verdienst um ihn erworben. Allein was war dies alles für den, der in seinem gegenwärtigen Zustande weit größere Ansprüche machte?

Schon die Hinsicht auf diese Quellen eines solchen Benehmens leitet uns zu der Überzeugung von der Sündlichkeit desselben. Was aus Leichtsin, aus Stolz, aus Ungenügsamkeit entspringt, das kann nie zu billigen, nie zu rechtfertigen seyn. Aber es hat auch

II. nachtheilige Folgen, und dadurch wird jene Ueberzeugung noch mehr verstärkt.

Der Uudankbare selbst nämlich verkiert an in

nern Werthe. Sey er auch in anderer Rücksicht, wie der ägyptische Hofbeamte, schuldlos; in dieser Rücksicht ist er es dann doch nicht. Hab' er in seinem Fache auch noch so viele Geschäftskunde und Brauchbarkeit für die äussere Welt; es fehlet ihm doch an sittlicher Lebenskunde und allseitiger Pflichtliebe. Unser wahrer Werth hängt immer davon ab, in welchem Grade wir Verdienst und Tugend zu schätzen wissen. Hier darf in unsere Seele keine Gleichgültigkeit einschleichen. Auch wenn wir an Andern Verdienst und Tugend bemerken, so darf nichts uns abhalten, diese Vorzüge freudig anzuerkennen. Je öfter und je lebhafter sie unserm Geiste vorschweben, desto kräftiger wird in uns das Bestreben angeregt, uns gleichfalls um sie zu bewerben. Auch ist das schon der Gerechtigkeit gemäss, die wir Andern schuldig sind. Wehe denen — so spricht der Prophet — die Böses gut und Gutes böse nennen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen! *) Ist gleich diese Verkehrtheit des Urtheils in ihrem ganzen Umfange noch eben nicht bei uns anzutreffen, wenn wir Andern keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sondern ihrer wohlthätigen Wirksamkeit mit Undank lohnen; so geben wir doch zu erkennen, daß wir jene Wirksamkeit nicht als etwas Gutes, diesen Undank nicht als etwas Böses betrachten. Wir entehren also dadurch doch immer sowohl unsern Verstand, als unser Herz. Und wie könnten wir dabei noch Anspruch machen auf die Achtung besser gesinnter Menschen? Wie könnte damit die Ruhe unseres eigenen Bewußtseyns bestehen? Wie könnte der heilige Gott dazu schweigen? Sind wir undankbar gegen unsere Wohlthäter auf Erden; so werden wir es noch mehr gegen unsern

*) Jes. 5, 20.

Wohlthäter im Himmel seyn. Jene sehen wir noch wohl vor unsern Augen, und ihr Publick erinnert uns an das, was sie uns waren und leisteten; aber dieser ist und bleibt uns unsichtbar, und die täglichen Segnungen desselben in der Sinnenwelt fesseln gar leicht unsere Blicke so sehr, daß sie der Erhebung zum Uebersinnlichen sich entwöhnen. Nein, ein undankbarer Mensch kann und wird nie ein Freund Gottes seyn. Wer seinen Bruder, auch den wohlwollenden, nicht liebet, den er doch siehet; wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? *) Darum wird denn auch nach der Versicherung jenes alten Weisen **) seine Hoffnung zergehen, wie Reif im Winter, und verfließen, wie unnützes Gewässer. Verfolgen und quälen wird ihn eben so, wie der Geschichte zufolge jenen Hofbeamten, früher oder später die Unzufriedenheit mit sich selbst. — Sein Benehmen hat aber auch noch eine andere Folge.

Der Vergessene wird betrübet. Zwar eigentliche Lohnsucht ist dem Herzen des wahren Menschenfreundes fremd. Er weiß, daß diese nur den Pharisäern ihn zugesellen, und auch von seinen gemeinnützigsten Handlungen ihren innern Glanz verwischen würde. Seine Freude ist es, zu trösten, zu rathen, zu helfen, wo nur immer sich ihm Gelegenheit dazu darbietet, und in dieser Freude an sich selbst findet er seine reichste Belohnung. Auch bei dem Undanke der Welt fährt er darum fort, sich möglichst um sie verdient zu machen. Raubet ihm aber seine Uneigennützigkeit das Recht auf ein dankbares Andenken in der Seele derer, die er erfreute? Darf er auf dieses Recht verzichten? Kann er ein wahrer Menschenfreund seyn, und doch mit Gleichgültigkeit hinwegsehen über die unrecht-

*) 1. Joh. 4, 20. — **) B. 6. Weisg. 16, 29.

liche Gesinnung seiner Mitmenschen? Oder wird er nicht vielmehr, wenn auch ihm selbst das Bewußtseyn genüget, ihnen Gutes erwiesen zu haben, schon um ihrer willen wünschen müssen, daß der Geist der Gerechtigkeit und Billigkeit sie beleben möchte? Wird er nicht traurig werden, wenn er wahrnimmt, daß sie der Leitung dieses Geistes sich entziehen? Erinnert euch doch nur an Jesum! Wer war uneigennütziger, als er? Wer wirkte treuer und raskloser unter denen, die ihn verkannten, und bis nach Golgatha hin verfolgt? Aber wurde nicht dennoch auch er in seinem Innersten tief bewegt, so oft ihr verstocktes Herz sich äußerte? *) Brach er nicht aus in Klagen und Thränen, wenn er bedachte, wie oft er vergebens sie habe zu sammeln, und für das, was zu ihrem eigenen Frieden diene, zu gewinnen gesucht? **) Und wir sollten glauben dürfen, daß Joseph, der zart sinnige, in ein fremdes Land verstoßene, auf Rettung seiner Unschuld sehnlichst harrende, und für alles Gute so innig, so standhaft eingenommene Freund Gottes und der Menschen gar keinen Kummer empfunden habe bei der Erinnerung an einen Mann, dem er ein Wohlthäter geworden war, auf dessen Gegengefälligkeit er gerechnet hatte, und der nun seines Vertrauens so wenig werth erfunden wurde? Ach, wer auch nur einem einzigen guten Menschen in der Welt durch Treulosigkeit einen solchen Kummer bereitet, nur einen einzigen Unglücklichen in Gefahr bringt, sich für ganz verlassen zu halten, und in die Wehklage Davids einzustimmen: „Meiner ist vergessen im Herzen, wie eines Todten; ich bin geworden, wie ein zerbrochen Gefäß. Meine Lieben und Freunde stehen mir entgegen, und scheuen meine Plage, und meine Nächsten

*) Marc. 3, 5. **) Matth. 23, 37. Luc. 19, 41.

treten ferne" *); wer auf diese Weise den Glauben an die Menschheit auch nur in eines einzigen Bruders Herzen erschüttert oder niederreißt — ach, welches Verderben kann er begründen! Und wie unsicher ist jeder Andere in der Verbindung mit ihm!

Aber es wird dadurch auch Andern ein Sporn zu nutzbarer Thätigkeit entzogen. Nicht Alle fühlen sich getrieben durch eigene, innere Kraft. Nicht Alle können der Anreizungen und Ermunterungen von außen her entbehren. Immer giebt es auch viele der Schwankenden, der Unentschlossenen. Erwartet nicht, daß sie aus reiner, feuriger Liebe zur Pflicht das Gute ergreifen und verhalten werden, sobald es ihnen sich darstellt! Sollen sie sich über Spott und Lästerung von Seiten ihrer pflichtvergeffenen Mitmenschen erheben, sollen sie sich bedeutende Aufopferungen gefallen lassen, sollen sie kämpfen und ringen gegen große Gefahren und Schwierigkeiten; so ziehen sie gar leicht sich zurück. Sie glauben, daß so etwas doch wohl nicht gefodert werden könne, und beruhigen sich nur mit dem Bewußtseyn ihres vermeintlich guten, obwohl kraftlosen, Willens. Aber saget ihnen, es sey doch nie ganz umsonst, wenn sie Gutes thun; überzeuge sie, daß man das Sprichwort: Undank ist der Welt Lohn, nie zu weit ausdehnen dürfe; weiset sie hin auf die Edlen der Vorzeit, deren Namen die Nachwelt immer noch mit hoher Achtung nennet; schildert ihnen die rechte Freude, die in der Vorstellung lieget, von recht vielen Getrösteten, Erquickten, Geretteten und Beglückten geliebt und gesegnet zu werden, und — es wird sich bald zeigen, die Schwankenden gewinnen eine festere Richtung auf das Gute, die Unent-

*) Pf. 31, 13. 35, 12.

schlossenen regen sich, und beginnen muthig und fröhlich die Ausführung ihrer menschenfreundlichen Pläne. Ist es denn nicht einleuchtend, daß jeder, der in seinem Herzen ein treues Andenken an seine Wohlthäter bewahret, auch ein neues Beispiel liefere, worauf ihr euch berufen könntet, um einen solchen schönen Erfolg zu begünstigen? Sehet ihr nicht, daß im Gegentheil jeder Andere, der seiner Wohlthäter vergißt, die Wirksamkeit eurer Zuredungen schwäche, und mithin der fortschreitenden Ausbreitung des wohlwollenden Sinnes, des wechselseitigen Zutrauens und des zuversichtlichen Glaubens an eine alles vergeltende Vorsehung unter seinen Mitmenschen entgegen arbeite? Und wir sollten ein Benehmen dieser Art nicht in hohem Grade sündlich und strafwürdig finden? Wir sollten nicht also auch über das Benehmen jenes ägyptischen Hofbeamten gegen den schuldblosen, edlen, sanftherzigen Joseph ein sehr ungünstiges Urtheil fällen müssen?

In Vergessenheit stürze darum unter uns nur das Schlechte, das Erbitternde, das Beunruhigende, das Herzverderbende!

Aber dem Guten, wie und wo es auch erscheine, werde in unserm Innersten ein bleibendes Denkmal errichtet! Und besonders diejenigen, die sich auf irgend eine Weise um uns verdient gemacht haben, unsere Eltern, unsere Lehrer, unsere Freunde, Tröster und Rathgeber, erfreue jeder unter uns mit dankbarer Liebe! Sie wurden uns die sichtbaren Stellvertreter des unsichtbaren Gottes und seines Sohnes; sie wurden die Werkzeuge, deren der Erbarmungsreiche im Himmel sich bediente, um uns, seine hilflosbedürftigen Kinder auf Erden, in einen frohern Zustand zu führen. Welche Schande, wenn wir ihrer nicht achteten, und auf solche Weise Fühllosigkeit sowohl in Hinsicht auf Gott als Menschen verriethen! Ist jemand unter uns, dem sein

Gewissen jetzt in der Stille den Vorwurf macht, sich wirklich so süßlos benommen zu haben, o der ergreife doch den ersten Zeitpunkt, die erste Gelegenheit, seine süßlos behandelten Wohlthäter um Verzeihung zu bitten, und die Schande der Undankbarkeit wieder möglichst von sich zu wälzen! Sollten aber wir selbst wohl einmal, gleich einem Joseph, unsere gerechtesten Erwartungen von Andern unbefriedigt sehen, o dann Sorge doch unser Herz, wie das seinige, daß es nicht menschenfeindlich werde, und nicht verzage! Wenn auch der eine Mensch undankbar ist, so sind es doch nicht alle, und selbst in jenem erwachet oft, wie in Pharaos Hofbedienten, früher oder später wieder ein edleres Gefühl. Und wenn auch alle unserer vergäßen — der ewige Vater und Vergelter über uns vergißet unserer nie. In seine Hände sind wir gezeichnet, wir mit allen unsern belohnungswürdigen Thaten. *)

Ein Gott, ein heiliger Wille lebt
Wie auch der menschliche wankt!
Im frommen Gemüthe, da regt sich und webt
Lebendig der höchste Gedanke:
Ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

*) Jes. 49, 15.

Ueber die pflichtmäßige Hinsicht auf Ver-
gangenheit und Zukunft.

E i n l e i t u n g.

Es giebt Menschen, die in Gedanken fast immer nur entweder in der Vergangenheit oder in der Zukunft leben. Sie sagen z. B.: dies und das kann ich unmöglich vergessen — es drängt sich in alle meine Gedankenreihen — das Bild dieses und jenes Abwesenden oder Verstorbenen kann ich unmöglich aus meiner Seele verwischen — vom Morgen bis zum Abende hin schwebt es mit den lebhaftesten Farben mir vor, es begleitet mich in der Gesellschaft, wie in der Einsamkeit, es beschäftigt, verfolgt, beunruhiget mich selbst im Traume. Oder sie fragen: welche Veränderungen mag doch wohl der künftige Monat, das künftige Jahr herbeiführen? Wie wird es dann wohl mir und den Meinigen gehen? Auf welche Weise wird dann wohl ihr und mein Schicksal sich entwickelt haben? Und diese und ähnliche Fragen werfen sie entweder mit einer solchen Nengstlichkeit auf, oder sie glauben, vermöge ihrer eingebildeten Weisheit oder zufolge dunkler Ahnungen, sie so entscheidend beantworten zu können, daß dadurch ihr ganzes Gemüth auf einen besondern Ton gestimmt wird, auf einen Ton, der gerade jetzt den anderweitigen Verhältnissen, in welchen sie sich befinden, durchaus nicht gemäß ist. Wie? Kann bei stiller Untersuchung wohl irgend jemand eine solche Sinnesart, eine solche Handlungsweise billigen? Ist nicht jeder Mensch bestimmt, immer und vor allen Dingen das zu er-

wägen, und das zu thun, was gerade unter den gegenwärtigen Umständen seine Pflicht erfordert? Darf er mit seinen Gedanken umherschweifen in der Vergangenheit oder in der Zukunft, anstatt sie zu richten auf seine jedesmaligen Berufsgeschäfte, auf den Kreis von Menschen, in welchen die Vorsehung eben jetzt ihn geführt hat, auf die Lebensgenüsse, die eben jetzt ihm dargeboten werden?

Doch — es giebt auch eine Beschäftigung mit der Vergangenheit und der Zukunft, welche nicht nur erlaubt, sondern sogar pflichtmäßig ist. Wir Menschen haben nun einmal das Vermögen, in die Vergangenheit zurückzuschauen, und in die Zukunft hinauszublicken. Dieses Vermögen gehört unter die Vorzüge unserer Natur. Es erhebet uns über das Geschlecht der Thiere, deren inneres Wesen nur an den gegenwärtigen Augenblick gebunden ist, und nur durch ihre gegenwärtigen Umgebungen angeregt und in Thätigkeit erhalten wird. Warum sollten wir dieses Vermögen nicht gebrauchen? Und warum sollten wir es nicht auch so gebrauchen können, daß es, weit entfernt, die Beobachtung unserer Verbindlichkeiten in Bezug auf die Gegenwart zu verhindern, ihr im Gegentheil förderlich wird? Wir wissen ja, daß die Zeit aus einer stetigen, fest geschlossenen, Reihe von einzelnen Zeitpunkten bestehe, und daß alle Veränderungen in der Zeit genau miteinander zusammenhängen. Wir wissen, daß eben das, was jetzt geschieht, auf etwas Anderes sich gründe, was früher geschah, und daß, wenn es nicht geschähe, auch späterhin etwas Anderes geschehen würde. Wie könnten wir den Vorzug unserer Natur behaupten, unser Leben ordnen, unsern Hoffnungen innern Gehalt verleihen, wenn wir hierauf nicht achteten? — Der Verfolg der Geschichte Josephs bietet uns Gelegenheit dar, hierüber nachzudenken. —

Text. 1 Mos. 41, 1—36.

„Und nach zwei Jahren träumte Pharao, er stehe am Nil, (2) und sehe aus dessen Wasser aufsteigen sieben schöne fette Kühe, und weiden im Grase. (3) Nach diesen sah er sieben andere Kühe aufsteigen aus dem Wasser, die waren häßlich und mager, und stellten sich neben jene am Ufer des Flusses. (4) Und die häßlichen und mageren Kühe fraßen die sieben schönen und fetten. Da erwachte Pharao. (5) Hierauf schlief er wieder ein, und in einem zweiten Traume sah er wachsen sieben dicke und volle Aehren auf Einem Halme. (6) Nach diesen aber sah er aufgehen sieben dünne und ausgedörrte Aehren, (7) und die sieben dünnen Aehren verschlangen die sieben dicken und vollen. Nun erwachte Pharao wieder, und merkte, daß es ein Traum sey. (8) Und da der Morgen kam, war er sehr unruhig in seinem Gemüthe, sandte Boten aus, und ließ rufen alle Ausleger der ägyptischen Bilderschrift und alle Gelehrte, und erzählte ihnen seine Träume. Aber da war keiner, der sie dem Könige hätte deuten können. (9) Da erhob sich der Obermundschenk, und sprach zu Pharao: Jetzt gedenke ich an meine Sünde. (10) Als einst Pharao zornig ward über seine Knechte, und mich mit dem Oberbecker ins Gefängniß werfen ließ in dem Hause des Hofverwalters, (11) da hatten wir beide in einer Nacht besondere Träume, und der Traum eines jeden war so, daß seine Deutung eintraf. (12) Es befand sich nämlich bei uns ein hebräischer Jüngling, des Hofverwalters Sklave. Dem erzählten wir unsere Träume, und er deutete uns diese Träume, einem jeden den seinigen. (13) Und alles ist eingetroffen nach seiner Deutung. Denn ich wurde wieder eingesetzt in mein Amt, und jener wurde gehenkt. (14) Da sandte Pharao hin, und ließ Joseph rufen. Eilend holte man ihn aus dem Gefängniß; er ließ sich bescheeren, zog andere Kleider an, und kam hinein zu Pharao. (15) Pharao sprach zu ihm: Ich habe einen Traum gehabt, und da ist niemand, der ihn deuten kann. Aber von dir habe ich erfahren, daß du deuten könnest die Träume, die man dir erzählt. (16) Joseph antwortete dem Könige: Das stehet nicht bei mir; aber Gott wird Pharao den erwünschten Aufschluß geben.

(17) Pharao sagte hierauf zu Joseph: Mir träumte, ich stände am Ufer des Nils, (18) und aus dem Wasser kamen hervor sieben schöne und fette Kühe, und weideten im Grase. (19) Aber nach ihnen kamen sieben andere hungerrige, häßliche und magere Kühe. In ganz Aegypten habe ich noch keine so elende gesehen. (20) Und diese sieben magern und häßlichen Kühe fraßen die sieben ersten und fetten, (21) und als sie dieselben gefressen hatten, konnte man an ihnen nicht einmal merken, was von ihnen verzehrt war; ihr schlechtes Ansehen blieb, wie zuvor. (22) Hierauf träumte ich abermals, und sah sieben volle und dicke Aehren wachsen auf Einem Halme. (23) Und nach ihnen giengen auf sieben jämmerliche Aehren, dünn und ausgedörret, (24) und die sieben dünnen Aehren verschlangen die sieben vollen. Schon habe ich dieses erzählt den Auslegern der Bilderschrift; aber keiner kann es mir deuten. (25) Joseph antwortete dem Könige: Beide Träume Pharao's haben einerlei Bedeutung. Gott verkündigt dem Könige, was er vor hat. (26) Die sieben schönen Kühe bedeuten sieben Jahre, und die sieben guten Aehren bedeuten auch sieben Jahre. Es ist einerlei Traum. (27) Die sieben magern und schlechten Kühe, die nach jenen hervorkamen, sind sieben Jahre; eben so die sieben dünnen und ausgedörreten Aehren. Es wird sieben Jahre lang Hungersnoth seyn. (28) Das ist also, was ich Pharao schon gesagt habe: Gott zeigt dem Könige an, was geschehen wird. (29) Sieben Jahren werden kommen, da ein Ueberfluß seyn wird in ganz Aegypten, (30) und ihnen werden folgen sieben Jahre der Theurung, da man verzessen wird alles jenes Ueberflusses in Aegypten. Die Theurung wird das Land aufreiben, (31) und man wird nichts mehr spüren von der vorigen Fülle im Lande bei der Hungersnoth, die darauf folgt; so schwer wird die seyn. (32) Daß aber der Traum Pharao's ein doppelter war, zeigt an, daß Gott dies unfehlbar und schleunig ausführen wird. (33) Pharao sehe deshalb sich um nach einem klugen und verständigen Manne, setze ihn über Aegypten, (34) und verordne, daß Unterbeamte angestellt werden im Lande, um in den sieben fruchtbaren Jahren einzunehmen den fünften Theil der Früchte, (35) und daß aller Speisevorrath der nächsten guten Jahre gesammelt, und

Das Getraide in den Städten aufgeschüttet, und zu Pharaon's Verfügung aufbewahrt werde, (36) damit man im Lande Nahrungsmittel vorrätzig finde für die sieben Jahre des Miswachsens, die über Aegypten kommen werden; und das Land nicht verderbe aus Hungernoth."

Zwei volle Jahre also mußte Joseph noch im Kerkerhause bleiben, seitdem der Oberkellermeister in sein Amt bei dem Könige wieder eingesetzt war. Ohne Zweifel hatte dem Letztern während dieser Zeit schon manche Gelegenheit sich dargeboten, den jungen, schuldlosen Mann zu empfehlen. Allein der Häftling dachte nur an sich selbst und an das Hofleben. Erst ein Traum des Königes weckte in seiner Seele die Erinnerung an seinen eigenen vormaligen Traum, und an Joseph, der ihn so richtig zu deuten gewußt hatte. Nun also sah er in die Vergangenheit, so, wie Joseph nachher den König selbst auf die Zukunft hinschauen lehrte. Hierin finden wir denn nun Veranlassung,

über die pflichtmäßige Hinsicht auf Vergangenheit und Zukunft.

mit einander nachzudenken.

I. Auf die Vergangenheit sollen wir hinschauen. Sie hängt innigst zusammen mit der Gegenwart, und wenn wir immer bloß auf diese, nie zugleich auf jene achten wollten; so würde unser Leben uns nicht einmal als ein Ganzes erscheinen. Jeden Tag würden wir in seiner Trennung von allen vorhergegangenen betrachten, ohne die Erfahrungen, die wir in diesen etwa gesammelt hätten, gehörig zu benutzen. Wir würden folglich mehr in der Reihe beschränkter, thierischer Wesen stehen, als in der Reihe der Menschen, ausgerüstet mit der Fähigkeit, einen freien,

klaren Blick zu werfen auf das Feld, das sie durchlaufen haben.

Hinsehen jedoch sollen wir in die Vergangenheit nicht, um allein die guten Seiten derselben aufzusuchen, und in ihr Stoff zu sammeln zur Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Zeit. Nicht ausrufen sollen wir in stetem Klagen: O wie war es sonst so ganz anders, so weit besser, als jetzt! Dazu findet freilich mancher aus natürlichen Gründen sich veranlaßt. Sonst war er noch jünger, noch harmloser, noch empfänglicher für die Freuden des Lebens. Seine Sinne waren noch schärfer, seine Einbildungskraft noch mahlerischer, sein Herz noch leichter und heiterer. Er kannte noch weniger Gefahren und weniger schlechtgestimmte Menschen; er fühlte noch mehr Kraft an Geist und Körper, folglich auch mehr Fähigkeit zum Widerstande gegen die Anwandlungen des Misvergnügens. Dies alles hat sich verändert mit den Jahren. Das Vergangene erscheinet ihm darum fast nur von seiner Lichtseite, das Gegenwärtige von seiner Schattenseite. Allein, wer siehet nicht, daß eine solche Veränderung unvermeidlich war, daß sie ihren Grund mehr in ihm selbst, als außer ihm habe, und daß die Klage darüber zugleich eine Klage über Gott sey! Wer siehet nicht, daß er dadurch sich nur versündige, sich die Erfüllung seiner Pflichten nur erschwere, sich den Genuß der Gegenwart nur verbittere? Auch Salomo schon ermahnet deshalb: Sprich nicht: was ist's, daß die vorigen Tage besser waren, denn diese? Denn du fragest solches nicht weislich*). Andere Fragen sind es, die wir in Beziehung auf die Vergangenheit uns vorzulegen haben. Wir verhielten uns entweder thätig, oder leidend. Also fragen sollten wir: Auf welche Weise verhielten wir uns

*) Ps. 7, 11.

im ersten, und auf welche Weise im zweiten Falle? Wie waren unsere Handlungen, wie unsere Schicksale beschaffen? Wie ist auch jetzt noch das Andenken an jene, wie das Andenken an diese zu benutzen?

Die Handlungen, die beim Hinblick auf die Vergangenheit sich unserm Bewußtseyn aufs neue darstellen, waren entweder gute oder böse.

Welche Freude nun, wenn wir die Summe der guten recht groß finden, wenn wir keine derselben mit Vorbedacht unterließen, keine aus unreinen Absichten ausübten! Welche Freude, wenn unser Gewissen uns das ehrenvolle Zeugniß giebt: Ihr habet züchtig, gerecht und gottselig gelebt in dieser Welt; ihr habet den Pflichten eures Berufs Genüge geleistet; ihr habet gesäet auf den Geist, mit der Wahrheit euch immer mehr vertraut gemacht, Ernst bewiesen im Streben nach der Heiligung eures Herzens, und weder durch Menschenfurcht euch vom rechten Wege zurückschrecken, noch durch Menschengefälligkeit euch auf den unrechten hinüberleiten lassen! Diese Freude ist gleichsam die schöne, überwinternde Frucht eines Stammes, der in dem Boden der Vergangenheit wurzelte, und überstrahlt von einer milden Sonne frisch und fröhlich heranwuchs; sie ist der einzige Lohn, den wir für treues Wirken mit Zuversicht erwarten dürfen, der auch dann, wenn die Beschwerden des Wirkens selbst schon längst vergessen sind, uns immer noch übrig bleibt, und uns jeden gegenwärtigen, selbst den herbsten, Zeitpunkt versüßet. Ein Thor ist, wer diese köstlichste der Freuden, berauscht von den sinnlichen Annehmlichkeiten der Gegenwart, ungenossen läßt. Und solch ein

Thor war auch wohl jener ägyptische Hofbeamte gewesen. Ich habe es schon bemerkt: er war aller Wahrscheinlichkeit nach unschuldiger Weise bei dem Könige in Ungnade gefallen und seine Unschuld war späterhin auch anerkannt worden. Warum ließ er denn durch sein erneuertes Glück sich blenden, und von dem Gedanken an die Vergangenheit hinwegziehen? Warum raubte er sich dadurch einen der kräftigsten Antriebe zur Beharrlichkeit in allseitiger Pflichterfüllung?

Selbst dann, wenn die Vergangenheit böse Handlungen unserm Geiste vorhält, dürfen wir ja doch das Andenken an sie nicht zurückweisen. Wie könnten wir die verabscheuungswürdige Natur des Bösen ganz kennen lernen, wie könnten wir es bereuen, vermeiden und ablegen, wenn wir uns gar nicht daran erinnerten? Wie könnten wir uns freuen, daß Gott uns die Zeit zu unserer Verbesserung noch fristet, daß er seine Gnadenerweisungen noch fortsetzt, daß er noch Beförderungsmittel der Tugend uns darbietet, wenn wir gar nicht zum Bewußtseyn unserer Fehlerhaftigkeit kämen? Immerhin mag dieses Bewußtseyn auch Bitterkeit mit sich führen; die Bitterkeit ist ein heilsames Arzneimittel für das kranke Herz. Sie macht es uns recht fühlbar, was aus uns werden würde, wenn wir fortfahren wollten, der Sünde zu fröhnen. Auch für jenen Hofbedienten war es keine angenehme Empfindung, die sich in ihm regte, als er in Gegenwart des Königes ausrief: Jetzt gedenke ich an meine Sünde. Er machte sich selbst dadurch den Vorwurf, daß er des liebenswürdigen Joseph zwei lange Jahre hindurch vergessen, und nicht die mindeste Anstalt getroffen habe, ihm zur Befreiung aus der Gefangenschaft beförderlich zu werden. Aber wer fühlt nicht doch wieder

sich mit ihm ausgesöhnt, da er endlich noch ein solches Geständniß ablegte, ohne dabei das ungünstige Urtheil zu fürchten, das etwa über seine bisherige Undankbarkeit gefällt werden möchte? Des Königes Traum gab ihm Anlaß, in die Vergangenheit zurückzublicken, und dieser Rückblick gab ihm Anlaß, einen begangenen Fehler zu verbessern.

Eben so wohlthätig indessen ist auch die Erinnerung an die Schicksale, die wir erlebten.

Waren sie von froher Art; so gewähren sie uns im Geiste einen nochmaligen Freudenenuß. Das ist eine schöne Gabe Gottes! Nicht selten klagen wir über die Flüchtigkeit unserer Freuden. Wir wünschen sie festhalten zu können, und wir bedenken nicht, daß in diesem Lande des Wechsels und Unbestandes auch sie uns oft wieder entschwinden müssen; wir vergessen, daß unsere Bestimmung zum Uebergange in eine andere Welt auch eine allmähliche Abnahme unserer sinnlichen Lebenskraft erfodere, und daß mit dieser auch eine allmähliche Erschlaffung unserer sinnlichen Genußfähigkeit unzertrennlich verbunden sey. Aber hat nicht Gott uns dafür doch einen Ersatz gegeben in der Einrichtung unserer geistigen Natur? Stellet euch früher genossene Freuden nur einmal lebhaft vor, versetzet euch in Gedanken nochmals in die heitere Vergangenheit, in den sorgenlosen Zustand, den einst das Glück euch bereitete, in den Kreis von fröhlichen Geliebten, der einst euch umringte, und eure Tage verschönerte — ist es euch nicht, als ob in solchen Stunden oder Augenblicken die entflohenen Freuden wiedergekehrt wären? Erwachen dabei nicht aufs neue solche Gefühle, wie sie vormals euer Herz durchdrangen? Haben nicht schon Tausende in einer bedrängten Lage durch solche Erinnerungen ihren Kummer er-

leichtert? Tausende ihre öde Einsamkeit auf diese Weise gleichsam bevölkert? Hat nicht gewiß auch Joseph mit jugendlicher Einbildungskraft in seinem ägyptischen Kerkerhause sich oft die weiten vaterländischen Fluren Kanaans ausgemahlt, und nun darin eine Beschäftigung gefunden, während welcher seines Aufenthalts im Kerkerhause gänzlich vergessen ward, und die herbe Stunde wie eine süße ihm vorüber floß? Sey das auch eine Art von Träumerei — wir finden diese Träumerei doch gegründet in einem Vermögen unserer Seele, das ein gütiger Gott uns verliehen hat. Beruhet ja doch der größte Theil der Unannehmlichkeiten oder Uunannehmlichkeiten unserer Lage nur auf unsern Vorstellungen von ihr, und auch die Vorstellung der frohern Schicksale, die einst unser Loos waren, kann darum in die Gegenwart frohe Empfindungen zurücktragen.

Doch — die traurigern Schicksale sind in der Erinnerung gleichfalls nicht ohne Reize. Sie mahnen uns zwar an die Thorheit des Uebermuths und der Sorglosigkeit im Zustande des Glücks; aber sie machen uns doch zugleich die Vorzüge dieses Zustandes in erhöhtem Grade süßbar. Wir freuen uns, daß sie überstanden sind. Ja, selbst dann, wenn sie noch fortbauern, oder wenn andere ähnliche Schicksale an ihre Stelle getreten seyn sollten, wecket der Rückblick auf die überstandenen den ermuthigenden Glauben: So werd' ich auch die gegenwärtigen überstehen! Nur ausgeharrt! Es entfliehet die Zeit, und mit ihr der Schmerz in ihrem Gefolge. Aus sechs Trübsalen hat der Herr mich errettet, und in der siebenten wird mich kein Uebel rühren.* Mit stillem Geiste und oft wohl gar mit geheimem Wohl-

*) Job 5, 19.

gefallen erzählt daher der Greis selbst seine widrigsten Lebenserfahrungen, und wenn auch dabei das auffallende Gefühl seines mattern Herzens zuweilen noch eine Thräne in sein Auge emportreibt; so glänzt sie doch da wie eine Perle, aus welcher sanfte, dankbare Freude über seine Rettung hervorstrahlet. Welchen vernünftigen Beweggrund könnten wir denn anführen, um die Vermeidung des Andenkens an eine traurige Vergangenheit zu rechtfertigen? Da erinnerte sich auch jener Oberkellermeister der Zeit, als Pharaos zornig ward über seine Knechte, und nebst dem obersten Becker ihn ins Gefängniß werfen ließ. Wie heilsam würd' es für ihn gewesen seyn, wenn diese Erinnerung niemals ihm fremd geworden wäre! Er war wirklich schon mit einer Schuld beladen, weil er sie zwei Jahre hindurch unterdrückt hatte; denn mit ihr war auch die Erinnerung an den edlen Joseph unterdrückt worden. Aber was würde erfolgt seyn, wenn er sie ferner aus seiner Seele verbannt hätte? Er schwebte in Gefahr, ein stolzer Thor, ein fühlloser Selbstsüchtler, ein verblendeter, hartherziger, gottesvergessener Weltling zu werden, und aus blinder Sicherheit die Dauer seines Glücks zu verkürzen. O ihr Menschen! Lasset euch doch nicht irre führen durch den täuschenden Schimmer, den das Schicksal auf euren gegenwärtigen Zustand wirft! Vernachlässiget doch nie die pflichtmäßige Hinsicht auf die Vergangenheit!

II. Aber auch auf die Zukunft sollen wir hinsehen.— Freilich ist dies schon mit mehreren Schwierigkeiten verbunden; auch können wir dabei leichter uns verirren. Wir treten da gleichsam in ein Dunkel, das nur durch einzelne Lichtstrahlen durchbligt wird. In diesem Dunkel erdichtet sich unsere Einbildungskraft oft allerlei Dinge und Wege

benheiten, und diesen Erdichtungen schreiben wir oft betrogener oder betrügerischer Weise das Ansehen entschiedener Wahrheiten zu. Der Wunsch oder das Vorgeben, die Zukunft ganz durchschauen zu können, hat von jeher sogar mannichfaltige Scheinkünfte erzeugt. Es gab Wahrsager und Zeichendeuter, die bald aus den besondern Stellungen der Gestirne, bald aus ungewöhnlichen Lusterscheinungen, bald aus dem Fluge der Vögel, bald aus den Linien der Hand u. d. gl. auf die bevorstehenden Schicksale der Menschen schließen zu können wähnten. Ein Wahn, von welchem schon zu Mosès Zeiten versichert wurde, daß er dem Herrn ein Gräuel sey *).

Indessen ist doch eben so wenig zu läugnen, daß auf Erden noch nie ein Zustand von bleibender Natur gewesen sey, auch nie seyn werde, und daß daher auch der ewige Wechsel, dem alles in der Welt unterworfen ist, die genaueste Rücksicht verdiene. Wer diesen in der Anordnung seines Lebens gar nicht in Rechnung bringt, sondern immer voraussetzt, daß seinen Verhältnissen ein festes, unabänderliches Gepräge verliehen sey, der betrügt sich selbst entweder um seine gegenwärtige oder um seine künftige Ruhe. Es ist darum der Lebensflugheit gemäß, sogar solche Veränderungen, welche bloß möglich oder nur wahrscheinlich sind, nicht unbeachtet zu lassen, noch mehr aber in Hinsicht auf diejenigen, die uns gewiß bevorstehen, die zweckmäßigen Vorbereitungsanstalten zu treffen.

Sind die Veränderungen, die uns möglicher oder doch nur wahrscheinlicher Weise bevorstehen,

von erfreulicher Art; so sollen wir in unserm Herzen einer weisen Hoffnung Raum geben — einer weisen,

*) 5 Mos. 18, 10 — 14.

das heißt, einer gemäßigten, einer stillen, auf Zutrauen zu Gott gegründeten, Hoffnung, die selbst alsdann, wenn sie schon vereitelt zu seyn scheint, noch nicht sinket, sondern nur eine andere Gestalt annimmt. Durch eine solche Hoffnung fühlte gewiß auch Joseph sich stets emporgehalten über die Anfechtungen des rauhen Schicksals, das seinen Muth niederzudrücken drohte. Sie verließ ihn auch innerhalb der engen Mauern des Kerkerhauses nicht. Immerhin mocht' er einstweilen in Vergessenheit gesunken seyn bei dem Hofbeamten, dessen Dankbarkeit er verdient hatte! Es war doch nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich, daß er zu seiner Zeit wieder auf freien Fuß kommen werde. Nicht immer bleibt die Unschuld verkannt. Schon aus dem lebendigen Bewußtseyn derselben fließt diese Ueberzeugung hervor, gleich einer reinen Trostquelle, bestimmt, den müden Dulder zu laben. Kein guter Mensch ist ohne Hoffnung. Auch der gute König von Aegypten sollte es nicht seyn. Joseph regte sie auf in seinem Herzen, indem er ihm vorerst eine Reihe von sieben fruchtbaren Jahren verkündigte. Ach, wie elend wären wir ohne Hoffnung! Schon das Kind jauchzet bei dem Gedanken: Einst werd' ich groß seyn! Und vor des Jünglings, des Mannes, des Greises Blicken eröffnen sich wieder heitere Aussichten von anderer Art. Jeder fühlet das Bedürfnis, hineinzudenken in die künftigen Tage irgend etwas Glänzendes, das von dort aus zurückstrahle auf die gegenwärtigen. Er lieget die Hoffnung, so erlieget auch der Unglückliche unter der Last seines Lebens, und selbst das Glück hört auf, ein Glück zu seyn, bei der Furcht, daß es bald zertrümmert seyn werde. Wohl dem Frommen, der seine Hoffnung setzet auf den Vater des Lichts, bei welchem ist keine Ver-

änderung noch Wechsel, wie zwischen Licht und Finsterniß!*)

Sind jedoch die Veränderungen, die wir uns als möglich oder wahrscheinlich vorstellen,

von trauriger Art; so geziemet uns eine weise Besorgniß, das heißt, eine solche Besorgniß, die, ohne ängstlich zu seyn, uns antreibt, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um das etwa bevorstehende Uebel abzuwehren, oder doch zu mindern und erträglich zu machen. Dabei wird dann jene Hoffnung nicht sowohl aufgehoben, als vielmehr nur eingeschränkt auf den Grad der Stärke und Lebhaftigkeit, in welchem allein sie erfüllbar bleibet, und dem Vater des Lichts wohlgefällt. So veranlaßte auch Joseph, indem er nach sieben fruchtbaren Jahren sieben andere unfruchtbare erwarten lehrte, die weise Sorgfalt in der Aufbewahrung des überflüssigen Getraides für die Zeiten der Noth. Nur dadurch wurde der Druck dieser Zeiten gemildert, folglich auch schon zum voraus die Hoffnung genährt, daß man sie werde überstehen können. Und möglich, ja, wahrscheinlich war es doch allerdings, daß auf die fruchtbaren Jahre auch unfruchtbare folgen würden. Wer sollte nicht wissen, daß die Kräfte der Natur erschöpflich sind? Haben Bäume oder Felder mehrere Jahre nach einander viel Früchte getragen; so bedürfen sie gleichsam einer Erholung. Sie müssen ausruhen, um sich für die Folgezeit aufs neue zu stärken. Wie thöricht also, und wie sündlich, wenn man auf immerwährende Fruchtbarkeit rechnen, und in ergiebiger Jahren den Segen Gottes verschwenden wollte! Und ist es nicht eben so thöricht, eben so sündlich, wenn wir in den Zeiten des Glücks jeden Gedanken an mögliches oder wahrscheinliches Unglück ent-

*) Ps. 40, 5. Sat. 1, 17.

fernt halten? Können wir denn etwa gar nicht krank werden? Sind etwa unsere Güter durchaus unverlierbar? Haben die Geliebten unsers Herzens einen Schutzbrief gegen jeden Anfall des Kummers und des Todes? Und wenn das nicht so ist — werden denn nicht diese und ähnliche Erfahrungen uns um so tiefer niederdrücken, je weniger wir uns auf sie vorzubereiten suchten? Erwähnte nicht darum auch schon Sirach: Wenn man satt ist, soll man gleichwohl denken, daß man auch wieder hungern kann, und wenn man reich ist, soll man denken, daß man auch wieder arm werden kann?*) Ja, — so sagt er hinzu — es kann vor Abends leicht anders werden, als es am Morgen war, und solches alles geschieht bald vor Gott. Ein weiser Mensch ist in dem allen sorgfältig, und hütet sich vor Sünden, weil er noch sündigen kann. O daß denn auch unter uns ein jeder sich anschlösse an solche weise Menschen, und in Hinsicht auf die Zukunft nie weder zur Sorglosigkeit, noch zur Verzweiflung sich verirrete!

Dieser Wunsch ist um so bedeutungsvoller, da es allerdings auch Veränderungen giebt, die uns ganz gewiß bevorstehen. Wer also in dieser Beziehung die Hinsicht auf die Zukunft vernachlässigte, dem würde die Strafe seiner Thorheit gleichsam auf dem Fuße folgen. Jene Veränderungen nämlich sind entweder natürliche Folgen unsers gegenwärtigen Verhaltens oder unsers gegenwärtigen Zustandes.

Folgen unsers Verhaltens. Denn zum Theil wenigstens haben wir doch unser Schicksal in unserer Gewalt. Ohne alle Wirkung bleibt nichts von allem, was wir thun. Trete sie auch erst in später Zukunft merklich hervor — sie

*) Sirach 18, 25 ff.

entwickelt sich doch schon jetzt im Verborgenen, und endlich ist ihr Ausbruch nicht mehr zu hemmen. Nur Gerechtigkeit — so sagt deshalb Salomo — erhöht ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben*). Nur Gutsseyn gebietet Wohlseyn; aber wo jenes nicht ist, da ziehet auch dieses sich zurück in immer weitere Ferne. Wie hätte Joseph erwarten dürfen, daß jener Hofbediente es am Ende noch für eine Sünde erklären werde, seiner vergessen zu haben, wenn er nicht die Lage seiner frühern Gefangenschaft ihm zu versüßen gesucht hätte? Wie hätte er würdig seyn können, zu werden und zu bleiben, was er in der Folge war, wenn er nicht darauf bedacht gewesen wäre, sich dazu die nöthigen Einsichten zu erwerben? Und wie könntest du, o Jüngling, der du so träge bist, zu lernen und zu wirken, was dein künftiger Beruf erfordert, einst da stehen als ein brauchbarer Mann, hoch geachtet und willig unterstützt von allen, die dich kennen? Wie könntest du, der du deine Kräfte verzehrest im Dienste der Wollust und Schwelgerei, auf Jahre voll blühender Gesundheit rechnen? Wie könntest du, der du deine Bedürfnisse mit jedem Tage vervielfältigst, und dein Hang zur Pracht und Ueppigkeit immer mächtiger werden lässest, deinen Wohlstand vor dem Untergange sichern? Nein, auf Thoren und Sünder lauert die Zukunft als eine Feindin, und ehe sie es noch fürchteten, stürzt sie über die Sorglosen hervor aus ihrem Hinterhate. Nur ein Betragen, dem heiligen Gebote der Pflicht gemäß, gründet die sichere Hoffnung, daß sie uns empfangen werde, wie eine Freundin, mit heiterm Lächeln. „Der Herr hat, wie Sirach bemerkt, wohl sechshundert tausende weggerafft, darum, weil sie ungehorsam waren;

*) Spr. Sal. 14, 24.

wie sollte denn ein einziger Ungehorsamer ungestraft bleiben? So groß seine Barmherzigkeit ist, so groß ist auch seine Strafe; er richtet einen jeglichen, wie er es verdient. Der Gottlose wird mit seinem Unrecht nicht entgehen, und des Frommen Hoffnung wird nicht aussen bleiben^{*)}. Freilich giebt es auch

Folgen unsers Zustandes, welche eben so gewiß eintreten, und doch unabhängig sind von aller Macht unsers guten Sinnes und Wandels. Wer unter uns kann der Natur gebieten? Wer kann sie hindern, zu erscheinen in wechselnden Gestalten? Nicht Pharao und nicht Jakob vermochten dem Boden Aegyptens und Kanaans eine immer fortdauernde Fruchtbarkeit zu bewahren. Was die ersten sieben Jahre brachten, das konnten die folgenden verweigern, und der Grund dieser Weigerung konnte schon in den ersten Jahren liegen. Alles in der Welt ist innigst verkettet; das Eine entspinnet sich aus dem Andern; die Gegenwart ist die Wiege der Zukunft, und nichts Irdisches ist bleibend, auch unser Zustand auf Erden nicht. In unserer jedesmaligen Lage ruhen Keime einer andern, und unvermeidlich, obgleich oft unbemerkbar, streben sie, sich zu entfalten. Schon der morgende Tag wird uns nicht ganz mehr finden, wie wir heute waren. Wir altern; wir sehen neue Geschlechter neben uns entstehen; wir fühlen uns genöthiget, aus allen bisherigen Erfahrungen zu schließen, daß diese früher oder später völlig unsere Stelle einnehmen werden. Wie der Strom dem Weltmeere, so eilt unser Leben der Ewigkeit zu. Können wir nun aber gleich diese künftige Umwandlung unsers Zustandes nicht abwehren; so können wir sie doch schreckenlos machen — wir können

*) Sir. 16, 11—13.

fogar Segen in sie hineintragen, können so weit kommen mit einem Apostel Jesu versichern zu dürfen: „Wir rühmen uns auch der Trübsale, weil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet, Geduld aber bringet Erfahrung, Erfahrung bringet Hoffnung, Hoffnung aber läßet nicht zu Schanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist“*). Der weise, fromme, gottliebende Sinn, den wir uns aneignen, geht über in jede Veränderung unseres Lebens, und auch der unangenehmsten giebt er dann wieder einen veränderten Erfolg; er streifet den größten Theil ihrer Unannehmlichkeiten von ihr ab, und fröhlich in Hoffnung schreitet er über die zurückbleibenden Dornen dahin auf seinem Pfade zu dem Paradiese, wo die Freude mit ewigen, unveränderlichen Reizen blühet.

O ihr Seelen, die ihr begabt seyd mit der wunderbaren Kraft, hinwegzuschauen über die engen Schranken der Gegenwart, und hier die Zukunft, dort die Vergangenheit vor euren Blick zu ziehen, o laßet doch diese Kraft nicht unbenutzt! Gott hat euch erhoben über die thierischen Seelen, die nur in den Fesseln der Sinnlichkeit liegen. O beweiset euch dieser Erhebung werth! Jede eurer bisherigen Erfahrungen enthält eine Lehre oder eine Warnung, einen Trost oder einen Antrieb zum Guten. Jede wecket Ahnungen in euch von dem, was noch kommen wird, oder wenigstens noch kommen kann. Fern von Gedankenlosigkeit und fern von schwärmerischen Erwartungen suchet darum jederzeit euer Verhalten so zu ordnen, daß die Weisheit, die euch die Vergangenheit lehrte, sich in ihm offenbare, und in der Zukunft euch keine Veränderung treffen könne, ohne

*) Röm. 5, 3—5.

euch vorbereitet zu finden! Heil dem Menschen, dessen Auge klar bleibet und ungetrübt, es blicke nun rückwärts oder vorwärts! Ihm gehet das Licht auf selbst in Finsterniß von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten.*) Mögen ihm auch sieben und mehrere traurige Jahre bevorstehen — erzittert und zaget nicht. Freundlich und hoffnungreich kann er auch aufwärts schauen. Und

Im Herzen rein
Hinauf zum Himmel schauen,
Und sagen: Gott, du Gott, bist mein Vertrauen!
O welches Glück kann größer seyn!

*) Pf. 112, 4.

11.

Ueber das ausgezeichnete Glück, das zuweilen einem Menschen zu Theil wird.

Einleitung.

Nichts in der Welt beharret in einem und demselben Zustande; nichts ist unabhängig von der Gewalt der Zeit. Auch da, wo äußerlich noch keine Veränderung wahrnehmbar ist, hat doch die Zeit schon eine wahrnehmbare Veränderung wenigstens vorbereitet, und oft muß sie nun plötzlich hervorbrechen aus ihrem bisherigen Dunkel. Noch vor vierzehn Tagen wandelten wir neben Kornfeldern dahin. Millionen Aehren neigten sich auf emporragenden Halmen, und verkündeten uns die Güte des reichen Versorgers aller Lebendigen. Und nun sind sie schon gefallen unter der Sense des Schnitters. Wir wandeln schon über Stoppeln hinweg, und nach wenigen Monaten wird weit umher alles in ein falbes, dann in ein weißes Gewand verhüllt erscheinen. So ist auch das Schicksal der Menschenwelt. Von der Wiege an bis zur Gruft kettet sich eine Veränderung an die andere. Bald sind wir hier, und bald da, bald in dieser, bald in jener Lage. Wir suchen und finden, wir haben und verlieren, wir genießen und entbehren, wir hoffen und fürchten, wir jauchzen und wehklagen, bis wir dem Tode in die Arme sinken.

So wie leichtsinnig und wie thöricht sind diejenigen, die das gar nicht bedenken, sondern berauscht vom Genuße des Gegenwärtigen den Traum von einer immerwährenden Dauer desselben für entschiedene Wahrheit halten! Wie unüberlegt, wie zweckwidrig verfahren die Eitern, die ihren

Kindern eine solche Erziehung geben, als ob sie immer sich würden mit Spiel und Tand beschäftigen, nie in bedrängtere Umstände gerathen können! Wie schmerzlich, wie niederbeugend wird so mancher gesunkenen Familie die Nothwendigkeit, ihren Aufwand zu beschränken, blos darum, weil sie sonst voraussetzte, daß sie unaufhörlich im Ueberflusse fortleben, und an den Mitteln der Bequemlichkeit und des Vergnügens nie Mangel haben werde! Und wie oft wird auf der entgegengesetzten Seite so mancher Andere der Verzweiflung blos dadurch zugeführt, weil er von dem Wahnglauben an die Unerseßlichkeit eines Verlustes, an die Unheilbarkeit eines Uebels, an die Unmöglichkeit einer Wiederherstellung seines beglücktern Zustandes sich nicht losreißen kann! Durch die Erfahrung aller Menschen und aller Zeiten wird darum nichts uns lauter gepredigt, als der Wechsel des Geschicks. Es war durchaus nöthig, in traurigern Verhältnissen uns eben so sehr vor feigem Verzagen, als in frohern vor tollfühner Sicherheit zu warnen; denn in jedem Verhältnisse mußten wir fähig seyn, die gleichmüthige Fassung zu behaupten, die zur Erfüllung unserer Pflicht erforderlich war, und dazu auch in einem andern Verhältnisse uns wieder dienlich werden konnte. Dank der Gottheit, die durch den veranstalteten Wechsel des Geschicks uns antrieb, diese Fähigkeit immer mehr zu entwickeln und auszubilden!

Der Glückliche kann bald unglücklich, aber auch der Unglückliche wieder glücklich werden. Daran erinnerte uns noch jüngst die Geschichte Josephs, und an das letztere insbesondere erinnert sie uns heute auf die merkwürdigste Weise. Bisher haben wir ihn verfolgt mit unsern Blicken. Erst sahen wir in ihm einen heitern Jüngling, den Geliebten seines Vaters, dann einen Sklaven, gewaltsam fort-

geführt in sein reiches Land, dann einen Aufseher über Potipphars Güter, geehrt durch das volle Vertrauen seines Herrn, dann wieder einen armen Gefangenen, schmähtlich eingekerkert um seiner Treue und Gottesfurcht willen, dann einen Wächter über seine Mitgefangenen, obgleich immer auch selbst noch beraubt seiner Freiheit. Heute aber werden wir ihn nun auf einmal emporgehoben finden, so hoch emporgehoben, wie er auch in seinen Träumen es gewiß nie erwartet hatte.

O was ist der Mensch! — Ein Spiel des Schicksals — abhängig von einer höhern Macht — abhängig von dir, o Gott, der du lebest und herrschest im Himmel und auf Erden!

Text. 1 Mos. 41, 37—52.

„Der Rath (Josephs) fand Beifall bei Pharao und allen seinen Hofbeamten, (38) und Pharao sprach zu ihnen: Wie könnten wir einen Mann finden, in welchem so, wie in diesem, der Geist Gottes sey? (39) Hierauf sagte er zu Joseph: Da Gott dies alles dir kund gethan hat, so ist auch dir wohl niemand gleich an Verstand und Weisheit. (40) Du sollst gesetzt seyn über mein Haus, und deinem Befehle soll mein ganzes Volk gehorchen. Ich selbst will keinen andern Vorzug haben vor dir, als den Thron. (41) Dann redete Pharao ferner ihn an mit den Worten: So setze ich dich denn hiermit über ganz Aegypten — (42) zog den Siegelring von seiner Hand, und steckte ihn an die Hand Josephs, ließ ihm Kleider anlegen von köstlicher Leinwand, hieng ihm eine goldene Kette um den Hals, (43) und befahl, daß man ihn in seinem zweiten Staatswagen fahre, und vor ihm her ausrufe: Ehret ihn! Also setzte er ihn über ganz Aegypten, (44) und versicherte Joseph: Ich, der König, verordne, daß wider deinen Willen in ganz Aegypten niemand rege weder Hand noch Fuß. (45) Auch gab er ihm den Namen: Landesvretter,

und zur Gemahlin die Aſenat, eine Tochter Potiphera's, des Priesters zu Dn. So zog denn nun Joseph aus, das Land in Aegypten zu beſehen. (46) Dreißig Jahre alt war er, als er trat in die Dienſte Pharaos's, des ägyptiſchen Königes, und, nachdem er ſich beurlaubet hatte von Pharao, ganz Aegypten durchreiſete. (47) Und das Land trug reiche Früchte in den ſieben erſten Jahren, (48) und alles Getraide Aegyptens ſammelte Joseph in dieſen ſieben Jahren, und ſchüttete es in den Städten auf: in jeder Stadt die Früchte der umliegenden Felder. (49) Es wurde dieſes aufgeſchütteten Ertraides ſo viel, wie des Sandes am Meer, alſo, daß er aufhören mußte, zu zählen; denn es war nicht mehr zählbar. (50) Und Joseph erhielt, noch ehe die Zeit des Mißwachſes kam, zwei Söhne von ſeiner Gemahlin Aſenat, der Tochter Potiphera's, des Priesters zu Dn. (51) Den Erſtgeborenen nannte er Manaſſe; denn — ſo ſprach er — Gott hat mich vergeſſen laſſen aller meiner Leiden und aller Angehörigen meines Vaters. (52) Den Andern nannte er Ephraim; denn Gott, ſprach er, hat mich fruchtbar werden laſſen in dem Lande meines Elendes."

Welch eine Veränderung! So iſt nun Joseph auf einmal Unterkönig von Aegypten geworden! Wer hätte das gedacht! Er, ein Hebräer, verachtet in den Augen der Landesbewohner, Er, als ein Sklave an Potiphar verkauft, und noch dazu bisher ein Gefangener, Er, von Pharao zum Reichsverwalter ernannt! Der Siegelring des Königes wird ihm anvertraut, und wer dieſen trug, hatte alle königliche Befehle auszuführen*). Mit dieſem Siegelringe an ſeinem Finger, bekleidet mit der feiſten, köſtlichſten Leinwand, und prangend mit einer goldenen Kette an ſeinem Halſe, wird er in einem Staatswagen,

*) Vgl. das Buch Eſther 3, 10—12.

der nächst dem königlichen der prächtigste war, umhergezogen durch Da, die damalige Hauptstadt des Reichs *) Herolde gehen vor ihm her, und verkündigen ihn als den Landesretter. Alles Volk wird aufgefordert, ihn zu ehren, und ihm den pünktlichsten Gehorsam zu leisten. Noch einmal! Welch eine schnelle, auffallende Veränderung! Aus einem Sklaven, aus einem armen, in's Zuchtbaus eingesperrten, Wächter über Diebe und Mörder und Staatsverberber ein Gebieter über ein ganzes Königreich! Gewöhnlich erhebet doch sonst ein Mensch aus niederm Stande sich zu höhern Würden nur stufenweise. Aber Joseph sieht sich in Einem Tage aus der dunkelsten Tiefe zu einer glanzvollen Höhe emporgehoben. Unstreitig ein seltenes Glück! Wir finden darin Veranlassung, überhaupt einmal nachzudenken

über das ausgezeichnete Glück, das zuweilen einem Menschen zu Theil wird.

I. Ein solches Glück gesellet sich der Regel nach nur zu dem Talente. Der Regel nach, sage ich. Denn allerdings giebt es auch Fälle, wo ein Mensch ohne Talent zu bedeutendem Glücke gelangte. Es fiel ihm ein großes Loos, eine reiche Erbschaft zu; ein launenvoller Machthaber gewann ihn lieb, und bekleidete ihn mit hohem Ansehen; eine Handelsunter-

*) In in Nieder = Aegypten wurde von den Hebräern auch Beth = Schemes, von den Griechen Heliopolis (die Sonnenstadt) genannt. Hier hatte die Sonne, göttlich verehrt, einen prächtvollen Tempel; hier wohnten die weisen Priester in Pallästen, und theilten den wißbegierigen Fremdlingen, die aus allen Gegenden sich dort versammelten, ihre mannichfaltigen, aber vom Boike geheim gehaltenen, Kenntnisse mit.

nehmung, blindlings gewagt, wurde durch zufällige Umstände dergestalt begünstigt, daß er in kurzer Zeit sich im Besitze eines beträchtlichen Reichthums sah. Wer aber wird es läugnen, daß dies nur Ausnahmen von der Regel seyn können? Wer sollt' es nicht für Unverstand erklären, sich auf dergleichen Zufälle verlassen zu wollen? Und wer sollte nicht auch schon zum voraus vermuthen, daß das Glück in den Händen verstandloser Menschen bald von selbst wieder zergehen werde? Ueberschauen wir die Geschichte der ausgezeichnet Glücklichen, die uns bekannt geworden sind; so finden wir fast bei Allen auch ein gewisses hervorstechendes Talent, sey dieses nun, von welcher Art es wolle.

Das nächste Beispiel liefert uns hier Joseph selbst. Schon mehrmals drang sich uns die Bemerkung auf, daß ihm etwas eigen gewesen seyn müsse, womit er Alle bezauberte, in deren Kreis er kam. Nicht Potiphar, nicht der Oberaufseher des Gefängnisses schien diesem Zauber widerstehen zu können, und nun auch der König selbst nicht. Welch eine edle Freimüthigkeit war erforderlich, zu reden vor einem glänzenden Throne, umringt von Höflingen und Gelehrten! Und der junge Mann, unerwartet hervorgeholt aus dem Kerkerhause, tritt sogleich mit dieser Freimüthigkeit hervor. Keine Schüchternheit, keine Verlegenheit ist an ihm wahrzunehmen. Man sieht in ihm den Freigebornen, dessen Geist auch durch Sklaverei und Gefangenschaft noch nicht erniedrigt werden können. Welche Bescheidenheit, welche Frömmigkeit, und zugleich, welche Feinheit und Höflichkeit lag ferner in seinen Worten: Träume zu deuten, sehet nicht bei mir; aber Gott wird doch dem Könige Gutes ankündigen! Er lehnt alles Verdienst einer solchen Deutung von sich selbst ab; er stellet

Gott als einen Freund des Königes dar; er giebt zu erkennen, daß dieser König wohl eines günstigen Schicksals werth sey. Und Welch einen schnellen Blick, welche Klugheit und Vorsichtigkeit, welche herzliche Geneigtheit, des Volkes, obgleich eines fremden, heidnischen Volkes, Elend zu verhüten, offenbarte er in dem Rathe, den er seiner Traumberutung hinzufügte, daß nämlich Pharaos unter der Oberaufsicht eines verständigen Mannes durch die Unterbeamten im Lande allen Ueberfluß des Getraides in den sieben ergiebigen Jahren aufkaufen lassen, und in Magazinen bewahren möchte! Dieser Rath war freilich sehr einfach und natürlich. Man glaubt, daß man auch selbst ihn wohl gegeben haben würde. Aber hier in einem Thronsaale, hier unter Umgebungen, die so leicht die Gedanken zerstreuen konnten, und so ganz ohne vorhergegangenes Nachsinnen erteilt, verrieth er doch unstreitig einen eben so weisen, als behenden, scharfsichtigen, planreichen Geist. Es befremdet uns daher auch keinesweges, daß der König sogleich zu seinen Hofleuten sagt: Wie könnten wir einen Mann finden, in welchem so, wie in diesem, der Geist Gottes wäre? Unverkennbar war Josephs Tauglichkeit für einen höhern Wirkungskreis. — Eben so verhielt es sich in der Folge z. B. mit David. Von ihm hieß es, bevor er noch König ward: „Ein rüstiger Mann ist er, und tapfer, verständig und schön, und der Herr ist mit ihm“*) Und von Judas, dem Makkabäer, hieß es: „Er ist stark und ein Held, freudig und kühn, wie ein junger Löwe, wenn er jaget. Der soll Hauptmann seyn, und den Krieg führen.“¹⁶ Auch wird nachher berichtet: „Seine Feinde erschrakten vor ihm und flohen, und er hatte Glück und Sieg“**).

*) 1 Sam. 16, 19. **) 1 Makk. 2, 66. 3, 4 ff.

Ist es denn nicht ein eben so ungerechtes, als unvernünftiges Gerede, wenn man in Beziehung auf die Glückgewordenen immer nur von ihrem Glücke, selten oder nie von ihren Talenten spricht? Wird nicht durch ein solches Gerede der Wahn befördert, daß man auch wohl ohne das Bestreben, sich Kenntniß und Geschicklichkeit zu erwerben, das Glück auf seine Seite ziehen, und an seine Unternehmungen fesseln könne? Und gab es wohl jemals eine Zeit, wie die unstrige, wo man bei oberflächlicher Beurtheilung der Zeitbegebenheiten so sehr in Gefahr schwebte, jenen Wahn herrschend werden zu lassen, und wo man doch auf der andern Seite bei gehöriger Unbefangenheit des Urtheils so wenig läugnen konnte, daß die allgemeine Erfahrung mit jenem Wahne streite? Hat wohl irgend einer der neuesten Emporkömmlinge in träger Ruhe geschlummert? Hat irgend einer derselben ohne Kopf, ohne Klugheit und Gewandtheit, ohne Muth und Beharrlichkeit, ohne Dienst-eifer und Geschäftskunde sich auf einmal hoch erhoben gesehen? O ihr Alle, die ihr noch in euren blühenden Jahren lebet, und in der Welt euer Glück zu machen wünschet, wie thöricht seyd ihr, wenn ihr der Talente, die Gott euch gab, nicht achtend, euch der Trägheit und Weichlichkeit ergebet, wenn ihr, anstatt gründlicher Kenntnisse, nur sinnliche Freuden suchet, wenn ihr, anstatt ernster Strebsamkeit, nur Hang zu leichtsinniger Zeitverschwendung verrathet, wenn ihr vergesset, was schon die Weisen der Vorzeit empfahlen: „Merket auf, daß ihr lernet und klug werdet! Denn wer eine Sache klüglich führet, der findet Glück. Ein Witziger siehet das Unglück, und verbirgt sich; die Albernern gehen durchhin, und werden beschädigt. Gott liebet niemanden, er bleibe denn bei der Weisheit. Sie gehet einher herrlicher, denn die Sonne und alle Sterne.

Das Licht muß der Nacht weichen, aber die Bosheit überwältiget die Weisheit nimmermehr^{*)}. O wie thöricht seyd ihr, wenn ihr das vergesset! Nur da, wo ausgezeichnete Kraft wohnet, nahet sich auch wohl ausgezeichnetes Glück; denn nur mit einer solchen Kraft kann das Flüchtige ergriffen und festgehalten werden.

II. Aber von der Vorsehung wird es doch herbeigeführt. Dies bleibt dabei immer noch entschieden. Auch die ausgezeichnetste Menschenkraft ist nicht unbeschränkt. Sie wirkt in der Welt; aber die Welt selbst wird nicht von ihr gebildet. Sie kann die Umstände benutzen, aber nicht ordnen und leiten. Sie muß Alles nehmen, wie es ist und kommt, es sey nun ihrer Wirksamkeit hinderlich oder förderlich. Sie muß sich sogar hemmen und unterdrücken lassen durch feindliche, gewaltigere Kräfte. Wie könnte denn sie allein das Glück beherrschen? Hängt hier nicht Vieles von der Natur, Vieles von andern Menschen ab? Und ist nicht die Natur mächtiger, als alle Kunst? Ist nicht der einzelne Mensch schwächer, als viele andere zusammen genommen? Muß nicht jeder auf äusseres Glück verzichten, wenn die Elemente sich dagegen empören, und Neid und Ungerechtigkeit sich zum Umsturze desselben verbünden? Ja, unsere Talente selbst, würden wir sie haben, wenn sie nicht von Gott uns verliehen wären? Würden wir sie gebrauchen können, wenn nicht Gott uns mit Gesundheit segnete? Würde die Anwendung derselben von erwünschtem Erfolge seyn, wenn nicht dieser Gott durch zweckmäßige Zusammenfügung der Umstände ihn begünstigte?

In der Geschichte Josephs offenbaret sich dies allent-

*) Spr. Sal. 4, 1. 16, 20. 22, 3. S. d. Weisb. 7, 28 f.

halben. Hier aber werde doch nur eines einzigen Punktes erwähnt! Wer war es zunächst, der ihn so hoch erhob? Es war der König von Aegypten*). Eben dieser König aber erscheint uns doch auch als ein Mann von edler Denkungsart. Vor ihm galt kein Ansehen der Person. Er verkannte nicht die Geisteshoheit in dem Sklaven, nicht den edlen Freisinn in dem Gefangenen, nicht die reine Gott- ergebenheit in dem Hebräer. Er bewies, daß selbst der Niedrigste in seinem Lande, ausgezeichnet durch Kopf und Herz, und fähig des Landes Wohl zu befördern, ihm lieber sey, als irgend ein vergoldeter, prunkender Schwächling an seinem Hofe. Er stellte sich dar in seiner Erhabenheit über das kleinliche Vorurtheil, das nur im Vaterland und nur unter den Mitgenossen eines bestimmten Glaubens wahres Verdienst zu finden, und einen Fremdling von verschiedenem Glauben ohne weitere Rücksicht auf die Vorzüge seiner Person verachten und zurückdrängen zu dürfen wähnt. Er äusserte neben diesem vorurtheilsfreien Sinne zugleich seine Staatsklugheit, indem er den Fremdling durch Familienbande an die Angesehensten des Landes knüpfte, und auf solche Weise das Volk gewöhnte, ihm auch als einem neuen Mitgliede seines Stammes mit Achtung und Vertrauen entgegen zu kommen. Er verrieth aber auch die Frömmigkeit seines Herzens in den Worten: „Da Gott dies alles dir kund gethan hat, so ist auch wohl niemand dir gleich an Verstand und Weisheit.“ Ueberall wird es uns hier unverkennbar, daß nur ein solcher König zur

*) Der eigentliche Name dieses Pharaos von Aegypten ist unbekannt, auch nicht zu errathen, weder aus den Königsverzeichnissen Manetho's, eines ägyptischen Oberpriesters, noch aus den Berichten Herodots und Diodors von Sicilien.

Erhebung Josephs und zur Sicherung seiner wohlthätigen Wirksamkeit erforderlich war. Hatte denn aber Joseph selbst den Geist und das Herz dieses Königes so gebildet? Hatte er selbst durch eine geheime Macht seiner Talente ihm diese Richtung gegeben? Hatte er auch nur Voranstalten getroffen, unter der Regierung dieses und nicht eines andern Königes nach Aegypten geführt zu werden? Wir lesen in der Geschichte der spätern Zeit: „Da Joseph gestorben war, kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph“*), das heißt, er wollte nichts von ihm wissen, er achtete nicht auf alles Verdienst, das dieser sich erworben hatte um das Wohl des Volks. Wie nun? wenn Joseph unter einem solchen Pharao nach Aegypten gekommen wäre? Würden dann seine Talente wohl denselben Einfluß erhalten, dasselbe Glück gemacht haben? Oder würde er nicht vielmehr eben so, wie nachher Moses, behandelt, und würde nicht auch das Volk, wie nachher, dem Verderben preis gegeben worden seyn? Also ein Werk der Vorsehung war es, unabhängig von allen seinen Talenten, daß er gerade zur Zeit des verständigern, gerechtern, menschenfreundlichen Königes dort auftreten mußte. Man sah hier, was Sirach sagt: „Das Regiment auf Erden stehet in Gottes Händen; derselbe giebt ihr zu Zeiten einen tüchtigen Regenten. Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerathe; derselbe giebt ihm einen löblichen Kanzler.“**) Nichts ohne Gott!

Auch vermögen wir nichts, wenn der Gott, der uns Kraft giebt, nicht dieser Kraft auch ihren Wirkungskreis eröffnet. Um wenigsten ein ausgezeichnetes Glück kann uns zu Theil werden, wenn nicht er waltet, und auch die Umstände zu

*) 2 Mos. 1, 8. **) Sir. 10, 4. 5.

diesem Zwecke in eine ungewöhnlich günstige Verbindung setzt. Da muß dann z. B. das hervorragende Talent gerade zu der Zeit erscheinen, wenn ihm gegenüber Beschränktheit, Unerfahrenheit, Kleinigkeitsgeist oder leerer Dünkel stehen; da muß die rasche Kühnheit gerade darn losbrechen, wenn sie nur die Schlassheit, die Unentschlossenheit, die Schwerfälligkeit oder Aengstlichkeit zu bekämpfen hat; da muß der feste, alles einigende, Wille gerade dann fortwirken, wenn nur Wankelmuth, Nachlässigkeit, Mißtrauen und Zwietracht seiner Widersacher zu überwältigen sind. Wo also auch nur immer ein ausgezeichnet Glücklicher uns aufstoße; die Religion gebietet uns, zu denken: Gott ist es, der ihn auszeichnet. Denn er selbst konnte die Zeit seiner Erscheinung auf Erden nicht bestimmen, er selbst die Umstände nicht ordnen und gestalten, wie es dienlich war zur Beförderung seines Glückes. In dieser Hinsicht bemerkt Salomo mit Recht: „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, zum Streite hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthume hilft nicht klug seyn. Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an; aber der Herr allein giebt, daß er fortgehe“^{*)}. Dieser Gedanke hemmet dann zugleich jede Empfindung des Neides und der Unzufriedenheit, die uns etwa anwandeln möchte. — Doch — solchen Empfindungen bei der Wahrnehmung fremdes Glückes wird auch noch auf andere Weise gewehret. Nicht immer ist und bleibt es ein wahres Glück.

III. Es erfordert auch einen hohen Grad von Seelenstärke und Herzensgüte, um wahrhaft erfreulich zu seyn und zu bleiben. Ost schon wurde bemerkt, daß ein großes Glück schwerer zu ertragen sey,

^{*)} Pred. Sal. 9, 11. Spr. 16, 9.

als ein großes Unglück. Gegen das letztere rüstet man sich; man steht gleichsam außer ihm, und sucht seinen Ruhm darin, sich nicht niederschlagen zu lassen. Vor den nachtheiligen Wirkungen des erstern hingegen glaubt man sicher zu seyn. Solche Wirkungen scheinen sogar mit dem Begriffe des Glücks im Widerspruche zu stehen. Man wird daher leicht von ihm eingenommen, und dann herrschet es in uns und durch uns, anstatt der Vernunft und der Tugend. Da hat man Beispiele genug, daß ein Mensch bei plötzlicher Erhebung zur Höhe des Glücks sogar wahnsinnig wurde. Was nützte ihm nun diese Erhebung? Er taumelte ja, wie ein Schwindelnder, sogleich wieder in einen Zustand hinab, in welchem er auf seiner Höhe sich selbst nicht mehr erkannte. Man hat noch mehrere Beispiele, daß ein Mensch in sein Glück sich durchaus nicht zu finden wußte. Es gebrach ihm die Fähigkeit, gehörigen Gebrauch davon zu machen. Er hielt es für größer, für dauerhafter, als es war; er machte einen Aufwand, der den Grad desselben überstieg; er wurde übermüthig, anmaßend, üppig, träge, schwelgerisch, wollüstig; er vergaß der Pflicht, sein Glück sorgsam zu bewahren, treu zu benutzen. Wie bald also ward es nun bestätigt, was Sirach sagt: „Wer sehr prange, der verdirbt darüber“*)! Man hat noch andere Beispiele, daß ein Mensch, trunken von seinem Glücke, sich an kein Gesetz mehr gebunden, keinem andern Menschen mehr verpflichtet wähnte. Er trogte der halben Welt; er drohte oder bereitete den Untergang jedem, der ihm auch nur im mindesten zu widerstreben wagte. Große Verbindlichkeiten waren ihm aufgelegt worden durch sein großes Glück, und er verhöhnete sie. Und den Segen seiner Mitmens-

*) Sir. 20, 11.

schen sollt' er sich bewerben, und er benahm sich so, daß öffentlich oder insgeheim nur Fluch ihn verfolgte. Wie konnt' er dabei noch ein ruhiges Selbstbewußtseyn haben? Wie konnte dabei sein Glück ihm immer noch als Glück erscheinen? O laffet uns doch den Bösewicht in dieser Lage nicht glücklich preisen! Es ist ja nur äußerer Glanz, der ihn umgiebt; und wie vermag ein solcher Glanz die Schatzen aus seiner Seele zu verdrängen? Er wird ja bald dieses Glanzes gewohnt; sein Blick wird ja bald nicht mehr angezogen von dem, was er hat; er fühlet nur, was er ist oder nicht ist, was er hätte werden und leisten können und sollen, und doch nicht wurde und nicht leistete; und wie kann dieses Gefühl etwas anderes erzeugen, als innere Schaam und bange Sorge? Nur verarbeitet und benutzt von einem edlen Geiste, der sich selbst in seiner Gewalt hat, und fern von Stolz und Eigensucht für Menschenwohl glühet, wird ausgezeichnetes Glück eine Quelle von hohen, reinen, dauerhaften Lebensfreuden.

Deswegen war und blieb es denn auch erfreulich für Joseph. In seiner ganzen Geschichte finden wir nicht eine Spur von der Schwäche oder Fehlerhaftigkeit, die uns veranlassen könnte, ihn seines Glückes unwerth zu nennen. Wie er die Versuchungen des feindlichsten Schicksals unerschütterlich bestanden hatte, so bestand er nun auch die Versuchungen des freundlichsten. Wie er, zu den Sklaven herabgewürdigt, seiner Pflicht treu geblieben war, so auch jetzt, bekleidet mit der Würde eines Statthalters von Aegypten. Wie er durch Einsicht und Gefälligkeit, durch Treue und Dienstfeier sich die Liebe und das Vertrauen Aller erworben hatte, mit welchen die Vorsehung ihn bisher in Verbindung führte, so erwarb er sich nun auch die

Liebe und das Vertrauen des ägyptischen Königes und seiner Unterthanen. Nirgends lesen wir, daß auch nur ein einziger unter den Iestern über die Erhöhung desselben gemurret, oder den König zu bewegen gesucht habe, ihn wieder hinabzudrücken in seinen niedrigeren Stand. Selbst der angesehenene Potiphar, der doch von ihm beleidigt zu seyn glaubte, konnte nicht umhin, tiefes Stillschweigen zu beobachten, und sich den Anordnungen des geistvollen, von ihm selbst übrigens hochgeachteten, vielleicht auch zur vertrautern Bekanntschaft mit ägyptischer Weisheit hingeleiteten, jungen Mannes zu fügen. Was uns aber noch am kräftigsten hinzieht zu dem Hochbeglückten, das ist seine beharrliche Anhänglichkeit an Gott. In einem traurigen Zustande schmachkend, war sein Herz nicht abgewichen von dem Glauben an die alles ordnende, segensreiche Wirksamkeit dieses Gottes; aber auch der Siegelring eines Königes an seinem Finger vermochte seinen Blick nicht zu fesseln und hinwegzuziehen von dem erhabenen Lenker seines Schicksals. Weit entfernt, sich blenden zu lassen von dem Schimmer, der ihn umgab, blieb er vielmehr immer auch eingedenk jenes vormaligen traurigen Zustandes, und das Angenehme, wie das Unangenehme, erschien ihm als ein milder Ausfluß aus einer höhern Quelle. Gott hat mich vergessen lassen aller der Widerwärtigkeiten, die ich erduldet habe in dem Hause meines Vaters — er hat mir all mein Unglück vergütet, und mich erhoben in dem Lande meines Elendes — so sprach er bei der Geburt seiner beiden Söhne. Von der Staatsklugheit war seine Vermählung mit einer Tochter des Oberpriesters geboten worden. Er durfte sich ihr nicht entziehen. Auch hatten die Priester eine geheime Religion, die von der seintigen wohl nicht sehr

unterschieden war. *) Darum fand er keinen Grund, sich dagegen zu sträuben. Weiser und standhafter, als in der Folgezeit ein Salomo, der durch die Verbindung mit den Töchtern der Heiden sich bethören, und sein Gefühl für den einigen, wahren Gott erschaffen ließ, verläugnete er nie seine Abkunft von Jakob, folglich auch nie seine Religionsbegriffe. Unablässig fuhr er fort, den reinen Glauben in reinem Herzen zu bewahren, und auch auf diese Weise — denn das dürfen wir der Kraft eines solchen Glaubens und Herzens zutrauen — in seinen nächsten Umgebungen wohlthätig zu wirken. Nur von dem Herrn des Himmels leitete er alle seine Freuden auf Erden her. Wie hätte er denn im Genuße derselben sich berauschen oder brüsten, wie hätte er selbst sie dadurch bald wieder in innere Leiden umgestalten können?

Daß so mancher Mensch, dem ein ausgezeichnetes Glück zu Theil wurde, sich hierin von Joseph unterscheidet, so mancher auf seiner Höhe wenigstens ein Halbgott zu seyn dünkt, und durch eigene Nachvollkommenheit sich so hoch emporgeschwungen zu haben wähnt, so mancher, nur seine Herrlichkeit anstaunend oder nur sein Gold zählend, den Gedanken an den unendlichen Urheber alles Goldes und aller Herrlichkeit aus seiner Seele verdrängt, oder ihn nur flüchtig, nur mit kaltem Sinne, nur mit geheimem Widerwillen faßt — ach, das ist gerade die schlimmste Wirkung,

*) Die Priester beteten nicht, wie das ägyptische Volk, z. B. die Sonne an, sondern (wie sie sich ausdrückten) den, der in der Sonne Armen ruhet, und zu Saïs, wo das Volk einen heiligen Käfer verehrte, hatten sie der alleserzeugenden Gottheit einen Tempel errichtet mit der Inschrift: Alles, was war und ist und seyn wird, bin ich, und noch hat kein Sterblicher meinen Schurz aufgedeckt.

die aus dem Gefühl des Glücks hervorgehen kann. Au sie fetten sich immer mehrere Wirkungen dieser Art. Wehe, wehe dem Glücklichen, der an Gott nicht mehr denkt! „Da kommt alle Hoffart her, sagt Sirach, wenn ein Mensch von Gott abfällt, und sein Herz von seinem Schöpfer weicht, und Hoffart treibet zu allen Sünden, und wer darin steckt, richtet viel Greuel an.“*) Allen Lastern, die nicht geradezu mit seinen Neigungen streiten, sind seine Thore geöffnet. Allen Gesetzen, die nicht mit seinen Wünschen und Forderungen zusammenstimmen, spricht er ihre Gültigkeit ab. Mit vermessenem Hochmuth, mit betäubtem Gewissen, mit verstocktem Herzen brütet er nur über Plänen, deren Ausführung beweisen soll, daß Er allein der Herr sey, und der ewige Herr, den er nicht erkennet, und den er doch auch nicht herabstürzen kann von seinem unerschütterlichen Throne, lästet ihn fortprunken und dahintaumeln, bis die Zeit der Schonung vorüber ist. Da stürzet dann er selbst; sein ganzes Glück liegt zerschmettert, und die Empfindung seiner Versunkenheit wird nur noch peinlicher durch jeden Rückblick auf die verlassene Höhe.

Und nun noch eine einzige Bemerkung! Wäre Joseph bei seinem Vater geblieben, er würde nicht emporgestiegen seyn zu der hohen Würde in Aegypten. Erst aber mußte er noch tief erniedrigt werden, erst noch die herbsten Stunden durchleben, bevor er dahin gelangen konnte. O wozu denn die bittere Klage über so manches Mißgeschick? Für den treuen Diener ist es ja nur eine Stufe, die er zu betreten hatte, um sich dort vorzubereiten zur würdigen Erscheinung auf einer höhern.

Wenn Gott will herrlich zieren,

Und über Sonn' und Sterne führen,

Den führet er zuvor hinab.

*) Sir. 10, 14 f.

12.

Wie wohlthätig kann ein einzelner Mensch
für viele andere werden.

E i n l e i t u n g.

Das gefellige Leben hat unstreitig auch eine Seite, von welcher es uns oft in hohem Grade widerlich wird. Wie vielen Gefahren sind wir ausgesetzt, wenn wir mit Menschen von liebloser Gesinnung Verkehr treiben müssen! Wie viele Unannehmlichkeiten werden uns bereitet, wenn unser Schicksal verflochten ist in das Schicksal solcher Menschen, welche durch ihre Schuld oder auch unschuldiger Weise in drückendes Elend gerathen! Wie viele übermächtige Neigungen und Leidenschaften, wie viele Thorheiten und Laster entwickeln sich bloß darum, weil wir mit Menschen in Verbindung stehen, die entweder durch ihre blendenden Reize uns anlocken und fesseln, oder durch ihr verführerisches Beispiel uns irre leiten, oder durch ihre Schwächen uns verächtlich, durch ihre Bosheit verhaßt werden! Neid, List, Argwohn, Ehrsucht, Verstellungskunst, Geschwätzigkeit, Verläumdungssucht, Lügenhaftigkeit, Streitsucht, Partheilichkeit, Prachtliebe, Seltenhaß, Unversöhnlichkeit, kurz, eine sehr große Menge von Eigenschaften, die unser Herz entadeln, und unsere Tage trüben, würden in einem aussergesellschaftlichen Zustande den Menschen nie ankleben können. Durch diese Gedanken angetrieben führten darum auch Viele ein einsiedlerisches Leben, oder begaben sich in stille Klosterzellen, um sich zu sichern vor der Befleckung der Welt, und ungestört ihr inneres Wesen auszubilden. Ja, es fanden sich vorgebliche Weise, die sogar alles sitt-

siche Verderben der Menschen bloß aus den gesellschaftlichen Verhältnissen derselben herleiten, und deshalb auch behaupten zu können glaubten, daß nur in der Auflösung dieser Verhältnisse und in der Einführung eines sogenannten Naturstandes dem Heil der Menschheit seine Quelle geöffnet werde.

Allein wie wäre es möglich, uns durchgängig von einander zu trennen, und getrennt zu erhalten? Wie könnten wir in der Abgeschiedenheit von unsern Mitmenschen alle unsere Bedürfnisse befriedigen? Wie ohne fremde Belehrung und ohne Vergleichung mannichfaltiger Ansichten unserm Geiste die vielseitige Erkenntniß oder die reifern Ueberzeugungen aneignen, die der Schmuck seiner Natur sind? Und wo blieben Freundschaft, Gefälligkeit, Dienfertigkeit, Barmherzigkeit, Friedliebe, Sanftmuth, Demuth, Großmuth und alle andere Tugenden, die nur im Kreise der Menschen erworben und geübt werden können? Von dieser Seite betrachtet erscheinet folglich das gesellige Leben als die Schule, in welcher allein der Mensch zu der Vollkommenheit gebildet werden kann, zu welcher Gott ihn berufen hat. Darum offenbaret Gottes Walten sich auch darin, daß er den Menschen nicht nur hervor treten läßt in dieser Schule, sondern in ihr auch auf mannichfache Weise ihn zu erhalten pflegt.

Unnötig ist es, hier darüber noch mehr zu bemerken. Wir wollen nur wieder zurückkehren zur Geschichte Josephs. Bisher zwar stellte sie uns ihn mehrmals in Verbindungen dar, die uns vielleicht die Frage abnötigten: Sollt es nicht besser seyn, zu leben in tiefer Einsamkeit, als unter solchen Menschen? Aber er wurde doch endlich in eine ganz andere Lage versetzt, und nun schmerzte ihn nicht mehr das Andenken an die Leiden, die ihm von Menschen

waren bereitet worden. Nun sah er durch Gottes Führung sich auf einem Posten, wo er mit vielen Tausenden in Verbindung stand, und allen diesen Tausenden ein Wohltäter werden konnte. Welche reine, himmlische Bönne wird sein Herz dabei empfunden haben! — —

Text. 1. Mos. 41, 53—57.

„Da die sieben reichen Jahre in Aegypten zu Ende waren, (54) traten die sieben Jahre des Mißwachses ein, wie Joseph es gesagt hatte, und nun entstand Mangel in allen Landen. Nur in ganz Aegypten war noch Brod. (55) Als folglich die Hungersnoth auch in ganz Aegypten überhand nahm, schrie das Volk zu Pharao um Brod, und Pharao gab allen Aegyptern zur Antwort: Wendet euch an Joseph, und was dieser euch saget, das thut! (56) Weil nun im ganzen Lande Mangel war, so öffnete Joseph die Kornhäuser allenthalben, und verkaufte den Aegyptern. Indessen wurde die Theurung im Lande immer größer. (57) Aber auch aus allen andern Landen wendete man sich nach Aegypten, zu kaufen bei Joseph; denn in allen Landen war drückender Mangel.“

Hier sehen wir,
wie wohlthätig ein einzelner Mensch für viele
andere werden könne.

Der einzige Joseph ward es für alle Bewohner nicht nur Aegyptens, sondern auch der benachbarten Lande. Freilich lebet unter uns allen keiner in einem so ausgedehnten Wirkungskreise, unter uns hat keiner eine solche Macht, und (hier darf man wohl hinzufügen, Gottlob!) auch nicht eine solche Gelegenheit, so vieler Menschen Leben zu erhalten. Aber träge und sorglos dürfen wir darum doch nicht seyn. Jeder steht in Verbindung mit Andern; jeder vermag viel, wenn er nur ernstlich will; jeder kann und

(so will es Gott) jeder soll seinen Mitmenschen wohlthätig werden durch Wort und That.

I. Durch Wort. Denn das ist eine köstliche Gabe, daß wir unsere Gedanken gleichsam aussenden können in geflügelten Worten, um auch fremde Seelen anzuregen. Es liegt etwas Wunderbares in der Kraft des Wortes. Was an sich selbst unhörbar und unsichtbar ist, das wird dadurch hörbar, und, in Schriftzügen dargestellt, auch sichtbar. Was in den verborgenen Tiefen unseres Innersten ist, das geht dabei hervor in die Außenwelt, bringt außs neue in das innerste Wesen unserer Brüder und Schwestern, und wirket von dort aus wieder auf das äußere Leben. Siehe — so sagt darum ein Apostel mit Recht — siehe die Schiffe! Obgleich sie groß sind, und getrieben werden, von starken Winden, so werden sie doch gelenkt mit einem kleinen Ruder, wohin der will, der sie regieret. Also ist auch die Zunge ein kleines Glied, und richtet doch große Dinge an*). Heil dem Menschen, der Verstand und Herzensgüte kund werden läßt durch sein Wort! Wie viel Segen und Freude kann er verbreiten!

Hier erleuchtet er die Seelen der Lichtbedürftigen. Wie aus dem Schummer geweckt erheben sie sich, um in seinem Worte das Licht zu schauen. Sie fangen an, zu prüfen und zu überlegen; sie sehen ein, daß sie ihre gottähnliche Natur entabeln würden, wenn sie sich nicht losreißen wollten, aus den Banden der Unwissenheit, des Irrthums und des Vorurtheils; sie wählen die Wahrheit zur Freundin ihres Lebens, und von ihr geleitet bringen sie vor zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, zur

*) Joh. 3, 4, 5.

Sicherheit vor den Stricken des Lasters, vor den Blendwerken der Leidenschaft, vor den Täuschungen der Scheintugend und des Scheinglücks. Welche Reihe von Veränderungen in ihrem Geiste knüpft sich an das erste Wort, das sie mit Bewußtseyn nachsallen! Und welch ein Gewinn ist es für sie, wenn in der Folge mit ihnen sich ein Weiser befreundet, dessen begeisterte Rede sie zur Erweiterung, Berichtigung und Bevestigung ihrer Begriffe immer mehr entflammt!

Dort giebt er guten Rath den Rathbedürftigen. Sie befanden sich in einer Verlegenheit, aus welcher sie sich nicht herauszuwinden vermochten. Sie hatten einen Plan entworfen, und wußten die Hindernisse der Ausführung desselben nicht zu verdrängen. Sie suchten einen Zweck zu erreichen, suchten z. B. einen Feind wieder auf ihre Seite zu ziehen, einen Schaden von sich abzuwenden, ihren Kindern die nöthige Bildung zu geben, und — sie kannten nicht die passendsten und wirksamsten Mittel dazu. Sie waren im Besitze gewisser Güter oder Talente, und es gebrach ihnen an genauer Kenntniß der Umstände, unter denen sie von ihnen den nützlichsten Gebrauch machen konnten. Welch ein Wohlthäter also wird er ihnen, und durch sie oft zugleich vielen Andern, indem er seine Erfahrungen ihnen mittheilt, seine Lebensflugheit auf sie fortpflanzt, und ihre Rugbarkeit und Zufriedenheit erhöht!

Hier ist sein Wort ihnen eine Ermunterung zur Tugend. Schon begannen sie, abzuweichen von ihren bisherigen guten Grundsätzen. Sie sollten einem Vergnügen entsagen, einen Theil ihrer Güter aufopfern, einer Gefahr entgegen gehen, eine Unannehmlichkeit erdulden, um zu beweisen, daß ihr Edelsinn fest und unerschütterlich sey, und daß ein unverletztes Gewissen von ihnen höher

geachtet werde, als alles in der Welt. Dazu fühlten sie sich ungeneigt; eine solche Forderung schien ihnen überspannt. Aber da nahet sich ihnen ein echter Tugendfreund. Wovon sein Herz voll ist, davon geberet sein Mund über. Jetzt sucht er sie zu gewinnen durch sanfte Zuredungen oder durch einnehmende Schilderungen von den Seligkeiten eines ruhigen Selbstbewußtseyns, dann sie zu ermutigen durch überzeugende Hinweisungen auf die Gotteskraft in dem menschlichen Herzen, oder auf die Siegeskronen, die der Seelengröße bestimmt sind. Sein Wort findet Eingang. Es reizet sie zur Beharrlichkeit in ihrer Pflichterfüllung.

Dort wird es ihnen eine Warnung vor dem Verderben. Aus Unkunde oder aus Muthwillen, aus Trotz und Berwegenheit betreten sie einen Weg, der sie zuletzt unmöglich anders wohin, als zu ihrem Verderben, führen konnte. Sie wollten sich einlassen in eine Unternehmung, die sowohl in dem Falle, wenn sie gelang, als wenn sie mißlang, ihre Gemüthsruhe oder ihr ganzes künftiges Glück gestört haben würde. Sie wurden geblendet durch die glänzende Seite der Sünde, und sahen nicht, daß es nur die glänzende Haut einer giftigen Schlange war. Er machet sie aufmerksam; er ruft ihnen zu: Hütet, o hütet euch! Ihr wisset nicht, oder ihr bedenket nicht, was ihr thut. Im Hinterhalte lauert der Schmerz. Unerwartet wird er hervorbrechen, und euch ergreifen. — Sie stehen still; sie sinnen nach; sie werden anfangs unentschlossen, dann ziehet sie sich zurück, und — ihr Wohl ist gerettet.

Hier vertheidiget er die Unschuld. Verläumder wagen es, sie zu lästern; Frevler verbünden sich, sie zu unterdrücken. Die gerechte Sache der Wittwen und Waisen schwebt in Gefahr. Dem entschiedenen Verdienste wird der

Ruhm geweigert, der ihm gebührt. Alle Künste der List und der Bestechung werden getrieben, um dem Unrechte Macht zu verleihen, und unter dem Schutze dieser Macht dem Eigennutze freies Spiel zu geben. Aber der Edle tritt hervor, und spricht das Wort der Wahrheit. Er spricht es laut und ohne Scheu. Er empfiehlt die Angelegenheiten der Verkauften und Bedrängten. Die Unbefangenen sammeln sich um ihn her. Lüge und Bosheit erzittern, und durch ein neues, lehrreiches Beispiel wird erwiesen, daß das Unrecht nicht gedeihen könne, und daß das sittliche Gefühl der Menschen oft nur einer einzigen Anregung bedürfe, um die Mänke und Gewaltthaten desselben mit Schande zu bezeichnen.

Dort beruhiget er die Traurigen und Erschrockenen. Er zerstreut ihre Zweifel an der Weisheit und Güte der Vorsehung; er mildert ihre Ansichten von dem Zustande, in welchem sie sich befinden; er erheitert ihre Blicke in die Tage der Zukunft; er kräftiget ihre Herzen zum Widerstande gegen die Umwandlungen der Erbitterung über die Welt und die Menschen. In ihrer Verstimmung oder in ihrer Verzagtheit war ihnen das Nützlichwerden schon mehr oder weniger erschwert und verleidet worden. Mit der Hoffnung hatte sich der Muth, mit der Freude am Leben die lebendige Regsamkeit verloren. Aber nun raffen sie sich wieder auf, und wirken Gutes, so viel sie vermögen.

Ist es denn nicht einleuchtend, daß ein einzelner Mensch vielen andern schon durch die bloße Kraft seines Wortes sehr wohlthätig werden könne? Hat nicht schon oft ein Freund des Friedens durch sanfte Worte den wüthendsten Zorn gestillt, den brausendsten Aufruhrgeist in die Schranken der Ordnung zurückgeleitet? Sind, nach Salomos Bemerkung, nicht oft schon Worte zu rechter Zeit

erschieden, wie goldene Aepfel auf silbernen Schalen, und mit allgemeinem Beifalle aufgenommen worden*)? Sind nicht aus unzähligen Reden und Schriften der Weisen schon Sezuungen hervorgegangen, die sich über ganze Zeitalter und Geschlechtsfolgen verbreiteten? Sind nicht selbst unter verhärteten Frevlern schon Tausende besonders durch das Wort Gottes, indem es ihren innern Sinn oft unerwarteter Weise rührte und erschütterte, zu der hohen Ueberzeugung gelangt, daß es wie ein Hammer sey, der Felsen zerschmeißt, wie ein zweischneidiges Schwert, das Mark und Beine durchdringet**)? Und sollten wir wohl daran zweifeln dürfen, daß auch Joseph gar oft durch seine Worte den tiefsten, heilsamsten Eindruck gemacht habe? Was er euch saget, das thut! So hatte der König seinen Unterthanen geboten. Das Gebot bezog zwar zunächst sich auf Josephs Anordnungen in Hinsicht auf den Geträidemangel unter den Aegyptiern. Aber sollten wir nicht voraussetzen dürfen, daß er auch ausser dieser Beziehung Vieles gesagt habe, was Aufmerksamkeit verdiente, was trostvoll und lehrreich war, und was von seiner Höhe herab, wie noch immer das Wort der Großen, bald von Mund zu Munde drang? Sollte sein edler Geist und sein menschenfreundliches Herz nur in sich selbst verschlossen geblieben seyn, ohne den Geist und das Herz seiner Untergebenen anzusprechen? Läßt nicht vielmehr schon aus der Ruhe, womit das Volk sich einem vormaligen Sklaven und Gefangenen, einem Fremdlinge von anderer Religion und aus verachtetem Hirtenstamme, unterwarf, sich schließen, daß er auch in seinen Reden erschienen sey als ein Mann, dem Achtung, Vertrauen und Folgsamkeit gebührten? Nein,

*) Spr. 25, 11. **) Jer. 23, 29. Ekt. 4, 12.

ket unvernünftigen, stolzen, höhnischen, harten und lieblosen Reden wäre eine solche Wirkung auch durch die trefflichsten Veranstaltungen nie hervorzubringen gewesen. Im Gegentheil würde er diesen durch jene nur feindliche Beurtheiler zugezogen, und die Ausführung derselben sich auf solche Weise nur erschwert haben. Dabei wird jedoch nicht geläugnet, daß jeder einzelne Mensch vorzüglich

II. durch That ein Wohlthäter vieler andern werden könne. In das Wort allein hohe Kraft zu legen, ist nicht Allen verliehen. Oft verhället es wieder, ohne irgend eine Wirkung zurückzulassen, und der Mensch, der nur Gutes spricht, wird bald erscheinen, wie tönendes Erz und wie eine klingende Schelle, wenn man wahrnimmt, daß er nicht handelt, wie er spricht. Mit dem Worte muß die That zusammenstimmen. Nur diese beweiset, daß das Wort aus ernstem Geiste und redlichem Herzen über die Lippen floß, und nur so findet es den geraden Weg zu des unbefangenen Hörers Geist und Herzen. Der Menschenfreund hat und gebraucht mehr, als ein bloßes Sprachwerkzeug, um seinen Brüdern sich darzustellen, wie er ist. Schon durch ein gutes Beispiel überhaupt macht er sich verdient um sie. Es wird ihnen anschaulich, wie viel der Mensch vermöge, wenn er nur ernstlich will, und wie ehrwürdig er sey, wenn er ist, was er seyn soll und kann. Er läßet sein Licht leuchten vor ihnen, und sie sehen seine guten Werke. Sie beobachten seine Wahrheitsliebe, seine Betriebsamkeit, seine Besonnenheit, seine Genügsamkeit, seinen Heiter-sinn, seine Friedsamkeit, seinen Dienst-eifer, seine Anspruchslosigkeit, Unpartheilichkeit, Mä-cher-nheit, Gottergebenheit und andere Eigenschaften seines Herzens und Lebens, und jede derselben wird ihnen ein Maasstab, womit sie die übrige messen können; jede nöthiget sie, ihn

hochzuachten, und das Gefühl der Achtung vor ihm wirkt nicht nur eine geheime, mächtige Scheu vor seinem Misfallen; es enthält auch den kräftigsten Reiz, sich ihm nachzubilden, und zu preisen den Vater im Himmel, der sie mit ihm in Verbindung führte.

Oft aber wird er ihnen auch wohlthätig, indem er das Böse hindert. Und dazu bedarf es nicht einmal immer absichtlicher Gegenanstalten oder einer öffentlichen Enthüllung ihrer gesetzwidrigen Pläne. Zuweilen darf er mit der anerkannten Würde der Rechtschaffenheit sich ihnen nur zeigen, oder sie dürfen nur wissen, daß er mit ihren Plänen bekannt sey, und Scham und Furcht machen ihnen die Ausführung derselben bedenklich. Er hütet also nicht nur sie selbst vor den Quaalen der Reue, sondern auch Andere vor dem Unglücke, das ihnen bereitet werden sollte, und dessen Wirkungen vielleicht noch lange sich erhalten und fortgepflanzt haben würden.

Und wenn er auch nur einen einzigen Gefährdeten rettet, wenn er nur irgend eines Menschen Wohlstand, Ehre, Gesundheit und Leben dem Untergange entreißt, der ohne die schnelle Wirksamkeit seiner Liebe unvermeidlich gewesen wäre — welche segensreiche Folgen können daraus hervorgehen! Vielleicht Tausende zollen seiner unwandelbaren Geistesgegenwart, seinem edlen Muth, seinem uneigennütigen Kraftaufwande, seiner lebendigen Theilnahme an fremdem Schicksale ihre Bewunderung, und fühlen sich dadurch angespornt zu einem ähnlichen Verhalten bei der Noth ihrer Brüder. Der Gerettete selbst aber wird gerührt, sein Vertrauen auf Gott gewinnt einen höhern Schwung, und die Dankbarkeit verpflichtet ihn, bei jeder Gelegenheit sich darzustellen als einen thätigen Mitarbeiter an der Sicherung und Beförderung des Menschenwohls.

Zur bloßen Hilfsleistung indessen finden sich doch noch öftere Veranlassungen. Furchtbare Gefahren drohen den Menschen nur selten. Häufiger treten die Fälle ein, wo sie allein entweder gar nichts, oder doch nichts Bedeutendes zu Stande bringen, oder wo sie aus Mangel an Mitteln zu ihrem Zwecke auch mit rastloser Anstrengung ihr Lebensglück nicht erhalten und fördern können. Gram über ihr Unvermögen würde sie niederbeugen, wenn sie sich selbst überlassen blieben. Aber da nahet sich ihnen ein Freund, der seine Kraft mit der ibrigen vereiniget, ihr Bedürfniß durch seine Güte befriediget. Er ringet nach der Herzensfreude, mit einem Hiob sagen zu können: „Ich war des Blinden Auge, und des Lahmen Fuß, war ein Vater der Armen, und welches Anliegen ich nicht wußte, das erforschte ich.“ *) Er söhnet sie aus mit Gott und ihrem Schicksale; er bewahret und erhöhet ihre Brauchbarkeit für die Welt, und ihren Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschheit.

Doch auch da, wo eine solche unmittelbare Hilfsleistung nicht erforderlich oder nicht anwendbar ist, kann er oft vieler Wohlthäter werden, indem er ihnen Nahrungsquellen eröffnet. Wie ruhmwürdig erscheint in dieser Hinsicht vorzüglich so mancher stille Forscher, so mancher nachsinnende Künstler, der durch nützliche Entdeckungen und Erfindungen neue Wege zur Erleichterung des Unterhalts bahnet! Es giebt z. B. eine große Menge von Werkzeugen, die wir kaum achten, weil wir vielleicht täglich sie vor uns sehen. Aber wer möchte sie gern entbehren? Mit einigen verarbeitet man die Naturstoffe zu mannichfaltigerm Gebrauche, mit andern lernt man die

*) Hiob. 29, 15 f.

Veränderungen der Dinge genauer beobachten und zweckmäßiger benutzen, und noch andere dienen uns zur Bequemlichkeit, zur Zeitersparung, zum Schutze vor besondern Unannehmlichkeiten des Lebens u. dgl., und die Zubereitung aller setzet auch schon an sich selbst wieder viele Menschen in heilsame Geschäftigkeit. Wer sollte nicht gestehen müssen, daß der, welcher sie zuerst bereiten lehrte, vielleicht für Millionen seiner Zeitgenossen und seiner Nachkommen ein Wohlthäter wurde? Eben das gilt von dem, der zuerst wüste Gegenden urbar machte, wilde Fruchtbäume veredelte, den Anbau ausländischer Pflanzen verallgemeinerte, Handel und Gewerbe einführte und begünstigte, und den Arbeitsfreunden in seinem Kreise Mittel darbot und Wege zeigte, sich selbst und ihre Angehörigen zu versorgen. Sollte auch sein Name schon untergegangen seyn im Strome der Zeit — seine menschenfreundlichen Wirkungen dauern doch noch fort, und breiten sich aus von Geschlecht zu Geschlecht.

Und wie viele gemeinnützige Stiftungen haben sich endlich auch unter uns noch erhalten! Es giebt Armenhäuser, Waisenhäuser, Findelhäuser, Krankenhäuser, Kirchen und Schulen, Anstalten für Wahnsinnige, für Blinde, für Taubstumme, für verlassene Fremdlinge, für zuchtbedürftige Müßiggänger, Anstalten zur sittlichen Verbesserung des Hausgesundes, zur Beförderung der Sparsamkeit und des künftigen Fortkommens in den niedern Ständen, zur Ausbreitung christlicher Erkenntniß unter heidnischen Völkern, und andere dieser Art. Gewöhnlich war es Einer, der den ersten Gedanken daran mit liebevollem Geiste ergriff, den ersten Plan dazu mit eifriger Sorgsamkeit entwarf, und zur Ausführung desselben mit Aufopferung eines Theils seiner Güter den ersten Grund legte

Das reine Feuer, das in seinem Herzen glühte, entzündete bald auch Anderer Herzen. Sie konnten nicht umhin, seine Unternehmung zu billigen; sie schämten sich, ihre Mitwirkbarkeit zu verweigern. Und so wurde denn auf seinen Betrieb gleichsam ein Quell aufgedrungen, der sich in weite Fernen ergießt, und nach und nach Tausenden seine labenden Wellen darbietet.

O wer könnte dieß alles überdenken, und dann doch noch zweifeln, daß es jedem einzelnen Menschen von Verstand und Herzensgüte auf irgend eine Weise möglich sey, vieler Andern Wohlthäter zu werden? So weit freilich kann und wird niemand es bringen, als Er, der Hoherhabene, in welchem wir unsern Erlöser verehren, als Jesus von Nazareth, dem auch sogar nach seiner schmählichen Kreuzigung noch das Zeugniß gegeben wurde: „Er war ein Prophet, mächtig in Thaten und Worten, vor Gott und allem Volk.“*) Aber welche zahllose Stufen giebt es zwischen dem unendlich Vielen und dem Wenigen und Unbedeutenden! Und welche volle Ströme von Segnungen rauschen daher, und haben doch ihren ersten Ursprung in einer kleinen, kaum beachtungswerth scheinenden, Quelle! Selbst Joseph, der Hirtensohn, ward ein Wohlthäter für ganze Völkerschaften. Wenn einmal sieben nach einander folgende Jahre hindurch die Natur ihre Erzeugnisse im reichsten Maaße spendet, so sinket der Preis dieser Erzeugnisse bis zum Unbedeutenden herab. Der Ueberfluß wird wohl gar lästig. Man verschwendet ihn; man läßt ihn umkommen. Und in einem Lande, wie Aegypten, wo schon die Künste der Leppigkeit getrieben wurden, und wo man, des ergießigen Bodens wegen, besonders in einem so langen Zeit-

*) Luc. 24, 19.

raume, gar leicht auf eine immerwährende, wenigstens hinlängliche, Ergiebigkeit rechnen konnte, war man dazu natürlicher Weise vorzüglich geneigt. Aber Joseph verhütete das, indem er den Ueberfluß aufkaufen, und in Kornhäuser sammeln ließ. Er stellte sich dar als ein guter Haushalter der Gaben Gottes; er vermied die leichtsinnige Trogerei auf das Gegenwärtige, die pflichtwidrige Sorglosigkeit in Hinsicht auf die Zukunft, und dadurch ward er fähig, in den Jahren des Miswachsens unzählige Menschen in der Nähe und in der Ferne vor dem Hungertode zu sichern.

Daß nur keiner unter uns sich berechtigt halte zur Vertheidigung oder Entschuldigung seines Mangels an Gemeinnützigkeit und an uneigennütziger Wirksamkeit für fremdes Wohl, unter dem Vorgeben, Joseph sey beseelt gewesen vom Geiste Gottes, und seine Macht weit ausgebehnter, als die Macht gewöhnlicher Menschen! Der Geist Gottes ist nicht so beschränkt, daß er nur wenigen Personen sich mittheilen könnte; er ist regsam in Allen, die den ernstesten Willen haben, Gutes zu befördern durch Wort und That, und was sie nicht vermögen, das wird von ihnen auch nicht gefordert. Wer dürfte denn sagen: Es ist mir nicht möglich, vieler Menschen Wohlthäter zu werden? Wer hätte nicht wohl Eltern oder Kinder oder Geschwister oder Hausgenossen oder Freunde oder Verwandte und Bekannte, wer käme nicht oft auch wohl in andere Verhältnisse, unter denen sich ihm Gelegenheit darböte, im Geiste der Liebe zu reden und zu handeln? Jeder unter uns benutze doch nur alle solche Gelegenheiten mit gewissenhafter Sorgfalt, mit regem, rastlosem Wohlwollen, und er wird es schon erfahren, wie viel er leisten könne. Die Wirkungen seines

edlen Sinnes werden, obgleich von ihm selbst oft un-
merkt, sich fortpflanzen von einem Menschen zum andern,
und von diesem aufs neue zu andern, und höhere Geister
sehen vielleicht mit Entzücken die lange, glänzende Spur
derselben.

Heil, o Heil dem treuen Menschenfreunde!
Einst umringt ihn eine frohe Schaar,
Und er staunt und jauchzt in ihrem Kreise,
Dass sein Leben auf der Erdenreise
Gegensquelle für so viele war.

13.

Ueber die strengen Prüfungen, denen unsere Rechtschaffenheit zuweilen unterworfen wird.

E i n l e i t u n g.

Joseph war siebenzehn Jahre alt, da er als Sklave nach Aegypten fortgeführt wurde, und in seinem dreißigsten Jahre erhob ihn Pharao zur Würde seines Reichsverwalters. Nun traten die sieben fruchtbaren Jahre ein, in welchen er damit beschäftigt war, Getraide aufzuhäufen, um dem Mangel der folgenden unfruchtbaren zuvorzukommen. Am Schlusse derselben war er mithin schon zwanzig Jahre lang von seinem Vater getrennt gewesen, und er hatte von ihm und seiner Familie überhaupt in diesem ganzen Zeitraume nicht das mindeste erfahren. Da könnten denn nun wohl die Fragen aufgeworfen werden: warum suchte er keine Nachrichten von den Seinigen einzuziehen? Warum sandte er nicht nach Kanaan, um ihnen anzuzeigen, daß er noch lebe, und durch diese Anzeige wenigstens seinen alten, tiefgebeugten Vater zu beruhigen? War das nicht eine Nachlässigkeit? Verrieth das nicht insbesondere einen Mangel an kindlicher Liebe? Er war doch nun glücklich geworden. Er konnte leicht sich vorstellen, welche hohe Freude das Herz des guten Greises bei der Nachricht von diesem Glücke durchströmen würde. Läßt es sich entschuldigen, daß er den Genuß einer solchen reinen Vaterfreude ihm so lange vorenthielt?

Reihe, Belehrungen I.

Ohne Zweifel erscheinen diese Fragen uns wichtig. Bis her haben wir ihn fast immer nur von guten, rühmlichen Seiten kennen gelernt. Es befremdet uns, es schmerzt uns wohl gar, hier auf einen Punkt zu stoßen, der eine offenbare Pflichtverletzung anzudeuten scheint. Es ist, als ob auch Er, gleich jenem Obermundschenken des Königes, durch sein Verhalten die Wahrheit des Sprichworts bestätigt hätte: Aus den Augen, aus dem Sinne. Doch — wir dürfen nur seines frühern Benehmens gedenken, und dann sein nachheriges damit vergleichen, um die Vermuthung zu begründen, daß nur der Schein uns hier täusche, und daß die Liebe zu seinem Vater wohl nie sein Herz verlassen habe. Bei näherer Berücksichtigung der damaligen Zeitumstände überhaupt, und seiner eigenen Verhältnisse insbesondere, bieten sich ausserdem auch mehrere Gründe dar, wodurch sein Verhalten uns hinlänglich erklärbar wird.

In den ersten dreizehn Jahren seines Aufenthalts in Aegypten war er ein Sklave oder ein Gefangener. Wie hätte er in diesem Zustande aus einer so weiten Ferne den Seinigen Nachrichten geben können? Post-Einrichtungen waren in jenem wüsten Landstriche auf dem Wege nach Kanaan nicht, und sie sind auch jetzt noch nicht getroffen. Reisen durfte man nur in großen Gesellschaften, um Nahrung und wilden Thieren Trost bieten zu können. Die Schreibekunst war noch kaum erfunden, und den Hirtenvölkern noch wohl ganz unbekannt. Diese Hirten selbst hatten nirgends einen festen Sitz, sondern durchstreiften mit ihren Heerden bald diese, bald jene Gegenden. Wo hätte nun Joseph den vertrauten Freund finden sollen, der da bereit gewesen wäre, sich mannichfaltigen Gefahren und Unannehmlichkeiten auszusetzen, und unter einem fremden, verachteten Volke, dessen Sprache ihm vielleicht noch nie ver-

nehmbar geworden war, einem alten, umherziehenden Hirtenvater in weiten, unbekanntem Tristen nachzuspüren? Und wenn er einen solchen Boten hätte aufreiben und belohnen können, und dieser auch glücklich genug gewesen wäre, an dem Orte seiner Bestimmung anzukommen; wie hätte er voraussehen dürfen, daß der Greis, der nun einmal überzeugt war von seines Sohnes Tode, und den seine übrigen Söhne in dieser Ueberzeugung zu erhalten suchten, den Aussagen eines Fremdlings glauben werde? Lasset uns aber auch hinwegsehen von diesen Schwierigkeiten, lasset uns annehmen, jene Aussagen hätten völligen Glauben gefunden und Josephs eigene Brüder hätten ihn nicht erschüttern können — was würde erfolgt seyn? Jakob würde nun wohl Anstalten getroffen haben, seinen geliebten Sohn wieder loszukaufen; Groll und Zwietracht wären aufs neue und in verstärktem Grade einheimisch geworden in seiner Familie; die ganze Geschichte des jüdischen Volks hätte eine andere Wendung genommen. — Als Regent von Aegypten war Joseph nachher allerdings im Stande, eine Gesandtschaft nach Kanaan zu veranstalten. Allein so lange die sieben fruchtbaren Jahre dauerten, durfte er voraussehen, daß es auch seiner Familie nicht an Unterhalt fehlen werde. Ueberdies war nun erst die Hälfte von dem, was er voraus gesagt hatte, in Erfüllung gegangen. Er selbst folglich war auf seinem hohen Posten in diesem Zeitraume nicht völlig sicher, mithin auch immer noch nicht fähig, den Seinigen ganz wohlthätig zu werden. Die nachherigen Jahre des Mangels allein konnten dem Könige und dem Volke in Aegypten die Weisheit Josephs und sein großes Verdienst um das Land recht anschaulich machen. Nun erst erhielt er in aller Augen ein Ansehen, bei welchem auf seine Herkunft weiter nicht Rücksicht genommen ward; nun

erst konnte er unbedenklich die Verbindung mit den Seinigen wieder anknüpfen, und mit Nachdruck wirken zu ihrem Besten. Von seiner Seite bedurfte es jedoch dazu keiner eigenen Vorsehrungen. Unter Gottes Leitung war bisher noch alles eingetroffen, was er bei seinen Traumbedeutungen verkündigt hatte. Er zweifelte nicht, daß auch alles Übrige noch eintreffen werde. Können wir ihn denn tadeln, daß er ruhig wartete, bis seine Brüder selbst vor ihm erschienen? War nicht dieses ruhige Warten ein Beweis seines Vertrauens auf Gott? Hatte nicht dieses Vertrauen um so höhern Werth, da er vor ihm, wie einst sein Großvater Abraham, die Neigung zu seinen Angehörigen verstummen ließ? Aber — es blieb auch nicht unvergolten.

Sie kommen, seine Brüder, sie kommen. Schon im ersten Jahre der Theurung drängt sie die Noth nach Aegypten — eben dahin, wohin er, als ein Sklave von ihnen verkauft, jammernd und wehllagend vor ein und zwanzig Jahren abgeführt worden war. Sie kommen! Dort, eben dort, wo sie durch ihre Schuld ihn in der Noth vermuthen mußten, hoffen sie nun ihrer Noth abgeholfen zu sehen. O wie war es ihnen möglich, auf diesem Wege dahinzuziehen, und quälenden Erinnerungen auszuweichen! Aber sie unterdrückten solche Erinnerungen. Sie ziehen dahin, getrieben von dem Gefühl ihres Bedürfnisses, und — auch Sündern gehet Gott nach, um durch mancherlei Prüfungen ihr Selbstbewußtseyn zu wecken, und sie zurückzuleiten von dem Verderben. O wer wollte diesen Gott nicht ehren? —

Text. 1 Mos. 42, 1—20.

„(1) Da Jakob erfuhr, daß in Aegypten Getraide zu verkaufen sey, sprach er zu seinen Söhnen: was sehet ihr euch

lange um? (2) In Aegypten ist, wie ich höre, Getraide feil. Ziehet hin, und kaufet dort ein für uns, damit wir unser Leben erhalten, und nicht Hungers sterben. (3) Und so reiseten denn ab zehn Brüder Josephs, um Getraide zu kaufen in Aegypten. (4) Nur den Benjamin, Josephs leiblichen Bruder, ließ Jakob nicht ziehen mit den übrigen Brüdern; denn er fürchtete, es möchte ihm ein Unfall begeben. (5) Also kamen nun Israels Söhne dahin mit Andern, welche gleichfalls mit ihnen zogen, Getraide zu kaufen; denn der Mangel war sehr groß in Kanaan. (6) Joseph aber war der Regent in Aegypten, und verkaufte Getraide allem Volke im Lande. Da nun seine Brüder kamen, warfen sie sich nieder vor ihm auf ihr Antlitz zur Erde. (7) Er sah sie an, und erkannte sie sogleich. Aber er stellte sich fremd gegen sie, und redete hart mit ihnen. Wo kommt ihr her? fragte er. Sie antworteten: Aus dem Lande Kanaan, um Speisevorrath zu kaufen. (8) Indessen erkannten sie ihn nicht, wiewohl er sie erkannte. (9) Und er gedachte der Träume, die er einst von ihnen gehabt hatte, und sprach zu ihnen: ihr seyd Kundschafter, und mir gekommen, zu sehen, wo das Land offen ist. (10) Sie antworteten: Nein, mein Herr. Deine Knechte kommen nur, um Speise zu kaufen. (11) Wir alle sind eines einzigen Mannes Söhne, und wir sind redlich. Kundschafter sind deine Knechte nie gewesen. (12) Joseph sagte nochmals: Nein, ihr seyd gekommen, zu sehen, wo das Land offen ist. (13) Sie aber antworteten: Deiner Knechte waren anfangs zwölf; alle sind wir Brüder, und Söhne eines Mannes im Lande Kanaan. Der Jüngste ist noch bei unserm Vater, und der eine ist nicht mehr vorhanden. (14) Joseph erwiderte: Da steht man's, was ich gesagt habe; Kundschafter seyd ihr. (15) An euren Worte sollt ihr gefaßt werden. Beim Leben Pharaos! Ihr kommet nicht von dannen, es komme denn hierher auch euer jüngster Bruder. (16) Sendet zurück einen unter euch, der euren Bruder abhole. Ihr übrigen aber mßget so lange gefangen seyn. Also will ich prüfen eure Aussage, ob ihr mit Wahrheit umgehet. Denn ist das nicht so, beim Leben Pharaos! so seyd ihr Kundschafter. (17) Nun ließ er sie gefänglich verwahren drei Tage lang. (18) Am dritten Tage aber sagte er zu ihnen: Macht es so, wenn euer Leben euch

lieb ist; denn ich fürchte Gott. (19) Seyd ihr redliche Leute; so bleibe einer von euch Brüdern hier zurück in Gefangenschaft! Ihr übrigen aber ziehet hin, und bringet den Eurigen, was ihr gekauft habet, um nicht Hunger zu leiden. (20) Und bringet ihr dann euren jüngsten Bruder zu mir, so will ich euren Worten glauben. So nur entgehet ihr dem Tode. — Und sie thaten also.“ —

Da sah denn nun Joseph seine Brüder vor sich in ehrfurchtsvoller Stellung. Er erkannte sie, und sogleich gedachte er seiner jugendlichen Träume von ihren Garben, wie sie sich neigten vor der seinigen. Daß sie nicht auch ihn erkannten, war sehr leicht erklärbar. Wie hätten sie ihren verkauften Bruder erwarten können in dem Regenten von Aegypten? Der siebenzehnjährige Jüngling, einst so feindselig von ihnen behandelt, war nun schon herangereift zu einem Manne von 38 Jahren. In der Zwischenzeit hatte außerdem auch wohl theils der Kummer, theils der veränderte Himmelsstrich und die veränderte Lebensweise auf seine Gesichtszüge gewirkt. Er trug eine fremdartige, kostbare Kleidung, und — was noch mehr war — er redete in der ägyptischen, nicht in der hebräischen Sprache; denn es wird nachher ausdrücklich bemerkt, daß er sich eines Dolmetschers bedient habe, der ihnen in ihrer hebräischen Muttersprache seine Meinung verständlich machen mußte, und dem es vermuthlich selbst noch unbekannt war, daß auch er sie gleichfalls verstehe. Unter solchen Umständen konnte wohl keiner unter ihnen auch nur den entferntesten Anlaß finden, den leisen Gedanken zu fassen: das ist Joseph! Aber dieser? Welch ein Schicksal bereitere er ihnen schon gleich bei ihrer ersten Erscheinung in Aegypten! Er selbst war überzeugt von der Grundlosigkeit des Verdachts, den er äußerte gegen sie, und doch benahm er sich so, als

ob er sich erst noch genau davon überzeugen müsse. Er wollte sie prüfen; und er traf darum Anstalten, die sogar ungerecht zu seyn schienen. Köffet uns denn doch dabei überhaupt einmal nachdenken

über die strengen Prüfungen, denen unsere Rechtschaffenheit zuweilen unterworfen wird.

I. Sie sind zuweilen durchaus nöthig. — Freilich nicht immer; denn sonst würde es uns mit Recht befremden, daß manches Menschen Leben, wie ein stiller Bach, einformig dahinfließt, und wenigstens die längste Zeit hindurch gesichert bleibt vor aller unruhigern Bewegung. Ein weiser Vater behandelt seine Kinder ihrer besondern Gemüthsbeschaffenheit gemäß. Wie könnte Weisheit und Vaterstimm ihm zugeschrieben werden, wenn sie leichter durch Güte sich lenken ließen, und er doch Strenge vorzöge? Und warum sollte er sie in mannichfaltigen Verhältnissen auf schwere Proben stellen, wenn das Beharrliche in ihrer Gesinnung ihm klar vor Augen wäre, und er vorausfähe, daß durch eine veränderte Behandlung nichts zu gewinnen sey? Zuweilen aber sind doch allerdings herbe Prüfungen erforderlich, und zwar schon

um des Geprüften selbst willen. Vielleicht ist er mit sich selbst noch unbekannt; vielleicht traut er sich mehr zu, als er soll, mehr, als er zu leisten vermag; vielleicht hält er seine Rechtschaffenheit für fester und unerschütterlicher, als sie in der That ist, und überläßt sich nun einem blinden Eigendünkel. Es ist also nöthig, ihn in eine Lage zu versetzen, wo seine Aufmerksamkeit auf sich selbst geschärft, sein Urtheil über sich selbst berichtigt werden kam? Vielleicht hat er sich auch wohl in irgend einer Rücksicht versündigt, ohne daß die Folgen dieser Versündigung bis

her noch eingetreten wären; vielleicht wähnt er darum noch eben nichts bereuen, sondern getrost und sicher auf seinem Wege fortwandeln zu dürfen. Es ist also nöthig, einmal irgend ein Leiden über ihn zu verhängen, um auf solche Weise ihn zurückzuführen zur Besinnung. Denn geht nun auch dieses Leiden gerade nicht aus seiner Verschuldung hervor; so wird seine Seele dadurch doch aufgerüttelt aus ihrem Schlummer. Er sieht doch, daß er nicht von allen Seiten auf Sicherheit vor widrigen Ereignissen zu rechnen habe, und die vorläufige Ahnung der Strafe, die ihm gebührt, ergreift ihn mit geheimem Schauer. Die Anfechtung lehret ihn aufs Wort merken, und in der Folge gesteht oft er selbst in seinem Gebete vor Gott: Ehe ich gedemüthiget ward, irrete ich; nun aber halte ich dein Wort*). Wer sollte denn nicht unbedenklich voraussetzen, daß insbesondere auch das Herz der Brüder Josephs einmal einer solchen Erschütterung bedürftig gewesen sey? Sie hatten großes Unrecht gethan; aber in ihrer bisherigen Lage war dadurch keine unfreundliche Veränderung entstanden. Ihr Vater glaubte, Joseph sey zerrissen worden von einem wilden Thiere, und sie selbst waren des verhassten Bruders nun los. Auch hatten zwanzig Jahre die Geschichte ihrer Unthat vielleicht schon beinahe in Vergessenheit gebracht. Ruhig weideten sie ihre Heerden in Ramaans Tristen. War es nicht endlich nöthig, sie zu stören in einer Ruhe, die dem Glauben an Gottes Gerechtigkeit, mithin auch ihrer Eitlichkeit, so gefährlich war? Die Hungersnoth indessen, die ihnen drohte, war allein dazu nicht hinreichend. Sie drohte den Bewohnern aller Lande weit umher, auch denen, die ihr Gewissen keinesweges mit einer solchen Verschuldung beladen hatten. War es nicht nöthig, sie in beson-

*) Jes. 28, 19. Ps. 119, 67.

dere Verhältnisse zu bringen, und zwar in solche Verhältnisse, wodurch sie hingewiesen werden konnten auf die eigenthümliche Art ihrer Verschuldung? Und wurde nicht dieser Zweck am besten gerade dadurch befördert, daß sie nun auch selbst einmal erfahren, was es heiße: verkannt werden, wie sie den Joseph verkannt, unschuldig leiden müssen, wie sie ihrem unschuldigen Bruder Leiden bereitet, für ihre Vertheidigung kein Gehör finden, wie sie es ihm verweigert hatten? Wird es also nicht einleuchtend, daß solche strengere Prüfungen erforderlich waren um ihrer selbst willen? Aber

auch um Anderer willen sind sie zuweilen nöthig. Wer könnte schon auf den ersten Blick entscheidend urtheilen, ob das, was aussteht, wie Gold, auch echtes Gold sey? Leicht ist doch hier eine Täuschung möglich. Noch leichter aber in Hinsicht auf das Gold in dem Menschen, seine Rechtschaffenheit. Es ist oft verborgen in der Tiefe seines Gemüths, und seine Aussen Seite vorräth es nicht. Auch kann er mannichfache Gestalten annehmen, und des Unkundigen Auge blenden. Er kann wenigstens Eigenheiten haben, wodurch er eben von der Seite, die jetzt für uns die bedeutendste ist, und von welcher wir gern ihn fassen, gern uns ihm anschließen möchten, unseres Vertrauens, unserer Liebe und Hülfsleistung unwürdig wird. Er muß also geprüft werden, damit sein innerer Gehalt hervortrete, und wir nicht selbst uns irre leiten lassen durch ihn, oder wir nicht Anlaß geben, daß Andere sich in nachtheilige Verbindungen mit ihm verwickeln. Auch Joseph befolgte diesen Grundsatz der Lebensweisheit. Er sah wohl ein, daß seine Familie würde umkommen müssen, wenn sie nicht versorgt werde von Aegypten aus. Allein die Reise aus Kanaan nach Aegypten, durch wüste Gegenden

führend, war zu gefährvoll, als daß er nicht aus Liebe zu den Seinigen hätte wünschen sollen, sie für die folgenden unfruchtbaren Jahre unnöthig machen zu können. Wie leicht konnten zur Zeit eines allgemeinen Mangels an Nahrungsmitteln seine Brüder auf einer solchen Reise von wilden Horden überfallen, und ihres eingekauften Getraides, ja selbst ihres Lebens beraubt werden! Dann also würde sein alter Vater mit seinen noch übrigen Angehörigen sogar des Hungertodes Beute geworden seyn. Nicht ohne Grund vermuthen wir daher, daß er, wo nicht schon früher, doch jetzt sogleich den Vorsatz gefaßt habe, seine ganze Familie, wo möglich, nach Aegypten zu ziehen. Nur mußte er doch erst wissen, ob er deshalb auch wohl gerechte Vorwürfe zu fürchten haben werde. Er mußte die Sinnesart seiner Brüder, so, wie sie jetzt war, erst kennen zu lernen suchen. „Sollten sie auch noch wohl, wie vormals, so pflichtvergeffen seyn? Sollten sie noch wohl so leicht sich durch heftige Leidenschaften losreißen lassen von den Banden der Ordnung und der Liebe? Sollten sie es auch wohl bereuen, mich als einen Sklaven verkauft zu haben? Sollten sie wohl meinen Bruder Benjamin jetzt eben so hassen und quälen, wie einst mich selbst? Sollten sie wohl ihrem frommen, ehrwürdigen Vater jetzt mehr Anhänglichkeit, mehr Folgsamkeit und Treue beweisen? Sollten sie wohl friedlich und freundlich zusammenhalten, und willig gehorchen den Regeln des gefelligen Lebens?“ Dies waren die bedeutendsten Fragen, die er mit Sicherheit mußte beantworten können, um bei ihrer Verpflanzung nach Aegypten sich nicht Schande zu bereiten unter den Landesbewohnern. Es war deshalb durchaus nöthig, sie strengen Prüfungen zu unterwerfen, und in der Folge werden wir noch deutlicher bemerken, wie weislich diese

Prüfungen zu seinem Zwecke gewählt waren. Er schien dabei hart zu seyn; er schien sich rächen zu wollen an seinen Brüdern; aber es war nur Schein. Sie befanden sich jetzt in seiner Gewalt. Wäre er hart und rachsüchtig gewesen, so würd' es ihm nur ein Wort gekostet haben, und alle wären als angebliche Kundschafter hingerichtet oder zu Sklaven gemacht worden.

Wie? Und wir sollten in Gott, wenn er strenge Prüfungen über uns verhängt, Härte und Rachsucht vermuthen dürfen? Wir sollten vergessen, daß, wenn es ihm an Wohlwollen gebräche, nichts in der Welt ihn würde verhindern können, uns sogleich zu verzehren in dem Feuer seines Zornes? Muß denn die Liebe sich überall offenbaren durch Schonung, durch Gefälligkeiten, auch da, wo des Beliebten wahrer Vortheil dadurch gefährdet, wo seine Besserung, sein Fortschreiten zu höherer Vollkommenheit dadurch gehindert wird? Gibt es nicht auch eine falsche Zärtlichkeit, eine blinde Freundschaft, wodurch man unheilige Gesinnungen verräth, oder nur den Thoren sich zugesellet? Und der ewig weise, ewig heilige Gott sollte jemals so weit sich verirren in seiner Liebe zu uns? Er sollte jedes herbere, wenn auch noch so wohlthätige, Schicksal vor uns vorüberführen, nur um unsere kindischen Klagen zu verhüten, und uns dahinwandeln zu sehen in anhaltendem Sinnentaumel? Nein, es muß offenbar werden, wie viel wir werth sind. Darum wird ein solches Schicksal auch eine Prüfung genannt. Aber er prüfet uns nicht, wie Joseph seine Brüder, auch um seiner selbst willen. Ihm ist unsere wahre Beschaffenheit auch ohne vorhergegangene Prüfung bekannt. Unverhüllt liegt selbst der tiefste Grund unseres Herzens vor seinen Augen. Seine Prüfungen folglich haben nur den Zweck, uns

mit uns selbst bekannter zu machen, oder Andern diese Bekanntschaft mit uns zu erleichtern, damit sie zu ihrem und unserm eigenen Besten uns richtig beurtheilen und behandeln lernen. Wer dürfte denn solchen Prüfungen sich ganz entziehen zu können wünschen? Wer sollte nicht vielmehr beten mit David: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz! Prüfe mich, und erfahre, wie ichs meine, und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege!“*) Wer sollte nicht, wo Gott es nöthig findet, sogar strengen Prüfungen sich willig unterwerfen?

II. Wahre Rechtschaffenheit darf nicht vor ihnen erbeben. Dies ist leicht einzusehen.

Sie erscheint dabei nur in höherm Glanze. Wird das Gold auch bei der strengsten Prüfung als echtes, reines Gold erfunden; so hat es überall seine Gültigkeit. Nur der Nichtkenner bezweifelt sie; aber seines Zweifels achtet der Kenner nicht. Jede neue Prüfung beweiset, was es ist. Eben so kann und wird auch wahre Rechtschaffenheit jede Prüfung aushalten. Sie würde sonst nur eine scheinbare, nur eine erlogene seyn; es würde wenigstens das Hauptmerkmal des Wahren, Unererschütterlichkeit, ihr fehlen. Ihr indessen gewähren die Prüfungen auch noch einen besondern Vortheil. Das Gold, obgleich oft und strenge geprüft, gewinnt an innerm Werthe dadurch nichts; aber die Rechtschaffenheit gewinnt. Sie ist eine Kraft des Herzens; und wie jede andere Kraft wird sie gestärkt durch Übung. Sie ist bestimmt, gleich dem Verstande, auch schwere und immer schwerere Aufgaben lösen zu lernen,

*) Psalm, 139, 23. f.

und jede schnelle und richtige Lösung derselben erhöhet ihre Fertigkeit. Alle Menschen, die durch hohe Tugend sich auszeichneten, reisten daher vorzüglich nur unter widrigen Umständen heran. Sie lernten hinwegsehen über äussern Schimmer; sie lernten sich hindurchkämpfen durch Gefahren und Schwierigkeiten; sie lernten das ruhige Selbstbewußtseyn über alles hochschätzen, und auch unter dem Drucke eines unverschuldeten Mißgeschicks erregten sie theils Mitleiden, theils Bewunderung.

In die Reihe solcher ausgezeichneten Menschen gehörten zwar Josephs Brüder noch keinesweges. Auch waren sie bisher noch nicht unter widrige Umstände gerathen, obgleich sie es für ihr vormaliges Verhalten längst schon verdient hätten, und wir daher nun uns auch wohl geneigt fühlen, ihnen eine Bedängstigung zu gönnen. Allein wir wissen doch, daß sie nur getrieben durch Mangel an Nahrungsmitteln in Aegypten sich eingefunden hatten. Kundschafter waren sie nicht. Davon war Joseph selbst überzeugt. Wie kam er denn auf den Gedanken, durch eine solche grundlose Beschuldigung sie zu ängstigen? Ohne Zweifel gaben sie selbst Veranlassung dazu. Noch nie waren sie in Aegypten gewesen; noch nie hatten sie eine so schöne Stadt, wie Heliopolis, gesehen. Immer nur ihre Heerden auf den weiten Fluren Canaans hütend, waren solche hohe Gebäude, solche prachtvolle Tempel, solche reichverzierte Kunstwerke, solche seltsame, Stämmen erregende Feierlichkeiten ihnen noch nicht erschienen. Allerdings sahen sie daher wohl sehr neugierig hin und her; sie benahmen sich, als ob sie alles genau ausspähen wollten, und — sie kamen gerade aus der Gegend, wo das Land gegen einen feindlichen Einfall am wenigsten gesichert war. Ihnen selbst also konnte es wohl nicht unerklärbar seyn,

wie man auf den Gedanken komme, sie für Kundschafter zu halten. Indessen vertheidigten sie sich doch gegen diesen Verdacht in der einfachen, ruhigen Sprache der Unschuld. Wir Alle, sagten sie, sind Brüder, Söhne eines einzigen Vaters. Diese Versicherung allein, obgleich sie uns beim ersten Anblicke vielleicht ganz unpassend vorkommt, hielten sie für hinlänglich, jene Beschuldigung zu widerlegen. Sollten wohl aus einer einzigen Familie so viele Kundschafter hervorgehen? Und sollten diese wohl alle auf einmal sich an Einem Orte einfänden? Joseph indessen wurde durch diese Antwort noch nicht hinlänglich unterrichtet von dem, was er auf diesem Wege zu erfahren wünschte, ob nämlich sein Vater und sein jüngster Bruder noch lebe. Er wiederholte also nochmals jene Beschuldigung, und nun fügten sie ihrer allgemeinen Erklärung auch noch die besondern Umstände hinzu, aus denen er selbst schließen sollte, ob es wohl wahrscheinlich sey, daß ein Vater, der schon einen seiner zwölf Söhne verloren hat, die übrigen alle, mit Ausnahme des jüngsten, das gefährliche Geschäft der Kundschafter treiben lassen werde. Nun weiß Joseph also, was er gern wissen will. Aber auch hier benimmt er sich wieder, als ob er die Wahrheit ihrer Aussage bezweifle. Er erklärt es für ein Leeres Vorgeben, daß Ein Vater so viele erwachsene Söhne haben, und sie zu gleicher Zeit eine so weite Reise unternehmen lassen solle. Er dringt darauf, daß nun einer unter ihnen auch den jüngsten Bruder herbeihole, den Geliebten, den er gern sogleich wieder gesehen hätte, und den er in ihren Augen nur darum zu fordern scheint, weil dieser, als der Jüngste, auch wohl am wenigsten fähig seyn werde, die Wahrheit zu läugnen oder zu entstellen. Davon will er dann sehen, ob ihre Vertheidigung

gegründet sey, oder nicht, und weil sie dazu sich nicht entschließen können, so läßt er sie drei Tage lang in's Gefängniß werfen. Erkennen wir nicht hier in ihnen nur unschuldig Leidende? Selbst den größten Verbrechern sollte kein Unrecht geschehen. Jeder Anklagepunkt gegen sie sollte frei seyn von aller Erdichtung, und nie sollte eine Strafe über sie verhängt werden, bevor ihre Strafwürdigkeit völlig erwiesen ist. Finden wir nun gleich für das frühere Vergehen der Brüder Josephs eine dreitägige Gefängnißstrafe gar sehr gelinde, müssen wir also gleich bekennen, daß Joseph selbst, den sie so grausam behandelt hatten, in dieser Rücksicht nichts weniger, als ungerecht erscheine; so betrachten wir doch fast unwillkürlich ihr gegenwärtiges Schicksal aus einem andern Gesichtspunkte, sobald wir erwägen, daß sie doch nicht Rundschafter waren, und daß sie mit Recht ihrer Aussage die Versicherung hinzufügen konnten: wir sind redliche Männer, wir sagen die Wahrheit. Begleiten wir denn nicht aus diesem Grunde sie mit Blicken des Mitleids in ihr Gefängniß? In sich selbst lag eben nichts Großes und Merkwürdiges darin, daß sie die Wahrheit sagten. Fühlten wir nicht aber unsere Herzen zu ihnen hingeneigt, ist es uns nicht, als ob wir uns zu ihren Vertheidigern aufwerfen müßten, da sie dennoch listigen Lügnern und feindlichen Auspähern gleich geachtet wurden? Wird nicht also die Rechtschaffenheit unter schweren Prüfungen nur noch merklicher hervorgehoben? Erscheinet sie nicht da, wie ein Stern in dunkler Nacht, nur von höherm Glanze? Aber

sie wird dabei auch höherer Vergeltungen werth. Wie eine Arbeit, die mit großer Mühe, mit herbem Schmerze verbunden ist, reichern Lohn verdient, als eine andere ohne Schmerz und Mühe; so auch die

Rechtschaffenheit, die sich hindurch ringen mußte durch drohende Gefahren und Leiden. Wie der Freundschaft, auch in des Freundes zurückschreckender Noth vest und treu erfunden, das vollkommene Vertrauen gebührt, so auch der Rechtschaffenheit, die nicht wankend gemacht werden konnte in den Stunden der Versuchung. Selig — so versichert darum ein Apostel Jesu*) — selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! Denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheissen hat, denen, die ihn lieben. Ein solcher Mann hat ein unverschuldetes Leiden ertragen. Das wird ihm vergütet; denn der Herr schaffet Gerechtigkeit Allen, die Unrecht leiden.***) Es wird ihm schon dadurch vergütet, daß er seine Unschuld anerkannt sieht, und dann die Reize seines nachherigen beglücktern Zustandes weit lebhafter empfindet, als wenn jenes Leiden nicht vorhergegangen wäre. Er hat in jener bedrängten Lage sich mit Edelmuthe verhalten; er hat seinen Glauben an Gottes Weisheit und Güte bewahret; er hat die Unererschütterlichkeit seines redlichen Sinnes bewiesen. Auch das wird belohnt; denn die Rechte des Herrn sind köstlicher, als Gold und viel seines Gold und wer sie hält, der hat großen Lohn.***) Nie kann Gott ungerecht werden, und ein Mißverhältniß bleiben lassen zwischen dem Schicksale und dem Werthe seiner Freunde.

Josephs Brüder hatten freilich auf ein günstiges Schicksal sogleich noch keinen Anspruch. Allein bei ihrer Schuldlosigkeit in Hinsicht auf den Verdacht, der auf sie geworfen wurde, war doch die erste Forderung Josephs an sie zu streng. Einer unter ihnen sollte abreisen, um

*) Sak. 1, 12. **) Ps. 103, 6. ***) Ps. 19, 11. 12.

den jüngsten Bruder herbeizuholen; die übrigen sollten in dessen zurückbleiben in der Gefangenschaft. Hätte wohl ein Einzelner eine solche Reise durch jene wüsten Gegenden wagen dürfen? War es nicht zu fürchten, daß er umkommen würde auf dem Wege? Mußten sie also nicht erwarten, in immerwährender Gefangenschaft zu bleiben? Und wenn auch der Einzelne glücklich genug war, seines Vaters Hirtenzelt wieder zu erreichen — durften sie hoffen, daß der Greis nun auch seinen jüngsten geliebten Sohn verabsolgen lassen werde? Hatten sie nicht im Gegentheil Gründe genug, vorauszusehen, daß er, von Schmerz überwältigt und von Argwohn ergriffen, in eine Trennung von allen seinen Kindern durchaus nicht werde einwilligen wollen? Blieb denn nicht auch in diesem Falle ihnen die Aussicht auf das Ende ihrer Gefangenschaft verschlossen? Und was wurde nun dabei aus ihrem Vater und ihren zurückgebliebenen Angehörigen? Noch sechs Jahre hindurch sollte ja die Thaurung fortauern. Das wurde ihnen ohne Zweifel mit desto größerer Zuversichtlichkeit angedeutet, je genauer bisher alles eingetroffen war, was der gegenwärtige Statthalter vorausgesagt hatte. Welch einer traurigen Zukunft also schienen sie entgegen zu gehen! Doch — das tiefere Dunkel schwand bald vorüber vor ihren Augen. Nicht sie allein beschäftigten sich mit solchen Betrachtungen. Auch Joseph überlegte alles näher, und nach drei Tagen wich er ab von seiner ersten Forderung. Zurückbleiben sollte nun bloß ein einziger unter ihnen als Geißel; alle übrigen sollten zu ihrem Vater ziehen, und dann wiederkehren mit ihrem jüngsten Bruder. „Ich fürchte Gott“, so sprach er. Ich werde mich nicht dadurch versündigen, daß ich einer Ungerechtigkeit gegen euch mich schuldig mache, daß ich euch einer vermeidlichen Gefahr aus-

Reise, Belehrungen I.

sehe, daß ich die Surigen ohne Brod lasse. Nur beweiset mir, daß ihr ehrliche Männer seyd! Ziehet hin, und der Zurückbleibende unter euch werde euch wieder ausgeliefert, sobald ihr in Gesellschaft eures jüngsten Bruders aufs neue hier erscheinen werdet! — Diese Forderung war nun leichter zu erfüllen. Sie sahen auf solche Weise sich wenigstens vorerst herausgezogen aus dem Gedränge, sahen ihre Truglosigkeit siegen über das falsche Vorgeben, daß sie Kundschafter wären, und da sie wußten, daß sie die Wahrheit ihrer Aussagen genau würden bestätigen können; so durften sie in dieser Hinsicht auch die Zukunft nicht fürchten. Aber die größte Vergeltung wurde ihnen doch erst zu der Zeit, da ihr gebesserter Sinn aus allen Prüfungen bewährt hervorgegangen war. „Dadurch — so sagte späterhin ein Weisheitsfreund auch von ihren Nachkommen — dadurch geschah ihnen Gutes, da sie Noth litten.“ Und von ihren Verfolgern bemerkt er: „Da sie hörten, daß diesen eben dadurch Gutes geschah, wodurch sie gequält wurden, fühlten sie den Herrn.“*)

So verzaget denn doch nicht, wenn auch ihr solchen strengeren Prüfungen unterworfen werdet! Bewahret nur eure Schuldlosigkeit, und das Bewußtseyn derselben wird euch ermutigen und vestigen; ihr werdet es erfahren, daß die Strenge der Prüfungen bald übergehe in Gelindigkeit, ihr werdet gleichsam den Herrn als einen Versorger und Wohlthäter fühlen, und zuletzt wird es euch eine lohnende Ehre, eine himmlische Freude seyn, ausgeharret zu haben bis ans Ende, und nun hervortreten zu können, rein und bewährt, wie das Gold aus dem Feuerofen. Wir alle sind Brüder und Schwestern, Eines unendlichen Vaters!

*) B. o. Weisb. 11, 6. 14.

Söhne und Töchter. Lasset denn uns Alle auch in diesen
Bestrebungen einander gleich seyn! Jeder ermahne den
Andern in traurigern Stunden:

Ruhig überlege,
Wenn in Gottes Wege
Sich dein Blick vertieft!
Gott kann dich nicht hassen,
Du bist nicht verlassen,
Du wirst bloß geprüft.
Folge gern der Hand des Herrn,
Die dereinst, was jetzt dich kränket,
Dir zum Besten lenket.

Ueber die Macht des Gewissens.

E i n l e i t u n g.

Was Gott veranstaltet hat, und was er noch immer veranstaltet, zielt durchgängig ab auf das Wohl seiner vernünftigen Geschöpfe. Diese hat er gleichsam an die Spitze seiner übrigen Geschöpfe gestellt; diesen hat er die Fähigkeit verliehen, sich aller übrigen zu höhern Zwecken zu bedienen; diese hat er ausgerüstet mit der Kraft, ihn selbst und seinen heiligenden Willen kennen zu lernen, und in ehrenvoller Gemeinschaft mit ihm zu sorgen für die Ausbreitung des Guten in seinem Reiche. Eben dadurch aber hat er ihnen auch die Verbindlichkeit auferlegt, ihren hohen Rang in der Reihe der Dinge zu bewahren, und nie sich herabzuwürdigen unter die niedrigeren Wesen. Es ist ein heiliger Boden, auf welchem sie stehen. Darum sollen sie abschütteln den Staub von ihren Füßen, und mit Reinheit des Sinnes wandeln und wirken im Gebiete des Lichts. Es ist ein Ziel von unvertilgbarem Glanze, zu welchem sie berufen sind. Darum sollen sie fortschreiten mit unverrücktem Blick auf dieses Ziel, und nicht achten der Stimme, die den Fitterglanz der Erde lobpreiset, und sie auf Abwege hinüberzulocken sucht. Je mehr ein Wesen leisten kann, desto mehr wird von ihm gefodert, und je weniger ein hochbegabtes Wesen wirklich leistet, desto größer ist seine Strafbarkeit, desto tiefer seine Erniederung, desto peinlicher der Zustand, dem es entgegen gehet.

Wie oft aber wird von uns, die wir zu jenen hochbegabten Wesen gehören, dieser unbestreitbaren Wahrheit vergessen! Wie oft benehmen wir uns so, als ob wir nur durch unsere größere List uns erhöben über die vernunftlosen Geschöpfe! Wie oft folgen wir nur dem Drange der Sinnlichkeit und der Leidenschaft, vertrauen nicht der Kraft zum Widerstande, die in unserm Innersten sich reget, denken nicht an Gottes ewig befolgungswürdiges Gesetz, nicht an unsere Bestimmung, das Gute zu thun und zu begünstigen, das Böse zu fliehen, zu hindern und zu unterdrücken, nicht an das Schicksal, das drohend hervorsteigt aus dem Dunkel, und alle Frevler früher oder später seine Geißel fühlen läßt! Es ist nicht zu läugnen, die Jahrbücher der Menschengeschichte sind voll von Beweisen menschlicher Pflichtvergessenheit.

Indessen ist es doch eben so unläugbar, daß sie durchgängig ein widriges Gemälde aufstellen würden vor unserm Geschlechte, wenn nicht Gott uns ein Gewissen gegeben hätte. Dies soll uns mahnen an unsere Pflicht, warnen vor der Vernachlässigung derselben; es soll den redlichen Freunden des Guten lohnen mit innerm Frieden; es soll den Bösewicht verfolgen mit quälenden Vorwürfen, und wenn es gleich in einzelnen Zeitpunkten durch den Sturm der Leidenschaft übertäubt, und auch nachher noch wohl viele Jahre hindurch unter dem Getöse der Welt im Schlummer erhalten werden kann; so soll es doch endlich wieder erwachen, und dann hervorbrechen, wie der Blitz aus stillen Gewitterwolken. Der Heilige und Gerechte im Himmel sorget schon dafür, daß die Gewitterwolken sich allmählig sammeln und erheben.

Neuerst lehrreich wird uns hier die Geschichte Josephs. In den Empfindungen seiner Brüder, die vor vielen Jah-

ren sich eine schreiende Ungerechtigkeit gegen ihn erlaubt hatten, und nun gleichfalls ungerechter Weise sich in Aegypten feindlich behandelt sahen, stellt sie uns einen sehr merkwürdigen Beweis von der Macht des Gewissens dar. —

Text. 1. Mos. 42, 21—24.

„(21) Aber unter einander sagten sie: (die Brüder Josephs) Das haben wir verschuldet an unserm Bruder, da wir sahen seine Herzensangst, und er uns flehentlich bat, und wir wollten ihn nicht hören. Dafür kommt nun diese Noth über uns. (22) Ruben erinnerte sie, und sprach: Sagte ich euch nicht damals: versündigtet euch nicht an dem Knaaben? Aber ihr wolltet nicht hören. Nun wird sein Blut von uns gefodert. (23) Daß Joseph dies alles verstände, wußten sie nicht; denn er selbst redete mit ihnen durch einen Dolmetscher. (24) Er aber wendete sich von ihnen hinweg, und weinte, und nachher, als er sich wieder zu ihnen wendete, und mit ihnen redete, nahm er unter ihnen den Simeon, und ließ ihn binden vor ihren Augen.“

Welche Empfindungen wurden in der Seele Josephs angeregt, da seine Brüder eine solche Sprache führten! Ohne Zweifel war es ihm, als ob der ganze jammervolle Auftritt in dem Schauspieler seines Lebens noch einmal vorüberziehe vor seinem innern Auge. Alle die bangen Gefühle, die sein Herz damals durchströmt hatten, als er, beraubt seines Gewandes und in schmachliche Sklaverei gestürzt, mit Fremdlingen dahinziehen mußte in ein fremdes Land, bewegten aufs neue sein Gemüth. Er konnte sich der Thränen nicht enthalten. Nur suchte er sie zu verbergen, um sich nicht zu früh zu verrathen. Indessen mischte sich unter sie auch wohl schon gleich eine geheime Freudenthräne. Er sah doch, daß seine Brüder nicht mehr so empfindungslos

waren, wie vormals. Er hörte doch, daß sie ihre frühere Ungerechtigkeit erkannten und bereuten. Er durfte doch Hoffnung fassen, daß die Prüfungen, denen er sie unterwerfen zu müssen glaubte, ihre jetzige Gesinnung ganz von der erwünschten Seite darstellen würden. Denn die aufrichtigen Reden, die sie hier unter einander führten, deuteten hin auf

die Macht des Gewissens,
und diese werde darum jetzt einmal näher erwogen!

I. Was die Natur dieser Macht betrifft, so versteht es sich von selbst, daß sie nur eine innere seyn könne. Sie waltet in einem unsichtbaren Reiche; aber sie bedarf eben darum auch nicht, wie jede äussere Macht, der sinnlichen Stützen, Werkzeuge und Hülfsmittel, und ist auch nicht, wie diese, eingeschlossen in natürliche Schranken, die für sie unübersteiglich sind. Heiliger und ehrwürdiger, als alles Große in der Welt, ist der Gegenstand, von welchem wir reden. Es ist

die Macht eines ernsten Gesetzverkündigers. Das Gesetz selbst wird von Gott uns gegeben durch Vernunft und Schrift; aber das Gewissen erinnert uns, daß es gegeben sey. Es stellet uns die Beobachtung desselben als eine Pflicht dar, die wir nicht ungestraft übertreten können, es reizet uns, zu bedenken, daß wir nicht befugt sind, zu handeln, wie wir wollen, sondern die Wahrheit: Wer Sünde thut, der thut auch Unrecht*), jederzeit als den Leitstern unsers Lebens zu betrachten haben. So ward auch den Brüdern Josephs einst das Gesetz vorgehalten. Es war das Gewissen, das insbesondere aus Ruben und Juda sprach, als sie ihren Brüdern zuriefen: Lasset uns

*) 1 Joh. 3, 4.

ihn nicht tödten! Was hilft es uns, daß wir ihn erwürgen? Er ist ja unser Bruder, unser Fleisch und Blut. O laffet uns nicht unsere Hände vergreifen an ihm! — Mit dieser Macht, uns das Gesetz zu verkündigen, uns Abscheu einzulößen vor der bösen That, uns zu ermuntern zur Ausführung der guten, ist von dem Urheber unserer Natur selbst das Gewissen bekleidet worden. In ihr also liegt etwas Göttliches, und so oft das Gewissen seine Stimme erhebt, soll es uns seyn, als ob die Stimme des höchsten Gesetzgebers ertöne, als ob der Allgebieter im Himmel aus dem Heiligthume unsers Herzens zu uns rede, als ob er uns warne vor dem Wahnglauben, die Beobachtung oder Nichtbeobachtung seines Gesetzes könne ihm jemals gleichgültig werden. Es hat die Macht eines ernstern Gesetzverkündigers; aber auch

die Macht eines unverwerflichen Zeugen. Wir wissen, was in bürgerlichen Angelegenheiten ein solcher Zeuge gelte, und wie oft sein Zeugniß von entscheidender Wirkung sey. Stellet dem Verbrecher einen Redlichen gegenüber, der genau bekannt ist mit allen Umständen seines Verbrechens! Wie erblaffet er! Wie zittert er! Jede Erklärung des Redlichen ist ihm, wie ein Dolchstich in sein Herz, das ihm zuvor vielleicht noch mit der Hoffnung schmeichelte, unüberwiesen zu bleiben. Umsonst windet er sich hin und her, ihm auszuweichen. In seinen eigenen Ausflüchten wird er immer wieder ertappt. Aber weit mehr noch, als ein solcher Zeuge, leistet das Gewissen. Sein Zeugniß hat eine Gültigkeit, welche unmittelbar von Gott selbst herrührt. Den Gerechten macht es getrost, wie einen jungen Löwen*); aber dem Sünder entreisset es den Schlei-

*) Spr. 28, 1.

er, den er über seine Sünden zu decken sucht, um sie vor seinen eigenen Augen zu verbergen. Es ängstet ihn, ungeachtet seines Troges; es treibt ihn in die Enge, ungeachtet seiner Gegenwehr. Es klaget ihn an, er mag auf seine Anklage hören wollen, oder nicht; er kann sein Zeugniß nicht verwerfen, wenn er auch will; es setzt seine bösen Thaten als geschehen voraus; es fraget ihn geradezu: warum hast du das gethan? und — er muß verstummen. So verstummten auch die Brüder Josephs, da Ruben sie erinnerte: Sagte ichs euch nicht, daß ihr euch nicht versündigen möchtet an dem Knaben? Ihr Gewissen mußte das zugestehen. Es hatte die Macht eines unverwerflichen Zeugen. — Aber auch

die Macht eines unbestechlichen Richters. Es fället sein Urtheil ohne Ansehen der Person; es schmeichelt nicht, und es verläumdert nicht; es erkläret nichts für besser und nichts für schlechter, als es ist; es achtet nicht auf Drohungen und Versprechungen, nicht auf Bitten und Empfehlungen, nicht auf Vorspiegelungen und Beschönigungen. Sey ein armer, tief in den Staub gedrückter, Mensch, aber dabei unschuldig — siehe, dein innerer Richter spricht dich los von aller Schuld; es trägt Ruhe und Heiterkeit in deine ärmliche Hütte, Glanz und ehrwürdiges Ansehen in deinen Staub. Sey ein purpurbekleideter Kronenträger, aber dabei ein übermüthiger, grausamer, gottesvergessener Mensch — siehe, dein innerer Richter ist höher, als der äussere Stand deiner Person; es verdammet dich ohne Scheu, und die Krone wird dir eine Last auf deinem Haupte. Da hilft kein Lügner, kein Verdrehen und Entstellen, kein Entschuldigen und Rechtfertigen. Gott selbst ist es, der da richtet durch das Gewissen, und Gott läßt sich nicht blenden, nicht täuschen und irre machen.

Auch den Brüdern Josephs fällt es darum nicht einmal ein, ihre Frevelthat in ein milderes Licht zu stellen. Sie berufen sich nicht auf seine Träume, nicht auf die Vorliebe ihres Vaters zu ihm, nicht auf das bunte Kleid, wodurch er ihn ausgezeichnet hatte. Sie fühlen, daß dies Alles sie nicht habe berechtigen können, ihn zu verkaufen wie einen Sklaven. Ihr Gewissen verurtheilet sie ohne Schonung, indem es sie nöthiget, unverholen zu bekennen: Das haben wir an unserm Bruder verschuldet. Es hatte die Macht eines unbestechlichen Richters. Dann aber auch

die Macht eines gerechten Vergelters. Ist es ein gutes Gewissen; o dann ist es, wie ein freundlicher Engel in dem Innern des Menschen; es macht ihm die Erde zu einem Vorhofe des Himmels, und selbst die Drangsale der Erde stellet es ihm nur dar als Übungsmittel seiner himmlischen Kräfte. Ist es aber ein böses Gewissen; o dann zernaget und durchtobet es sein Inneres, wie ein peinigender Unhold; die Erde erscheint ihm, wie der Vorhof der Hölle; verzehrende Bitterkeit schleicht in seine süßesten Stunden, und in herben Leidenstagen foltert ihn der immer wiederholte Vorwurf: Es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäupet wirst*). Du hast schlechterdings in Armuth versinken wollen — so sagen der Müßiggänger und der Verschwender zu sich selbst. Du hast diese Krankheit mit Muthwillen herbeigezogen — so verdammet sich der ausschweifende Wollüstling. Du hast diese öffentliche Schande, diese schmäbliche Gefangenschaft, diese gewaltsame Todesart verdient — so gestehet mit Selbstverfluchungen der Verbrecher. Jeder findet in seinem Schicksale die gerechte Strafe seines frühern Verhaltens,

*) Jer. 2, 19.

und jeder fühlt dadurch die Bürde seines Schicksals nur erschwert. Aber auch da, wo hier nicht ein solcher unmittelbarer, nothwendiger Zusammenhang, wie zwischen Ursache und Wirkung, wahrnehmbar ist, stellet das Gewissen dem Sünder sein trauriges Schicksal als ein verdientes vor. So verhielt es sich bei Josephs Brüdern. Was sie jetzt leiden mußten, litten sie eigentlich ohne ihre Schuld. Sie waren nicht Kundschafter, und hatten also auch nicht verdient, als solche behandelt zu werden. Alle ohne Ausnahme waren sie in dieser Rücksicht vorwurfsfrei; folglich auch nicht einmal ein Einziger unter ihnen konnte nach ihrer Ueberzeugung mit Recht zurückgehalten werden in der Gefangenschaft. Aber rückte nicht dennoch ihr Gewissen ihnen einen Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart vor Augen? Mahnte nicht die vermeintliche Ungerechtigkeit des ägyptischen Statthalters sie an ihre eigene vormalige Ungerechtigkeit? War nicht dieser für ihre gegründeten Vorstellungen nun eben so taub, wie sie selbst es einst gewesen waren bei den Bitten ihres Bruders? Erschien es ihnen also nicht als eine selbstverschuldete Strafe des Himmels, daß auch sie nun einmal in eine peinliche Lage versetzt wurden, weil sie uneingedenk gewesen waren der natürlichen Sittenregel: Was du nicht willst, daß Andern dir thun sollen, das thue du auch Andern nicht? Und erkennen wir denn nicht hier die Macht des Gewissens als die Macht eines gerechten Vergelters? Aber nun muß doch auch

II. Das Gebiet dieser Macht noch berücksichtigt werden; denn jede Macht hat ein Gebiet, in welchem sie waltet, sey es von mehr oder weniger bedeutendem Umfange. Und das Gebiet des Gewissens ist offenbar sehr groß. Es hat eine Macht, die sich

über alle Menschen erstreckt. Nicht nur Juden und Christen, denen besondere Aufschlüsse über den Willen der Gottheit zu Theil wurden, selbst die Heiden sind ihr unterworfen. In ihren Seelen regen sich Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen.*) Jeder empfindet die Heiligkeit des Gesetzes, das ihm gebietet, dem Guten einen ewig gültigen Vorzug vor dem Bösen einzuräumen, und wenn er auch irret in Hinsicht auf das Gesetz selbst, wenn er auch für recht hält, was unrecht ist, oder für unrecht, was recht ist — nur sein Verstand ist es, der da irret. Das Gewissen hält ihm immer noch die Verbindlichkeit vor, seiner aufrichtigen, obgleich mit einem unverschuldeten und unerkannten Irrthume behafteten, Ueberzeugung zu folgen. Sey mithin das Maas seines Wissens auch noch so beschränkt, stehe sein Geist auch auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung; in seinem Herzen kann doch sowohl Gewissenhaftigkeit, als Gewissenlosigkeit, sowohl ein redlicher, als ein unredlicher Sinn wohnen. Hier gilt kein Unterschied zwischen dem Aufgeklärten und dem Unaufgeklärten, zwischen dem sogenannten Wilden und dem bürgerlich gesitteten Menschen. Noch weniger kommen hier in Betrachtung die äussern Verschiedenheiten des Standes und des Vermögens. Herrsche jemand auch über viele Millionen Unterthanen; ihr Gewissen ist unabhängig von ihm, und von dem seinigen wird er selbst beherrscht. Besitze er auch alle Schätze der Erde; von seinem Gewissen kann er mit ihnen doch kein günstiges Urtheil erkaufen, wenn er ein ungünstiges verdienet, und der ärmste Lazarus fühlt sich in diesem Falle bei dem Besitztseyn innerer Schätze reicher, als er. Vor des Ge-

*) Röm. 2, 14. f.

wissens Richterstuhle sind alle Menschen gleich. Joseph sagte: „Ich fürchte Gott“ und er sagte es, ungeachtet er, mit dem Siegelringe des Königes an seiner Hand, ein ganzes Volk zu regieren hatte. Sein Gewissen wies ihn empor zu dem, der immer noch unendlich über ihm erhaben war. Aber auch seine Brüder fürchteten Gott, obgleich in einem andern Sinne. Sie erkannten ihr Unrecht und ihre Strafwürdigkeit vor Gott. Das Gewissen erinnerte sie daran; es nöthigte sie zu dem Ausspruche: Darum kommt nun diese Trübsal über uns. Schon in dieser An-
lage unseres Wesens folglich wird das Wort erfüllt: Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun! Preis aber und unvergängliches Wesen Allen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben!*) Die Macht des Gewissens erstreckt sich indes-
sen auch

über ihr gesamntes inneres und äusseres Wirken. Jede weltliche Macht bezieht sich nur auf der Menschen äusseres Thun und Treiben. Was in dem Innern derselben vorgeht, ist ihr verborgen. Die stillen Gedanken kann sie nicht umlauern, den geheimen Gesinnungen und Vorsätzen nicht nachspüren. Sie richtet nur über Reden und Handlungen, die in die Sinne fallen. Aber das Gebiet des Gewissens reicht weiter. Von ihm gilt eben das, was vom Worte Gottes gesagt wird: Es ist lebendig und kräftig, und schärfer, denn ein zweischneidig Schwert; es dringet durch, bis es scheidet Seele und Geist und Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Empfindungen des Herzens**). Da regt sich kein Trieb, da erwachet kein Wunsch in den Tiefen unsers

*) Röm. 2, 9. 10. **) Ebr. 4, 12.

Gemüths, da wird keine versteckte Neigung genährt, kein überfeiner Plan erdacht, kein lichtscheuer Beschluß gefaßt, ohne von dem Gewissen beurtheilt zu werden. Umsonst suchen wir vor ihm irgend etwas zu verhüllen, was in uns selbst sich leise entfaltet; die Hülle ist schon abgestreift, noch ehe es zu Tage gefördert wird. Eben darum aber, weil unser wahrer Werth oder Unwerth vorzüglich auf der Verfassung unsers Innersten beruht, sind nun auch des Gewissens Urtheile so genau und so gerecht; eben darum, weil das Innerste verschiedener Menschen, selbst bei gemeinschaftlicher Theilnahme an derselben That, von verschiedener Beschaffenheit seyn kann, weichen nun auch jene Urtheile über sie oft so sehr von einander ab. Der Eine fühlt sich ruhiger, der Andere weniger ruhig, je nachdem er sich einer mehr oder weniger verwerflichen oder billigungswürdigen Gesinnung bewußt wird. So grämten und ängsteten darum gewiß auch die Brüder Josephs sich in verschiedenen Graden. Nicht alle hatten wohl denselben Antheil an der Ungerechtigkeit gegen ihn. Von Ruben insbesondere, und demnächst von Juda, werden die Aeußerungen ihres mildern Sinnes ausdrücklich berichtet. Auch ist überhaupt in solchen Fällen gewöhnlich Einer der Haupttrüdel Führer. Dieser entzündet durch seine auslochernde Leidenschaft die Leidenschaft der Uebrigen; dieser setzt durch seine vorherrschende Thätigkeit auch die Kräfte der Uebrigen in Bewegung. Und hier war dies aller Wahrscheinlichkeit nach Simeon gewesen. Nächst Ruben, der älteste Sohn Jakobs*), durfte er auf seine Brüder sich vorzüglichem Einfluß anmaßen, und schon früher hatte er seinen Blutdurst bewiesen, indem er mit Levi treulofer Weise alle Be-

*) 1. Mos. 29, 33.

wohner Sichems erwürgte. *) Vermuthlich von ihm also war auch in Hinsicht auf den beneideten Bruder einst zuerst der Ton angestimmt worden: Kommt, laßt uns ihn erwürgen, und in eine Grube werfen! **) Darum wählte Joseph nun gerade ihn unter allen heraus, um ihn binden zu lassen vor ihren Augen. Wie viel mußten diese Zuschauer, und wie viel mehr noch der Gebundene selbst dabei empfinden! Alle fühlten sie sowohl ihr inneres, als ihr äußeres Wirken in eben dem Maße vergolten, in welchem sie einst boshaft und schadenfroh gewesen waren. Die Macht des Gewissens hat ein weit ausgedehntes Gebiet. Und sie waltet auch

an allen Orten. Einer andern Macht kann man zuweilen noch wohl entziehen; aber nicht dieser. Ein Verbrecher kann sich durch das Land hindurch über die Gränze schleichen, er kann einen fernen Welttheil auffuchen, oder sich verbergen in Klüften und Waldungen, damit das Auge der strafenden Gerechtigkeit ihn nicht entdecke, ihr Arm ihn nicht ergreife; aber das Gewissen verfolgt ihn allenthalben. Er sitze oder stehe auf, er gehe oder liege, er nehme Flügel der Morgenröthe, oder bleibe am äußersten Meere; es ist, wie die Gottheit, überall, wo er selbst ist. Werfe er sich in einen Strudel von Geschäften und Vergnügungen, verwirre er sich in tausendfache fremde Angelegenheiten, zerstreue er seine Sinne unter allen wechselnden Gestalten und Erscheinungen des Leben — was hilft's? wie lange währt's? Seine Kräfte ermatten, seine Genussfähigkeit erschlaft; er beginnet zu schwindeln bei dem gewaltsamen Herumtreiben seiner Gedanken, Widerwillen zu fühlen gegen die Ueberspannung seiner Sinnlichkeit, einen festen

*) 1. Mos. 34, 25. ff. **) 1. Mos. 37, 20.

Ruhepunkt zu erflehen unter den ewigen Veränderungen. Seine erschöpfte Natur selbst fodert ihn auf, sich wieder zu sammeln, oder die Vorsehung versetzt ihn unerwarteter Weise in eine besondere Lage, die von allen Seiten auf seine Seele einwirkt, um ihr eine sanftere Stimmung zu geben, und zu reizen zum ernstern Nachsinnen. Nun findet er sogleich auch sich selbst wieder; nun erscheint sein inneres Wesen ihm wieder abgesondert von der Außenwelt, und er befindet sich nun hier, wo er wolle — das Gewissen übt wieder seine Rechte aus. So war es denn auch den Brüdern Josephs bis nach Aegypten gefolgt. Nicht der Anblick ihres grauen, um den verlorenen Geliebten immer noch trauernden, Vaters, nicht der Anblick ihres jüngsten, nun an Josephs Stelle getretenen, Bruders war erforderlich, sie zu erinnern an ihr vormaliges Vergehen. Auch nicht die seltenen, auffallenden Merkwürdigkeiten dieses fremden Landes, nicht die unvorhergesehenen, widrigen Begebenheiten, die sie hier erfuhren, waren vermögend, ihre Gedanken nur an die Gegenwart zu fesseln, und zurückzuhalten von der Beschäftigung mit der Vergangenheit. Es war ihnen, als ob hier auch mitten in dem drängenden Getümmel aus weiter Ferne von Dothan her eine gewaltige unüberhörbare Stimme zu ihnen herübertöne, und ihnen zurufe: das habt ihr an eurem Bruder verschuldet. An allen Orten folglich, wo die Menschen sind, da hat auch das Gewissen sein Gebiet. Aber es behält auch seine

Macht zu allen Zeiten, und verliert mithin an seinem Gebiete niemals etwas. Nur andere Gewaltige können früher oder später eingeschränkt, oder ihrer Herrschaft wohl gar völlig beraubt werden; nicht das Gewissen. Nur andere Kräfte werden geschwächt durch Nichtgebrauch, und sind

zuletzt unfähig, so viel und so weit umher zu wirken, wie zuvor; nicht das Gewissen. Ist dieses auch eine lange Zeit hindurch eingeschlafert worden — endlich erwacht es wieder, und dann wird offenbar, daß es eben so wenig irgend etwas Bedeutendes vergessen, als irgend etwas eingebüßt habe an seiner richtenden und strafenden Gewalt. Man hat Beispiele genug, daß Verbrecher völlig gesichert vor aller Gefahr, entdeckt zu werden, in Glanz und Ehre an fremden Orten lebten, und ein unwiderstehliches, höchst peinliches Gefühl ihres Herzens nöthigte sie doch, am Ende noch zu verzichten auf all ihr Glück und ihr Ansehen. Sie wurden ihre eigenen Ankläger, und reichten auf dem Blutgerüste ihr Haupt dem Richterschwerte hin. Wie kann der Wurm der Zeit auch an dem Gewissen nagen; es bleibt unentkräftet, und je länger man seine Kraft zu unterdrücken suchet, desto furchtbarer hebt sie zuletzt sich wieder empor. Schon waren ein und zwanzig Jahre verflossen, seit Josephs Brüder ihre Grausamkeit gegen ihn bewiesen hatten. Wer hätte nicht denken sollen, die ganze Geschichte ihrer Frevelthat würde schon längst in Vergessenheit gesunken, ihr Gewissen schon längst zum immervährenden Schweigen gebracht seyn? Und doch ist es ihnen, als ob sie diese That erst vor wenigen Tagen vollbracht hätten. Sie mahlen sich das Bild des armen, wehlosen Jünglings noch einmal mit lebhaften Farben aus. In ihrem Innersten hallen sie noch einmal wieder, seine kläglich Bitten: Ach, meine Brüder, stürzet mich doch nicht ins Unglück! Reißet mich doch nicht los von dem Herzen unseres alten Vaters! Erbarmen! Erbarmen! mit ihm und mit mir! — Sie sprechen unter einander: Wir sahen die Angst seiner Seele, und die unsrige blieb hart und gefühllos; wir vernahmen sein Jammern und Flehen, und unser Sinn wurde doch nicht

erweicht und gemildert. Ruben geht sogar noch weiter. Ermordet hatten sie ihren Bruder doch nicht; aber ihm erscheint die That verbrecherisch, wie eine Mordthat. Sagen' ichs euch nicht? — so spricht er zu seinen Brüdern — sagt' ichs euch nicht, daß ihr euch nicht versündigen möchtet an dem Knaben? Aber ihr wolltet nicht hören! Ach, nun wird sein Blut gefodert! — Und sie wissen nichts zu erinnern gegen diesen Vorwurf. Er durchtobet ihr Herz, und erschüttert es in allen seinen Punkten. Da stehen sie, die Tiefgebeugten. Jedes Wort erstirbt auf ihrer Zunge. Blut, Blut scheint zu kleben an ihren Händen, das Blut ihres unschuldigen Bruders! Nach ein und zwanzig Jahren noch sind ihre Hände nicht rein geworden von diesem Blute! — Gott im Himmel! Welch eine Macht hat das Gewissen! Und welch ein Gebiet hat diese Macht! Wie wenig vermag die Zeit, es einzuschränken!

O ihr Christen, vergesst das nicht! Ich bitte, ich beschwöre euch um eurer Ruhe und Seligkeit willen: vergesst das nicht! Joseph und seine Brüder beweisen euch, daß keine gute und keine böse That ohne Folgen bleiben könne. Treten sie auch erst nach vielen Jahren hervor — ihre Erscheinung ist während dieser Zeit nur vorbereitet worden. Nichts geht verloren im Reiche des heiligen, alles beobachtenden, alles vergeltenden Gottes. Und wenn ihr auch etwa durch diesen Gedanken an Gott euch nicht ängstigen lassen, wenn ihr auch etwa sagen wolltet: Der ewige Richter ist noch nicht gekommen — die Schuldbücher sind noch nicht aufgethan — seht, in eurem Innersten ist ein Buch, und ein Richter, der eure Thaten niederschreibt! Hütet, ach, hütet euch zu glauben, dieser Richter sey müßig, sein Buch verschlossen! Es wird gewiß einst aufgethan werden, und dann werdet ihr selbst euch beurtheilen,

wie Gott. Dann werdet ihr es empfinden, die Waage der Gerechtigkeit hängt in eurer eigenen Seele, das Schwert der Gerechtigkeit blüht in eurem eigenen Herzen; und Gott ist es, der dies veranstaltet hat, damit ihr, selbst wider euren Willen, bekennen möchtet in alle Ewigkeit: es widerfährt uns genau, was unsere Thaten werth sind. Hoher Ernst also leite euch in der Anordnung eures Lebens! Jeder rufe dem Andern zu:

Halte dein Gewissen rein!
Dann wird Friede dich umschweben;
Du wirst heitres Herzens seyn,
Und im Tode nicht erbeben.

Woher der ernste Widerwille der Redlichen
gegen ungerechtes Gut?

E i n l e i t u n g.

Eigennutz ist die gewöhnlichste Triebfeder der menschlichen Handlungen. Dies lehrt die Erfahrung aller Zeiten. Sey er von feinerer oder gröberer Art, wirke er verfleckt oder unverhohlen; bei genauer Beobachtung wird seine Herrschaft unverkennbar in den mehresten Menschen. Und man darf sich darüber auch eben nicht wundern. Wer sollte sein eigenes Glück verachten? Wer sollte nicht alle Hindernisse seines Glücks zu entfernen, alle Beförderungsmittel desselben herbeizuführen suchen? Jeder ist ja doch auch eine für sich bestehende Person, und jeder lebt in einem besondern Kreise, dem er seine Fürsorge zunächst zu widmen hat. Wie könnte er es vernünftig und gerecht finden, wenn jemand es ihm zur Regel machen wollte, hinwegzusehen von sich selbst und seinen nächsten Umgebungen, und wenigstens vorzugsweise seine Kräfte immer nur für fremde Zwecke in Thätigkeit zu setzen? Und wie dürfte man überhaupt von ihm ein rastloses Fortwirken erwarten, wenn nicht von innen her durch den natürlichen Trieb zur Gründung, zur Sicherheit und Erhöhung seines eigenen Wohls, seyns ihm ein unmittelbarer Sporn dazu gegeben wäre? Hierauf beruft sich denn auch so mancher Mensch, um seinen Eigennutz zu rechtfertigen, und sogar da, wo er nur mit pflichtwidriger Benachtheiligung Anderer sich Vortheile

aneignen kann, seine Bedenklichkeiten zu heben. Allein es ist offenbar, daß er dabei den Eigennuß mit geschnäuzter Selbstliebe verwechsle. In unserer Sprache bezeichnen wir mit dem Worte: eigen nützig, immer eine verwerfliche Gesinnung. Wir tadeln und verachten den, der jederzeit nur für sich selbst sorgt, alles nur um seiner selbst willen thut, bei jeder seiner Bemühungen nur fragt, wie einträglich sie ihm sey, keinem Andern umsonst dienen und helfen will, keinem ein Glück gönnet, dessen auch er hätte theilhaftig werden können, und seine Mitmenschen überhaupt nur in so fern werthschäzet, als sie sich ihm darbieten zur Beförderung seiner persönlichen Zwecke. Und haben wir nicht hinlängliche Gründe dazu? Ist er denn bloß ein für sich bestehendes, ist er nicht auch ein geselliges Wesen? Lebt er nicht auch in Verbindung mit vielen Andern, die eben so, wie er selbst, berechtiget sind, ihr Glück zu lieben und zu suchen? Soll er nicht dieses Recht auch anerkennen, und alles vermeiden, was sie hindern könnte, es geltend zu machen? Soll er nicht hierin sich denselben Gesetzen unterwerfen, denen sie in Beziehung auf ihn gleichfalls unterworfen sind? Soll er nicht, als ein Theil des Ganzen, auch um seines eigenen Wohls willen darauf hinstreben, daß das Ganze im Wohlselbst bestehe?

Nein, wer in der Gesellschaft lebt, und nicht auch für sie leben will, der ist nicht werth der größern Sicherheit und der mannichfaltigen Freuden, die sie ihm bereitet. Er verdient, herausgestoßen, und in eine menschenleere Wüste gebannt zu werden. Er bedenkt nicht, daß der Verkehr mit Menschen ein Tausch ist, wobei jeder geben soll, damit er empfangen, und daß der Eigennuß, der immer nur in Empfang nehmen, aber nicht geben will, sich tückisch

empört gegen das Gesetz, auf welchem die Fortdauer der Gesellschaft beruhet.

Borzüglich strafbar aber ist diese Gesinnung alsdann, wenn sie nicht nur mit der Billigkeit, sondern auch mit der Gerechtigkeit streitet. Hält es ein Mensch für erlaubt, in jedem Falle sein kufferes Glück zu befördern, es sey nun, auf welche Art es wolle, läßt er sich zum Betrüge verleiten durch seinen Eigennuß, freuet er sich seiner Güter ohne alle Rücksicht auf die Erwerbsquelle, aus welcher sie hervorgiengen; und findet er es gar nicht verdamulich, unter ihnen auch solche zu dulden, die ihm nicht gebühren — dann fliehet ihn, wie man ein Raubthier fliehet! Wir sind äußerst wenig, wenn wir weiter nichts sind, als ehrlich; aber auch das ist er nicht einmal. In seiner Denkart trägt er ein Brandmark, das er sich selbst aufgedrückt hat. —

Die Familie Jakobs indessen erscheint uns hier von einer ganz andern Seite. —

Text. 1 Mos. 42, 25—35.

„(25) Hierauf befahl Joseph, ihre Säcke zu füllen mit Getreide, und ihr Geld dafür jedem wieder in seinen Sack zu legen, auch überdies noch Zehrung auf den Weg. Und dies that man denn auch. (26) Sie aber luden ihre Waare auf ihre Esel, und zogen ab. (27) Da nun an ihrer Lagerstätte einer seinen Sack öffnete, um seinem Esel Futter zu geben, ward er gewahr seines Geldes, das oben im Sacke lag. (28) Und er sagte zu seinen Brüdern: mein Geld ist wieder da; seht, es liegt oben im Sacke. Da standen ihnen die Gedanken still, und erschrocken sprachen sie unter einander: warum hat Gott uns das gethan? (29) Als sie hernach heim kamen zu ihrem Vater Jakob ins Land Kanaan, erzählten sie ihm alles, was ihnen begegnet war, und sagten: (30) der Mann, der im Laude Herr ist, redete hart mit uns, und hielt uns für Ausrinder

schafter des Landes. (31) Wir aber antworteten ihm: wir sind ehrliche Leute, und noch nimmermehr Kundschafter gewesen; (32) unserer waren zwölf Brüder, Söhne desselben Vaters; einer hat sich verloren, und der jüngste ist noch bei unserm Vater im Lande Kanaan. (33) Da sprach der Herr im Lande zu uns: Hieran will ich sehen, ob ihr ehrliche Leute seyd. Einen von euch Brüdern laßet hier zurück, reiset zu den Euirigen mit den nothdürftigen Lebensmitteln, (34) und bringet euern jüngsten Bruder hieher zu mir. Daran werde ich sehen, daß ihr nicht Kundschafter, sondern ehrliche Leute seyd, und ich werde euren Bruder euch wiedergeben, und ihr möget kaufen im Lande. (35) Als sie nun ihre Säcke ausschütteten, fand jeder sein Geldbündel in seinem Sacke, und bei dem Anblicke dieser Geldbündel erschracken sie sammt ihrem Vater.“

Joseph also fährt fort, seine Brüder auf die Probe zu stellen. Aegypten war schon ein regelmäßig geordneter Staat, und ein solcher Staat kann nicht bestehen ohne das Gesetz, daß Jedem das Seinige zu geben und zu lassen sey. Der verständige, vorsichtige, gutgesünnte Reichsverwalter hielt es also für nöthig, erst zu untersuchen, ob auch wohl seine Brüder als treue Mitglieder eines solchen Staates würden aufreten können. Bisher hatten sie nur noch in Verbindung gestanden mit ihrer eigenen Familie; sie hatten ein umherschweifendes Hirtenleben geführt, und nur die Befriedigungsmittel ganz einfacher, natürlicher Bedürfnisse aufgesucht; sie hatten noch keine Gelegenheit gefunden, bekannt zu werden mit den mannichfaltigen Kunstzeugnissen, die dem Leben einen üppigen Glanz geben, und die sinnliche Begierlichkeit so leicht aufregen. Zur Uebertretung des Gesetzes also, das uns fremdes Eigenthum heilig zu halten gebietet, waren sie noch nie sonderlich versucht worden. Es durfte nicht so

geradezu vorausgesetzt werden, daß ihr redlicher Sinn stark genug sey, einer Versuchung dieser Art zu widerstehen. Joseph ließ darum den Früchten, die sie aufgekauft hatten, insgeheim den Preis derselben wieder beilegen. Wollte man annehmen, daß er ihnen bloß ein Geschenk damit habe machen wollen; wozu dann ein so heimliches Verfahren? Er hätte es ihnen doch ausdrücklich sagen müssen, daß er für das Getreide nichts von ihnen verlangte, daß er dem Preise desselben sogar noch den Reisebedarf für sie hinzufüge. Und in welchen Widerspruch hätt' er sich dann mit sich selbst verwickelt! Wie hätten sie das mit seinem anderweitigen scheinbar harten Benehmen vereinbar finden können? Also seine Absicht war, zu erfahren, ob sie auch bei ihrer Rückkehr das Geld wieder erstatten würden. Und sie giengen bewährt hervor aus dieser Prüfung. Das sehen wir hier schon gleich an dem Schrecken, der sie alle ergriff beim Anblicke des Goldes und Silbers, das in ihren Kornsäcken sich wieder vorfand. Es kam ihnen nicht zu. Ihr Herz erbehte bei dem Gedanken an Raub und Diebstahl, und dies veranlaßt uns denn hier die Frage aufzuwerfen:

Woher der ernste Widerwille der Redlichen gegen ungerechtes Gut?

Die Antwort ist:

1) Sie wissen, daß strenge Ehrlichkeit das Band der menschlichen Gesellschaft sey. Man darf nämlich nur einen Augenblick sich hindenken unter Menschen, die es für erlaubt halten, sich fremdes Gut anzueignen, und man sieht sogleich, daß unter solchen Menschen gar nicht einmal von Eigenthum die Rede seyn könne. Was Jemand auch immer sich erworben haben möge durch

rechtlichen Gebrauch seiner eigenen Kraft; es ist ihm nicht sicher. Sobald seine Kraft erlahmet, oder ein Stärkerer über ihn kommt; so wird es ihm wieder entrisfen. Er darf also noch weniger unbedenklich irgend einem Andern etwas anvertrauen; denn dieses Vertrauen setzt immer wieder voraus, daß der Andere es für unerlaubt halten müsse, ihm mit Treulosigkeit zu lohnen. Hier aber sucht jeder den Andern nur zu überlisten und zu übervorthellen; jeder beobachtet den andern mit argwöhnischem Blicke; eine allgemeine Angstlichkeit ist unter ihnen einheimisch. Wer möchte unter solchen Menschen wohnen und leben? Wer mit ihnen Handel und Verkehr treiben? Würden nicht die bessern, die etwa in ihren Kreis gerathen wären, sich bald wieder von ihnen absondern? Würden nicht die schlechtern sich bald selbst unter einander verdrängen? Würde nicht ihre Gesellschaft nothwendiger Weise in sich selbst wieder zerfallen? Der Prophet Hoseas schildert späterhin einmal die Israeliten als eine solche Gesellschaft.*) Es ist — sagt er — keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes im Lande, sondern Gotteslästern, Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen hat überhand genommen, und es kommt eine Blutschuld nach der andern. Aber er setzt dann auch hinzu: Darum wird das Land in Jammer versinken, und allen Einwohnern wird es übel gehen. Und wurde dieses Wort nicht auch erfüllt? Wurde nicht mehrmals die ganze bürgerliche Verfassung der Israeliten aufgelöst? Es ist also gewiß: hätten die Söhne Jakobs schon damals, als ihr unerkannter Bruder gesonnen war, sie nach Aegypten zu ziehen, ähnliche Vorwürfe verdient; so würde die Ausführung seines Planes sehr thöricht ge-

*) Hof. 4, 1—3.

wesen seyn. Und möglich war dieß doch allerdings. Er war bekant mit ihrer unständigen, an keine feste Ordnung gebundenen, Lebensweise; er wußte, wie wenig aus dieser Lebensweise eine Bildung für das geregelte Verhalten in einem geseslich eingerichteten Staate hervorgehen könne; er selbst hatte schon erfahren, daß sogar sein vormaliges buntes Gewand fähig gewesen sey, ihren Reiz aufs höchste zu treiben, und neben dem Gefühle für Gerechtigkeit die natürlichen Gefühle der Liebe und des Mitleids in Hinsicht auf Bruder und Vater aus ihrem Herzen zu verbannen. Wie hätte er den Aegyptern eine Horde zuführen dürfen, die noch gewohnt war, meist nur dem Rufe des sinnlichen Triebes und der niedern Leidenschaft zu folgen? Wie hätte er vergessen können, daß auf seinem gegenwärtigen Posten der größte Theil seiner eigenen Ehre dahinschwänden werde, wenn er dem Volke als Mitglied einer Familie ohne Sinn für ein ehrbares Leben und Handeln in der bürgerlichen Gesellschaft erscheinen sollte? Allein es zeigte sich bald, daß seine Brüder diesen Sinn schon mehr entwickelt hatten. Sie waren schon um zwei Jahrzehende älter geworden; sie hatten zugenommen an Ernst und Erfahrung; das stille Bewußtseyn ihrer Schuld, verbunden mit dem Anblicke ihres gebeugten Vaters, dieses frommen Greises, hatte ihrem Herzen eine mildere Stimmung gegeben; sie standen selbst schon da als Familienväter; ihre Verhältnisse hatten sich erweitert und vervielfältigt, und sie auch tauglicher gemacht zu einem bestimmten Verein in unveränderlichen Wohnsitzen und unter allgemeingültigen Gesezen. Sie verriethen daher auch sogleich schon einen entschiedenen Widerwillen gegen das Gut, das rechtmäßiger Weise nicht mehr ihnen, sondern Andern gebührte. Und einen solchen Widerwillen sollen

wir jederzeit äussern. Nur an die Menschen, von deren strenger Ehrlichkeit man überzeugt ist, hängt man sich mit innigem Vertrauen; nur mit ihnen schließet man gern Verträge und Bündnisse; nur sie ziehet man gern in den Kreis seiner Freunde. Solche Redliche sind gleichsam die Grundsäulen, auf welchen das Gebäude des Gemeinwohls ruhet. Sie halten noch fest an Treue und Glauben, und erwerben sich dadurch zugleich das Verdienst, daß sie auch in manchem Andern, der nicht selten schon getäuscht wurde, den furchtbaren Gedanken unterdrücken, in eine durchaus betrügerische Welt gebannt zu seyn. Sie beschämen durch ihr Beispiel noch den Unredlichen, stellen ihn vor den Augen unbefangener Beurtheiler von einer verabscheuungswürdigen Seite dar, und regen den Eifer in ihnen auf, zum Schutze ihrer wechselseitigen Rechte sich mit einander vereint zu erhalten. Ja, wenn sie nicht mehr wären; so würden Betrug und Ungerechtigkeit bald aufhören, mit Schande zu beladen, und die Menschen würden, gleich Dieben und Räubern, desto mehr Ehre zu verdienen glauben, je mehr fremdes Gut sie an sich zu reißen, und je mehr List oder Verwegenheit sie dabei anzuwenden wüßten. Heil dem Lande oder der Stadt, wo die Redlichen die große, überwiegende Mehrheit der Bewohner ausmachen! Dort ist gut seyn! Dort ist das gesellige Leben ein sicheres, ruhiges, beglückendes Leben!

2) Sie wissen aber auch, daß strenge Ehrlichkeit mit der Achtung für die Religion in unzertrennlichem Bunde stehen. Zwar hat man Beispiele genug, daß Menschen ihre gottesdienstlichen Gebräuche sehr pünktlich beobachteten, und doch zu Sannerbanden gehörten; daß sie mit großer Andacht beteten, und doch sogar während ihres Gebets durch flüchtige Winke ihren Raubgehilfen

den Ort andeuteten, wo das geraubte Gut zu verbergen sey. Aber läßt sich von ihnen behaupten, daß sie Religion hatten? Liegt nicht schon in dem Worte Religion auch das Merkmal der Gewissenhaftigkeit? Und kann sie denn etwa auch da wohnen, wo ein gewissenloser Mensch nur mit dem Munde sich zu Gott naht, nur mit den Lippen ihn ehret? Wir wissen ja, Gott selbst ist gerecht; jedem giebt er, was ihm zukommt, niemanden entzieht er, was er zur Beförderung seiner wahren Glückseligkeit bedarf. Können die Menschen ihm wohlgefallen, wenn sie ganz entgegengesetzte Gesinnungen haben, und auch die rechtlichsten Ansprüche ihrer Mitmenschen verhöhn? Gott ist ihr höchster Wohlthäter, und als solcher offenbaret er sich ihnen auch in so fern, als er ihnen Gesetze giebt. Nur aus liebevoller Fürsorge für ihre Bildung zum Vollgenusse des Heils giebt er sie. Können sie dankbar seyn, wenn sie seine Gesetze übertreten? Können sie ihn wieder lieben, wie er es verdienet, wenn sie zeitliches Gut mehr lieben, als ihn? Gott ist ihnen jederzeit unentbehrlich. Keinen Augenblick durchleben sie, ohne erhalten zu werden durch seine alleswirkende Kraft. In tausend Fällen empfinden sie das Bedürfniß, ihn um Trost und Hilfe anzurufen. Können sie auf seine Gnade rechnen, wenn sie ihr Trost bieten? Können sie mit zuversichtlichem Geiste vor seinen Thron hintreten, wenn sie dort erscheinen als Betrüger seiner Kinder? Können sie Erhöhung ihres Gebets erwarten, wenn sie durch diese Erhöhung desselben nur gekräftiget zu werden wünschen, in seinem Reiche Unheil zu verbreiten? Als Christen insbesondere wird uns zugerufen: Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet*). Wir werden erinnert, daß Jesus

*) 2. Tim. 2, 19.

darum für uns sich hingegeben habe, damit er uns von aller Ungerechtigkeit erlöse, und uns reinige zu einem ihm eigenthümlichen Volke, das da fleißig sey in guten Werken*). Auch hat er selbst durch seine Erhabenheit über alle Güter der Erde uns gezeigt, worauf wir den höchsten Werth zu legen und unsere rastlosesten Bestrebungen zu richten haben. Können wir mit Recht uns mischen unter seine Verehrer, wenn wir, seiner Ermahnungen und seines Beispiels vergessend, bloß auf Erwerbung und Vergrößerung irdischer Güter Fleiß und Sorgfalt verwenden? Können wir uns emporschwingen zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, zu welcher er uns berufen hat, wenn wir uns in Ketten schmieden lassen, sey es auch in goldene? Dürfen wir glauben, auch sogar als Betrüger noch zu passen in sein Reich, das Reich, das mit einer so uneigennütigen, aufopfernden Liebe von ihm gestiftet wurde? Nein, es ist Unverstand oder Heuchelei, zu sagen: ich habe Religion, und doch keinen ernstlichen Widerwillen zu empfinden gegen ungerechtes Gut. Davon waren gewiß auch die Brüder Josephs überzeugt. „Warum hat Gott uns das gethan?“ So sprachen sie unter einander, als einer unter ihnen auf der Rückreise nach Kanaan bei seiner Frucht auch das Geld wieder fand, das dafür hätte bezahlt werden sollen. Sie selbst zwar waren dabei sich keiner Unredlichkeit bewußt; aber der Schein war wider sie, und das hielten sie für ein trauriges Schicksal. Sie dachten sogleich an Gott, der dieses Schicksal über sie verhängt habe, und bewiesen sogleich, daß noch Sinn für die Religion in ihrem Herzen sich rege. Wie hätten sie bei einem solchen Sinne auch nur den Gedanken ertragen können,

*) Lu. 2, 14.

den Schein der Betrüger, der Freunde des ungerechten Guts zu haben? Und wie dürften wir zweifeln, daß derselbe Sinn unter ähnlichen Umständen auch in allen Redlichen dieselben Empfindungen wirken werde?

3) Sie wissen ausserdem, daß nur strenge Ehrlichkeit über jedes Gut den Segen des Himmels herabziehe. Denn schon ein altes Sprichwort sagt: Unrecht Gut gedeihet nicht. Und das bemerkten auch von jeher die Weisen aller Zeiten. David versichert: „Das Wenige, das ein Gerechter hat, ist besser, als das große Gut vieler Gottlosen“^{*)} Und Salomo: „Unrecht Gut hilft nicht; aber Gerechtigkeit rettet vom Verderben“^{**}). Einer der Propheten verkündigt das Schicksal der gewissenlosen Bewohner Samaria's. „Sie achten — sagt er — keines Rechts; sie sammeln Schätze von Frevel und Raub in ihren Pallästen. Darum spricht der Herr: Man wird dies Land rings umher belagern, und dich herunterreißen von deiner Macht, und deine Häuser plündern“^{***}). Und ein anderer Prophet ruft aus: „Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wird's währen“^{****}). Die kurze Dauer des ungerechten Guts wird uns oft schon erklärbar aus der natürlichen Sinnesart des Menschen, der es an sich zog. Er hat es ohne Mühe, ohne rechtmäßige Anwendung seiner Kräfte. Ihm also ist es auch nicht so viel werth, als das Sauererworbene; er geht schon weniger haushälterisch damit um, zumal, da er (obgleich oft irriger Weise) voraussetzt, daß er das Verschwendete oder Verlorene leicht aufs neue durch Betrug werde ersetzen können. Und wie? wenn sein Gut als ungerechtes auch von Andern erkannt wird? Wie? wenn er nun seinen

^{*)} Ps. 37, 16. ^{**)} Spr. 10, 2. ^{***}) Amos 3, 10, 11. ^{****}) Habak. 2, 16.

ehrliehen Namen verloren hat? Wird alsbann noch wohl jemand so unklug seyn, mit ihm in Verbindung zu treten, oder Geschäfte mit ihm zu treiben? Werden nicht die Redlichen sich von ihm zurückziehen? Werden sie nicht Andere vor ihm warnen? Und werden nicht die Unredlichen seiner List nur noch größere List entgegenzusetzen suchen? Werden nicht diese oft nur das Recht der Wiedervergeltung auszuüben glauben, indem sie ihn eben so behandeln, wie er Andere zu behandeln pflegt? Schwindet also nicht in jedem Falle gar bald wieder dahin, was er mit Unrecht zusammengescharrt hat? O wie gesegnet ist dagegen ein Mensch, der jederzeit die Regeln der strengsten Ehrlichkeit befolgt! Er bewahret und benutzet seine Güter, wie es mit seiner Pflicht zusammenstimmt; er erheitert sich den Genuß derselben im Kreise solcher Menschen, von welchen er sich geehrt und geliebt weiß; er darf darauf rechnen, daß diese nicht nur von Herzen sein Glück ihm gönnen, sondern es gern auch sichern und mehren; er verpflanzt zugleich auf seine Kinder einen ehrlichen Namen, und eröffnet dadurch noch lange nach seinem Tode ihnen den freien Zugang zu Jedem, der ihn, wenn auch nur diesem Namen nach, kennen und schätzen lernte. Dies alles geht aus seiner Gesinnung und seinem Verhalten entweder als natürliche Wirkung hervor, oder ist doch der Regel nach damit verbunden. Er bereitet sich selbst diesen Segen, indem er die Bedingungen erfüllt, unter denen er ihm zu Theil werden konnte. Oft aber — und dies lehren vielfache Erfahrungen — oft lieget auf einem Gute auch noch ein besonderer Segen, den er sich nicht so natürlich zu erklären weiß. Alles gelingt ihm, was er damit beginnt; alles gedeihet, wozu er es anwendet. Selbst aus dem Kleinen entwickelt sich etwas Großes. Immer geht er auf

dem Wege des Rechts; aber zu diesem bedeutenden Ziele glaubte er doch anfangs unmöglich gelangen zu können, wenigstens nicht so schnell und nicht so leicht und ungehindert. Er selbst geräth darüber in Erstaunen, und er kann nicht umhin, eine höhere Hand zu ahnen, die sich für ihn mit Segen füllte, und alle seine Unternehmungen zu dem glücklichsten Ausgange leitete. Er findet darin eine merkwürdige Offenbarung des göttlichen Wohlgefallens an strenger Ehrlichkeit, und er fühlt sich dadurch gestärkt in seinem Widerwillen gegen alles ungerechte Gut. Befremden also kann es uns keinesweges, daß Josephs Brüder sogar erschrakken, als sie die Geldbündel wieder fanden, die sie für das erkaufte Getreide hätten zurücklassen sollen. In Aegypten für unredlich gehalten zu werden, dort, wo sie ihre Redlichkeit so vest behauptet hatten, das war ihnen schon an sich selbst ein peinlicher Gedanke. Noch peinlicher aber ward er dadurch, weil sie ihren Bruder Simeon dort als Geißel hatten hingeben müssen, und weil der Nahrungsmangel sie bald aufs neue dorthin treiben konnte. Wenn der Anblick des Geldes sie sonst vielleicht erfreute, so mußte es doch nun ihnen scheinen, als ob sie mit ihm den Fluch in ihre Hirtenzelte gebracht hätten, und als ob darum auch auf dem herbeigeführten Speisevorrathe der Segen Gottes unmöglich ruhen könne. Und solche Empfindungen sind es, welche jederzeit das Herz der Redlichen durchströmen. Also —

4) Sie wissen endlich auch, daß sie mit strenger Ehrlichkeit zugleich die Ruhe ihrer Seele aufopfern. Denn diese gründet sich vorzüglich auf das Bewußtseyn, daß sie zwischen vergänglichem und unvergänglichen Gütern stets einen Unterschied gemacht, und auf die letztern nie verzichtet haben um der erstern willen. Zwar

sehen sie ein, daß es nur Unverstand oder nur Sucht nach Scheinheiligkeit verrathe, wenn ein Mensch über vergängliche Güter immer die verächtlichsten Urtheile fällt. Auch diese Güter sind von Gott, und — sie sollen Beförderungsmittel der edelsten Zwecke seyn, sollen dem Geiste seine Selbstbildung erleichtern, dem Herzen die Freude gewähren, Andern seine wohlwollende Gesinnung in mannichfaltigen Thaten offenbaren zu können; und dem Leben dadurch, auch bei eigener Beschränkung auf die Befriedigung weniger Bedürfnisse, einen Reiz geben, der es dem seligen Leben der gütigen Gottheit selbst ähnlich macht. Sollte aber darum auch der unverschuldete Mangel an solchen Gütern wohl als das höchste Uebel zu betrachten seyn? Sollten bloße Mittel uns jemals wichtiger erscheinen, als die Zwecke, zu deren Beförderung sie bestimmt sind? Sollte mit jenen Zwecken, Geist und Herz und Leben für uns selbst und für Andere zu vervollkommen, auch Ungerechtigkeit in der Erwerbung jener Mittel bestehen können? Sollte nicht vielmehr bei dem Bewußtseyn einer solchen Ungerechtigkeit ein Mensch auch im Besitze zahlloser äußerer Güter sein innerstes Wesen ungebildet, verderblich, arm und freudenleer nennen müssen? Nein, mögen immerhin auch jene vergänglichen Güter ihren Werth auf Erden haben; den Verlust an innerer Würde und Selbstzufriedenheit können sie doch nicht ersetzen. Davon sind alle Redlichen fest überzeugt. Das gute Gewissen, die Freudigkeit beim Andenken an Gott, der stille Hinblick auf Tod und Grab, die heitere Aussicht in die Zukunft, und die herzerhebende Empfindung eines getrosteten Muthes bei den Annehmungen der Rechenschaft, die sie einst werden abzulegen haben von der Art ihres Benehmens in Hinsicht auf die Güter der Vergangenheit — dies geht den Redlichen über
Rede, Belehrungen I.

alles. Sie würden sich Thoren schelten, sie würden als ihre eigenen Feinde aufzutreten glauben, wenn sie sich verblenden und bezaubern ließen durch ein Gut, das ihnen morgen schon wieder entrissen werden, oder das morgen schon ihnen unbrauchbar geworden seyn kann. Sie würden kummervoll auf ihrem Lager sich hin und her winden, sie würden in jeder Erzählung von betrügerischen Menschen ihr eigenes Bild erblicken, sie würden der Entdeckung einer schändlichen Handlungsart mit jedem Tage zitternd entgegensehen, und von dem Gedanken an ihre bevorstehende Schande, wie von einem furchtbaren Blitzstrahle, oft auch mitten im Laumel des Sinnengenußes, durchdrungen und erschüttert werden, wenn sie wüßten, daß irgend ein ungerechter Eingriff in fremdes Eigenthum ihnen zu erweisen sey. Alle ihre Gefühle würden sich sträuben gegen den feinen Gewinn, wie gegen den Gewinn einer ganzen Welt, wenn sie dabei Schaden litten an ihrer Seele, und sie würden ihre Ruhe nicht eher wieder finden, bis sie durch pflichtmäßige Verzichtleistung auf das unrecht Erworbene, auch wenn sie es unbesorgt vor den Menschen hätten behalten und genießen können, den Schaden an ihrer Seele wieder geheilt hätten. Es wird uns denn auch erklärbar des redlichen Jakobs Schrecken beim Anblick der zurückgebrachten Gelbbündel seiner Söhne. War er gleich selbst hier durch aus vorwurfsfrei, und setzte er auch keinen Verdacht in die Redlichkeit der Seinigen; so beunruhigte ihn doch schon das Unbegreifliche, das er in diesem Vorfalle fand, und noch mehr der Gedanke: da ist nun ungerechtes Gut in meinen Händen; mir kommt es nicht zu, und seinem rechtmäßigen, weit entfernten, Eigenthumsherrn kann ich es wenigstens sogleich nicht ersetzen. Gern hätte er im lebendigen Gesühle seiner Pflichtliebe auf der Stelle es von sich hin

weggeschleudert, wenn es möglich gewesen wäre, die rechtliche Forderung des Aegypters dadurch zu befriedigen, und die Ehre seiner eigenen Redlichkeit zu retten. Aber nun mußte er auch wider seinen Willen es noch zurückhalten; es war ihm, als ob es brenne, wie Feuer, in seinen Händen; er sehnte sich nach dem Zeitpunkte, wo er seiner auf gesetzliche Art sich wieder entledigen konnte. Und was seine Söhne betrifft — diese fühlten dabei natürlicher Weise sich noch mehr beunruhigt. Auch sie zwar waren in dieser Hinsicht schuldlos; sie hatten das Geld nicht wieder entwandt. Aber die Erinnerung an ihre vormalige Grausamkeit gegen Joseph war doch in Aegypten so lebhaft geworden, daß sie geneigt waren, alles Widrige, was ihnen begegnete, als eine Strafe zu betrachten. Selbst der unverschuldete Verdacht, der nun auf ihnen zu haften schien, wirkte auf ihr Herz, wie ein verschuldetes Leiden. Jeder Blick auf das zurückgebrachte Geld weckte auch wieder den Gedanken: „Wer Unrecht thut, der wird Mühe erndten, und wird unkommen unter der Zuchttruthe seiner eigenen Bosheit“*). An ihren Widerwillen gegen das Gut, von welchem sie glaubten, daß es einen Schandfleck in ihr Leben bringen werde, knüpfte sich ein Widerwillen gegen sich selbst, der die Ruhe aus ihrer Seele völlig verjagte.

Und diese Ruhe der Seele, die uns im Leben, im Leiden und im Tode so unentbehrlich ist — wie könnte sie auch wohl bestehen, wenn wir nicht recht thun? Wie könnten wir hoffnungsvoll emporschauen zu dem Heiligen im Himmel, wenn wir auch an ungerechtem Erdengute unsere Blicke weideten mit Wohlgefallen? Wie könnten wir freu-

*) Spr. 22, 8.

dig hintreten vor den Richterstuhl des ewigen Bergesters, wenn uns der Fluch und die Thränen der Betrogenen dorthin verfolgten? Ach, es rückt eine Zeit heran, wo die Erde mit allen ihren Goldbergwerken, wie ein leichter Nebel, zerrinnet vor unsern Augen, und nur das gute, pflichtliebende Herz einen Preis hat; die Zeit, wo aus Licht kommt, was im Finstern verborgen war, und nirgends mehr eine Hülle vorfindlich ist, womit die Ungerechtigkeit verdeckt werden könnte; die Zeit, wo der Betrüger selbst zurückbebet vor der Erinnerung an die vormals so innigst geliebte Frucht seines Betruges, und mit Schrecken wahrnimmt, daß er sich selbst nur betrogen habe um seinen ewigen Frieden. Dann wird er wünschen, daß doch seine Gewölbe lieber möchten zusammengestürzt, seine Geldkassen lieber unter seinen Händen möchten zerspringen seyn, ehe er den unseligen Entschluß faßte, auch ungerechtes Gut in sie aufzunehmen. Umsonst! Er hat ihn ausgeführt, diesen Entschluß; das Geschehene kann nicht wieder ungeschehen werden; höllische Geister sind hervorgeföhrt aus seinen Goldhaufen in dieser Welt, um ihn zu quälen in der andern. Dann wird er wünschen, daß doch die rechtmäßigen Eigenthümer alle sich möchten sammeln können um ihn her, und daß es ihm verstatet seyn möchte, ihnen reichlichen Ersatz zu geben für das, was er habgierig ihnen entzog oder vorenthielt. Umsonst! Eine unübersteigliche Kluft ist bevestigt zwischen ihm und ihnen; sie bedürfen eines Ersatzes nicht mehr; der große Eigenthümer des Himmels und der Erde hat ihre Rechte geltend gemacht, und er hingegen ist arm und elend. Wie? Und wir sollten ihn nicht anerkennen, den hohen Werth einer strengen Ehrlichkeit? Wir sollten ihn nicht tief empfinden, den ernstern Widerwillen gegen unge-

rechtes Gut? Nein, hinweg, hinweg mit den Unredlichen unter uns! Da werde kein Einziger gefunden in unserer Mitte, der nicht sollte versichern dürfen mit voller Zustimmung seines Herzens: alles, was ich habe, das habe ich mit Recht; es ruhet kein Fluch auf meinem Eigenthum, es klebt keine Thräne der Betrogenen an meinen Gütern; verdammt sey der Hellen, der mir nicht gebührt, und den ich doch wissentlich mir angeeignet haben sollte!

Ohne Rechtthun ist kein Friede,
Und die Seele hascht sich müde
Nach dem Blendwerk dieser Zeit.
Sieber dürftig seyn und bleiben,
Als Betrug und Wucher treiben,
Das gewährt Zufriedenheit.

Worauf gründet sich die natürliche Anhänglichkeit der Eltern an ihre Kinder?

E i n l e i t u n g.

Mit welcher Weisheit und Liebe hat Gott alles in der Welt angeordnet! Es bedarf nur einer vorurtheilsfreien, obgleich oberflächlichen, Beobachtung der Natur, um zum Erstaunen darüber hingerissen zu werden. Aber je sorgfältiger wir die Einrichtung der Dinge untersuchen, je tiefer wir dem Zwecke ihrer mannichfaltigen Erscheinungen und Veränderungen nachforschen, desto freudiger wird jenes Erstaunen, desto unwiderstehlicher fühlen wir die sanfte Gewalt, mit welcher unser Herz emporgezogen wird zu dem, der köstliche Gaben in dem unendlichen Raume vertheilte, und nun seine Arme ausbreitet um das Weltall, wie um sein geliebtes Kind. Freilich finden wir hier auch viel Großes und Erhabenes, viel Furchtbares und Erschütterndes. Wir hören die Stürme brausen, und die Donner krachen; wir sehen die Meereswogen sich thürmen, die Gebirge emporragen bis in die Wolken, und hoch über den Gebirgen andere Welten dahertziehen in stiller, glanzreicher Majestät. Dies alles weist uns hin auf eine unbegrenzte Macht, und die lebendige Vorstellung derselben beuget unsere Kniee, wirft uns wieder in den Staub, und nöthiget uns zu tiefer, mit geheimem Schauer verbundenener, Anbetung. Kaum aber erwacht wieder der Ge-

danke: die höchste Macht wirkt nicht blindlings und rücksichtslos, sie wird geleitet von höchster Weisheit und Liebe; so schwindet jener geheime Schauer dahin, wir erheben uns wieder aus dem Staube, und in unsere Aebetung mischen sich Dank und Jubel und Vertrauen.

Ein solches Frohgefühl ist es auch, das uns durchdringt und erhebet, wenn wir insbesondere des zarten Bandes gedenken, wodurch der Vater der Wesen die Eltern an ihre Kinder geknüpft hat. Wir entdecken darin eine weisse Liebe, die überall die wohlthätigsten Zwecke durch die passendsten Mittel befördert, und darum auch das, was der menschlichen Willensfreiheit ohne sichtliche Gefahr für jene Zwecke nicht ganz überlassen werden konnte, durch die Anlage natürlicher Triebwerke in dem Menschen unterhält. Was würde geworden seyn aus unserm Geschlechte, wenn nicht die Vater- und Mutterherzen sich hingezogen fühlten zu den Kindern? Wie hätten große Völker sich bilden, wie hätte die bewohnbare Erde allenthalben gehörig benützt und verschönert werden können, wenn die vieljährige, mühsame Verpflegung der armen Kleinen einzig das Werk eines willkührlichen Entschlusses der Menschen geblieben, und nicht durch geheime Veranstellungen in ihrer Natur begünstigt und gesichert worden wäre?

Es ist wahr, nicht aller Väter und aller Mütter Herz wird in gleichem Grade bewegt von dem Triebe zu den Kindern. Auch ist der Grad seiner Stärke nicht in Hinsicht auf alle seine Kinder derselbe. Ja, es giebt Fälle, wo er fast ganz unterdrückt, und wo nun an den Hülflosen sogar ein verruchter Mord vollzogen wird. Allein diese empörenden Erscheinungen in der Geschichte des Menschenlebens treten doch nur äusserst selten ein, und — sie beweisen nur die alles umstürzende Macht einer über-

wiegenden Leidenschaft. Wird ja doch nicht selten sogar der gewaltige Trieb der Selbsterhaltung durch eine solche Leidenschaft niedergetreten, schleudert ja doch mancher im Zorne, aus Ehrgeiz, aus Unmuth über einen tiefgefühlten Verlust, aus Gram über vereitelte Hoffnungen sogar sein eigenes Leben, wie eine verächtliche Kleinigkeit, von sich. Wie kann es uns befremden, daß ein anderer, schwächerer Naturtrieb unter einem solchen Aufruhr in dem Innern des Menschen zuweilen verstummet, und eines Kindes Leben muthwilliger Weise aufgeopfert wird? Zahlreicher, weit, weit zahlreicher sind und bleiben dagegen doch immer die Beispiele der herzlichsten Kinderliebe. Gegen einen einzigen Mörder, gegen eine einzige Mörderin der zarten, schuldlosen Kleinen lassen doch immer sich mehrere tausend Väter und Mütter aufstellen, die gleichsam mit Leib und Seele an ihren Kindern hängen, die für nichts in der Welt so viel Gefühl haben, als für sie, und die, wenn etwa ihr Haus mit all' ihrer Habe und zugleich mit ihren Kindern ein Raub der Flammen werden sollte, doch vor dem flammenden Hause händeringend nur ausrufen würden: Ach, unsere Kinder! unsere Kinder! Wo sind sie? Wer rettet sie? Mag doch alles aufodern in Flammen — hätten wir nur unsere Kinder gerettet!

Einen solchen Sinn äusserte auch Jakob, als nur die bloße Vorstellung ihn übermannte, daß er bald aller seiner Kinder beraubt seyn werde. —

Text. 1. Mos. 42, 36—43, 14.

„Da sprach Jakob zu seinen Söhnen: Ihr beraubet mich meiner Kinder! Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollet ihr hinnehmen. Es fahrt alles über mich. (37) Ruben antwortete seinem

Vater, und sprach: Meinen beiden Söhnen magst du das Leben nehmen, wenn ich ihn dir nicht wieder bringe. Mir übergieb ihn nur! Ich bringe ihn dir zurück. (38) Er aber sagte: Nein, mein Sohn soll nicht mit euch ziehen. Sein Bruder ist gestorben, und er allein mir übrig geblieben. Ihm könnte ein Unglück begegnen auf der Reise, und dann würdet ihr mein graues Haupt mit Herzeleid in die Grube bringen. (43, 1.) Indessen drückte die Hungersnoth das Land, (2) und da alles Getreide verzehret war, das sie aus Aegypten gebracht hatten, sprach ihr Vater zu ihnen: Ziehst nochmals hin, und kaufet Speise für uns! (3) Da antwortete Juda: Der Mann hat uns aufs strengste bedeutet: Ihr dürft mir nicht wieder vor die Augen kommen, es sey denn euer Bruder bei euch. (4) Willst du nun unsern Bruder mit uns absenden, so wollen wir hinziehen, und Speise kaufen. (5) Willst du ihn aber nicht mit uns senden; so ziehen wir nicht dorthin; denn der Mann hat versichert: Ihr sollt mir nicht vor die Augen kommen, wenn nicht auch euer Bruder bei euch ist. (6) Israel fragte: warum aber habt ihr mir das zu Leide gethan, dem Manne zu sagen, daß ihr noch einen Bruder hättet? (7) Sie antworteten: Der Mann forschte gar zu genau nach uns und den Unsrigen. Er fragte: lebet euer Vater noch? Habt ihr auch noch einen Bruder? Und wir sagten ihm die Wahrheit auf seine Fragen. Wie konnten wir wissen, daß er nun verlangen würde: bringet euren Bruder mit hieher? (8) Juda sprach darauf zu Israel, seinem Vater: Laßt nur den Knaben mit uns ziehen, und wir wollen uns aufmachen und abreifen, damit wir am Leben bleiben, und nicht Hungers sterben, wir und du und unsere Kinder. (9) Ich will Bürge für ihn seyn. Von meinen Händen sollst du ihn fordern. Wenn ich dir ihn nicht wieder bringe, und ihn dir vor die Augen stelle; so will ich mein Lebenlang die Schuld tragen. (10) Hätten wir so nicht gezögert; so hätten wir schon zweimal wieder hier seyn können. (11) Da sagte endlich ihr Vater Israel zu ihnen: Muß es denn durchaus also seyn, so sey es! Aber nehmet in euren Säcken von des Landes besten Früchten mit, und bringet dem Manne Geschenke, etwas Balsam, Rosenhonig, Gewürze, Räucherharz, Pistaziennüsse und Mandeln. (12) Nehmet auch anderes Geld mit, und

außer diesem bringet zugleich das Geld wieder dahin, das sich in euren Säcken gefunden hat. Vielleicht ist ein Irrthum da geschehen. (13) Und so nehmet denn euren Bruder hin! Machtet euch auf, und reiset wieder ab zu dem Manne! (14) Gott aber, der Allmächtige, lenke den Mann zur Barmherzigkeit gegen euch, daß er euren andern Bruder euch lasse, und so auch Benjamin. Ich muß in dessen seyn, wie ein Vater, der seiner Kinder beraubt ist.“

Diese Worte geben Stoff zu vielen Betrachtungen. Sie machen aufmerksam auf die Schwäche des Alters, die oft schon durch das kleinste widrige Ereigniß bewogen wird, sogleich und in aller Rücksicht das Schlimmste zu fürchten; sie beweisen, daß der Glaube Jakobs an die Verheißung des Herrn: „Ich werde deine Nachkommenschaft segnen und mehren, wie die Sterne am Himmel, und wie den Sand am Meeresufer“ *) nicht so unerschütterlich war, wie der Glaube seiner Väter; sie bestätigen jedoch auch die strenge Redlichkeit seines Sinnes, die nicht einmal den Gedanken in ihm aufkommen ließ, daß man aus dem Irrthume eines Andern Vortheil ziehen, und ungerechtes Gut vorgeblich aus ähnlichem Irrthume zurückbehalten dürfe; sie weisen dabei zugleich hin auf die Lebensklugheit, mit welcher er nach morgenländischer Sitte für den Mann in Aegypten Geschenke bestimmte, um dadurch ihm seine Achtung zu bezeugen, den Argwohn in ihm zu unterdrücken, und ihn zur Befriedigung seines Kornbedarfs desto geneigter zu machen. Was aber in jener Erzählung am mehesten hervorsteht, das ist der einfache, und doch starke, Ausdruck seines väterlich gesünnten Herzens. Getreide zwar hatten

*) 1. Mos. 22, 17.

seine Söhne mitgebracht aus Aegypten. Er war mit seiner Familie vorerst wieder gesichert vor dem Mangel am Nahrung, und das konnte ihm Freude verursachen. Allein was war diese Freude in Vergleichung mit der Traurigkeit, die ihn bei den Nachrichten seiner Söhne ergriff? Zwei derselben glaubte er schon verloren zu haben; von dem dritten sollte er nun auch noch sich trennen; er fürchtete bald völlig kinderlos zu seyn, und diese Furcht beugte ihn nieder. Wehmuthsvoll rief er aus: Es fährt alles über mich! Anfangs wollte er darum schlechterdings nicht zugeben, daß auch Benjamin mit nach Aegypten ziehe. Lange wurde die zweite Reise dorthin verzögert. Endlich aber nöthigte ihn der immer zunehmende Brodmangel, nachzugeben, und nun wünschte er nichts mehr, als daß doch der allmächtige Gott den ägyptischen Regenten zur Barmherzigkeit stimmen, und ihn bewegen möge, jedes seiner Kinder ihm zurückzusenden, damit er zu seiner Zeit sie alle wieder an sein treues Vaterherz drücken könne. Wir staunen hierüber eben nicht; wir finden diese Züge vielmehr ganz naturgemäß. Nur die Frage ließe sich doch dabei aufwerfen:

Worauf gründet sich die natürliche Anhänglichkeit der Eltern an ihre Kinder?

Es genüget hier nicht, im allgemeinen zu antworten: Sie beruhet auf einem Triebe, den Gott selbst dem Elternherzen eingepflanzt hat. Diese Antwort zwar können wir nicht unrichtig nennen. Auch die Thiere verrathen einen solchen Naturtrieb, der sie zu ihren Jungen wenigstens in der ersten Zeit des Lebens derselben hindrängt, und der Zweck, der im Reiche der Lebendigen durch diesen Trieb befördert werden soll, ist sehr leicht zu erkennen.

Allein Menschen, in denen die Vernunft schon erwacht ist, zeichnen doch dadurch vor den Thieren sich aus, daß sie nicht mehr durch blinde Naturtriebe geleitet werden. Sie beobachten die Erscheinungen auſſer ihnen, sie denken nach über die Verhältnisse, in denen sie sich befinden sie überlegen, was sie zu thun und zu unterlassen haben, sie nehmen Rücksicht auf die Eigenheiten, die Bedürfnisse, den Werth, die Bestimmung, die Nutzbarkeit, die Rechte derer, mit welchen sie in Verbindung stehen, sie schließen aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen auf das Künftige, aus ihrem Benehmen auf seine Wirkungen, von ihren eigenen Wünschen und Erwartungen auf die Wünsche und Erwartungen Anderer, und durch dies alles werden sie fähig, ihre natürlichen Triebe zu beschränken, zu ordnen, zu heiligen. Auch ihre Anhänglichkeit an die Kinder ist daher eine menschliche, nicht eine bloß thierische. Ihr Naturtrieb in dieser Hinsicht ist an gewisse Vorstellungen und Empfindungen, wie an zarte Fäden, geknüpft, und wird auch vorzüglich durch diese in Regsamkeit erhalten. Um also die tiefern Gründe jener Anhänglichkeit zu entdecken, darf man nur diesen Vorstellungen und Empfindungen nachforschen, und dabei sowohl die herbere, als die angenehmere Seite des Elternstandes berücksichtigen.

I. Die herbere Seite des Elternstandes wird begründet durch die auffallende Schwäche und Hülfbedürftigkeit des Menschen in seinen Kindheitsjahren, und durch die dringenden Sorgen und Bemühungen, denen die Eltern um ihrer Kinder willen sich zu unterziehen haben.

Bekanntlich ist die Schwäche und Hülfbedürftigkeit des neugebornen Menschen größer, und sie dauert auch länger fort, als bei irgend einem andern lebendigen Geschöpfe. Es giebt Thiere, die sogleich nach

ihrer Erscheinung auf dem Schauplatze des Lebens ihre Bestimmung schon kennen, und, geleitet durch mächtige Naturtriebe sich ihren Unterhalt zu suchen wissen. Es giebt andere, die nur einer Pflege von wenigen Tagen oder Wochen benöthigt sind, um so weit zu kommen, daß sie ihnen schon wieder entbehrlich ist. Wie so ganz anders verhält sich das mit dem Menschen! Da liegt das Kind mehrere Monate lang, und kann nichts anderes, als durch Wimmern und Weinen seine Bedürfnisse oder seine Schmerzgefühle andeuten. Da ist ein ganzes Jahr erforderlich, bis es auch nur mit einiger Sicherheit dahergehen lernt. Sich selbst überlassen würd' es in seiner ersten Lebenszeit schon wieder umkommen. Es ist ein höchst ärmliches Wesen an Leib und Seele, und vergleicht man es in diesem Zustande mit dem weit früher entwickelten Thiere, so möchte man beim ersten Anblicke fast glauben, nicht der Mensch, sondern das Thier sey bestimmt zu höherer Vollkommenheit. Auch sind wirklich eben darüber oft schon laute Klagen erhoben worden. Mancher seichte Denker fand es widersprechend oder ungerecht, daß Gott den Menschen, der doch sonst sein Liebling zu seyn scheine unter allen Lebendigen auf Erden, in dieser Hinsicht so tief unter das Thier herabgesetzt habe. Er war der Meinung, daß dem Menschen eigentlich auch die Fähigkeit, sich schnell zu entwickeln, verliehen seyn sollte, und daß seine anfängliche, viele Jahre lang fortdauernde, Schwäche und Hilfsbedürftigkeit gar nicht passe zu der Würde seiner Natur. Er bedachte nicht, daß das Thier in der Welt nur sehr wenig zu leisten habe, und darum auch bald zu der Fertigkeit gelangen könne, es wirklich zu leisten; nicht, daß es in der Art seiner Wirksamkeit nur einem innern Drange seiner Natur folge, und bloß auf solche Gegenstände achte,

die auf die Erhaltung seiner Natur Bezug haben; nicht, daß der Mensch dagegen, bestimmt zu einer vielseitigen Wirksamkeit, auch mit sehr vielen Gegenständen sich bekannt machen müsse; nicht, daß überhaupt alles Vollkommene zu seiner Ausbildung mehr Zeit erfodere, als das Unvollkommene, und daß z. B. vor der hohen, stämmigen Eiche ein halbes Jahrhundert vorüber fliehen mußte, bevor ihr festes Gehölz sich verdichten, und nach Jahrhunderten noch emporragen konnte bis in die Wolken, ein Denkmal der Vorzeit, indessen tausend lockere, leichtholzige, schnell aufgewachsene Pflanzen und Bäume neben ihr bald wieder ein Opfer der alles zermalmenden Zeit wurden. Was aber von noch höherer Bedeutung ist — wird nicht durch eben jene merklichere und länger anhaltende Schwäche und Hülfbedürftigkeit der Kinder auch das Band zwischen den Eltern und ihnen enger zusammen gezogen? Fühlen nicht sie selbst sich inniger verschlochten in das häusliche Leben, wirksamer angewöhnt zu häuslicher Tugend, weil so viele Jahre lang der Beistand ihrer Hausgenossen ihnen unentbehrlich ist? Würden sie nicht bei schnellern Hinzureifen ihrer eigenen Kraft sich auch bald wieder trennen von ihrer Familie, und so zugleich des Dankes vergessen, der ihr gebührt? Und hat nicht hier auch die Anhänglichkeit der Eltern an ihre Kinder einen ihrer tiefsten Gründe? Seine bejahrtern Söhne ließ Jakob unbedenklich eine weite Reise unternehmen; aber auch den jüngsten zu entlassen, dagegen sträubte er sich, und zwar nicht nur darum, weil dieser allein ihm von der Rachel noch übrig war, sondern auch darum, weil er fürchtete, daß ihm ein Unglück begegnen möchte auf der Reise. Als der jüngste erschien dieser ihm auch als der schwächste und hülfbedürftigste, folglich noch unfähig, einer Gefahr mit

eigener Kraft auszuweichen oder Trost zu bieten. Und eben diese Vorstellung ist es, die aller Eltern Herz gar leicht bewegt. Sie empfinden Mitleid mit den kraftlosen Kleinen, und Mitleid führet von selbst zur Liebe hin. Sie nehmen derer sich an, die von ihnen das Leben haben, und ohne treue Hülfleistung nicht würden fortleben können, und wenn wir einmal Wohlthäter Anderer wurden, so ist auch schon eine engere Verbindung geschlossen zwischen ihnen und uns. Daher z. B. auch jenes bekannte Urtheil des weisen Salomo in dem Streite zweier Weiber um die mütterlichen Ansprüche auf ein Kind *). Holte mir ein Schwert her, sprach der König; theile das lebendige Kind in zwei Theile, und gebet jeder die Hälfte. Da entbrannte das Herz der wahren Mutter. Ach, mein Herr, rief sie aus, gebt ihr das Kind lebendig, und tödtet es nicht! Die andere hingegen sprach: Es sey weder mein, noch dein! Lasset es theilen! Und der König erkannte das Recht auf Seiten der erstern. Das innigste Mitleid hatte aus ihr gesprochen. Ihr wurde das schwache, hülfbedürftige Kind lebendig übergeben. Was also beim ersten Anblicke nur als ein Gegenstand gerechter Klagen erscheint, das ist näher untersucht eine Quelle des Familienwohls, das hat die Weisheit Gottes gestaltet zu einem wirksamen Mittel, die heilige Flamme der Liebe in den Herzen der Eltern zu bewahren, und dadurch die Kinder zu sichern vor dem Untergange.

Befördert aber wird jene Liebe dann auch selbst durch die dringenden Sorgen und Bemühungen, denen die Eltern um ihrer Kinder willen sich zu unterziehen haben. Denn das wissen wir ja doch, daß ein

*) 1. Kon. 3, 16 ff.

Gut uns immer um so theurer sey, je größer der Aufwand von Zeit und Vermögen und Aufmerksamkeit war, den die Erhaltung desselben erforderte. Und was müssen nicht Eltern es sich kosten lassen, um ihre Kinder zu versorgen, zu bewachen, und glücklich hindurchzuführen durch die Menge von Krankheiten, denen sie ausgesetzt sind in der ersten Entwicklungszeit ihrer Kräfte! Wie lange müssen sie ein so zartes, holdes Wesen heben und tragen und einwiegen, ehe es auch nur zu einem klaren Bewußtseyn seiner selbst und seiner natürlichen Bedürfnisse gelangt! Wie oft müssen sie die Ruhe ihrer Tage und ihrer Nächte aufopfern, bevor es ihm auch nur möglich ist, seine Wünsche auszudrücken, oder nur einigermaßen sich selbst zu helfen! Und in welcher Angst schweben sie, wenn sie irgend eine Gefahr ihm drohen sehen! Wie klopfet ihr Herz bei jedem unsichern Schritte seiner Füße! Wie sind ihre Arme ausgebreitet, es aufzufangen bei seinem Straucheln! Wie rennen sie hervor, wenn sie es weinen hören oder sein Jammergeschrei vernehmen! Und wie viele, die kaum fähig zu seyn scheinen, sich selbst ihres Lebens Unterhalt zu verschaffen, arbeiten mit rastloser Anstrengung bis in die späte Nacht hin, um auch noch einer Schar von Kindern ihren nothdürftigen Unterhalt zu bereiten, oder sich die Mittel zu erwerben, das eigentlich Menschliche in ihnen immer mehr herauszubilden! Ja, wenn sie der einen Art von Sorgen schon überhoben sind, so tritt meist wieder eine andere Art derselben an die Stelle. Sie sind reicher an Erfahrung, als die Kinder. Sie wissen: es giebt Verführer. Darum zittern sie für die Unschuld der Verführbaren. Es giebt Betrüger. Darum zittern sie für das Schicksal der Leichtgläubigen, die den Weltlauf noch nicht kennen, und oft die glatte Rede für eine treuherzige,

das Flittergold für wahres Gold halten. Und folglich beharren die Eltern in einem Zustande von vielen und mannichfachen Besorgnissen und Mühseligkeiten oft eine lange Reihe von Jahren hindurch. Warum mag doch wohl Gott eine solche Veranstaltung getroffen, warum mag er wohl in das Elternleben so viele Bitterkeit gemischt haben? Es scheint widersinnig zu seyn, wenn wir unter seinen Zwecken insbesondere auch diesen bemerken: damit die Anhänglichkeit der Eltern an ihre Kinder recht groß und stark bleiben möchte. Und doch ist das keinesweges widersinnig. Die Kinder sollten den Eltern als vorzüglich sauer erworbene Güter erscheinen. Sie sollten eben dadurch in ihren Augen einen Werth erhalten, der den Werth anderer Erdengüter weit übersteige. Ruben wußte darum auch seinem ängstlichen Vater die Versicherung, daß er sich Benjamins ernstlich annehmen werde, nicht feierlicher zu betheuern, als indem er seine eigenen beiden Söhne ihm als Unterpfänder darbot. Du magst ihnen das Leben nehmen, sprach er, wenn ich ihn dir nicht wieder bringe. Einer noch strengern Bestrafung seiner Wortbrüchigkeit glaubte er unmöglich sich unterwerfen zu können. Seine Söhne waren ihm Güter, deren Aufopferung ihm wichtiger schien, als jede andere. Und Jakob selbst? — Ach, ein namenloses Gefühl durchdringt unser Herz, wenn wir uns hineindenken, in die Lage dieses alten Mannes. Da sah er vor sich die Kornhaufen aus Aegypten. Abgeholsen war dem Mangel, der ihn und die Seinigen gedrückt hatte. Und doch schwand jeder frohe Gedanken daran vor dem Gedanken an seine Kinder. Nur diese waren es, die seine Seele beschäftigten. Joseph, Simcon, und nun auch Benjamin — o welche Rücksicht verdienten in Vergleichung mit ihnen alle jene Kornhaufen? Wie vermochte ganz Aegypten ihm

Reche, Betehrungen I.

seiner Kinder Verlust zu ersehen? Endlich aber mußte er dennoch sich entschließen, einzuwilligen auch in Benjamins Abreise dorthin. Juda sprach zu ihm: Laß nur den Knaben mit uns ziehen, damit wir am Leben bleiben, und nicht Hungers sterben, wir und du und unsere Kinder. Das Wort ergriff ihn. „Meine Kinder und Kindeskinde werden des Hungertodes sterben.“ Den Gedanken konnte sein Vaterherz nicht ertragen. Um der gewissen Gefahr auszuweichen, durfte er die ungewisse nicht länger fürchten, die seinem jüngsten Sohne zu drohen schien. Er fügte sich in die traurige Nothwendigkeit. Muß es durchaus also seyn, sprach er, so sey es! aber er fügte sich nur — aus Anhänglichkeit an seine Kinder. Ist es denn nicht einleuchtend, daß, nach der Anordnung des Allweisen, selbst in der herbern Seite des Elternstandes eine Quelle jener Anhänglichkeit liege? —

II. Laßt uns indessen nun auch die angenehmere Seite dieses Standes hervorrücken! Laßt uns der reinen Freuden gedenken, die den Eltern die wahrgenommene Entwicklung der Kinder bereitet, und der erheiternden Hoffnungen, zu welchen sie durch ihre Kinder berechtigt werden; und auch da werden wir jene Anhänglichkeit gegründet finden.

Die Entwicklung der Kinder ist ihr Empordringen zur Menschenwürde. Auf ihrer äussern Gestalt allein beruhet hier nur sehr wenig. Was aussteht, wie ein Mensch, das ist darum noch nicht ein Mensch. Dieser kann sich nur offenbaren durch einen menschlichen Geist und ein menschliches Herz, und in den Kindern ruht beides anfangs noch im Verborgenen, beides ist anfangs noch eine verschlossene Knospe. Aber die Knospe entfaltet sich; und blühet auf. Welch ein wonnereicher Anblick für liebevolle

Eltern! Nun erst sehen sie: es beginnt ihr Menschenleben. Nun können sie sagen: da sind Wesen hervorgetreten, die uns gleich werden. Nun bemerken sie, daß in ihnen sich ihre eigene gottähnliche Natur wiederhole. Welch eine geisterhebende, herzergreifende Vorstellung für sie! Das erste Lächeln, das erste Lallen, die ersten Aeußerungen des Verstandes und des sittlichen Gefühls, die ersten Proben körperlicher Kraft und Gewandtheit — Welch ein anziehendes Schauspiel! Wahrnehmen, wie die heitern Züge der Unschuld und der Gutmüthigkeit in dem Antlitze der zarten Geliebten immer sprechender werden, wie ihre Fähigkeiten sich in immer mannichfaltigern Erscheinungen offenbaren, wie die Funken aus der Lichtfülle Gottes in ihrem Innern so nach und nach hervorstrahlen, wie ihre Begriffe, anfangs noch so mangelhaft, so unvollständig, so verworren, und auch so stammelnd, so unrichtig ausgedrückt, allmählig an Umfang, an Klarheit, an Ordnung und Bestimmtheit gewinnen, wie ein Gedanke sich immer wieder anschließt an den andern, ein Urtheil wieder mehr Scharfblick verräth, als das andere — wahrnehmen, wie sie mit jeder Kleinigkeit so leicht zufrieden sind, wie schon ein unbedeutendes Geschenk ihnen so große Freude macht, wie so bald etwas Unangenehmes bei ihnen in Vergessenheit sinket, wie so kindlich sie ihren Eltern lieblosen und vertrauen, wie so anspruchlos sie sich unterhalten mit ihren Gespielen, wie so offen und unbefangen sie ihres Herzens Meinung aussprechen — o wo wären die murrstinnigen Eltern, die dies alles wahrnehmen könnten, ohne sich hingezogen zu fühlen zu ihren Kindern? Und wenn sie dann erwägen, daß vorzüglich sie selbst es sind, von denen jene Entwicklung derselben abhängt, daß sie selbst es sind, welche auch mittelbar durch andere Lehrer ihre Fortbildung befördern, daß

sie folglich in ihren Kindern sich gleichsam einen kleinen Staat gründen, in welchem sie selbst den höchsten Rang haben, und einem größern Staate auf Erden brauchbare Mitglieder liefern — wie leicht reget sich dann in ihnen auch ein gewisses Selbstgefühl, das sie erfreuet und erhebet, und doch zugleich ihre Anhänglichkeit an die Kinder wieder begünstiget! Sogar der ärmste Vater dünkt sich hier als ein Reicher, der durch seine wohlerzogenen Kinder sich verdient macht um die Menschenwelt. Sogar der Niedrigste, der sonst vielleicht überall nur gehorchen muß, dünkt sich hier als ein Herr, der doch wenigstens über seine Kinder zu gebieten, und in Hinsicht auf sie nicht Andern, sondern nur seinem eigenen besten Wissen und Gewissen Folge zu leisten hat. Auch Jakob war dieses Vorrechts sich bewußt, und er suchte es geltend zu machen. Nein, sprach er zu seinen übrigen Söhnen, Benjamin soll nicht mit euch ziehen nach Aegypten. Alle zwar waren sie nach der damaligen Sitte des Hirtenlebens auch als Männer und als Väter eigener Familien noch abhängig von ihm. Er, ihr Stammvater, war auch ihr Befehlsggeber, ihr Richter und Oberhaupt, und nur mit seiner Genehmigung durften sie ihre Reisen antreten. Allein Benjamin, als der jüngste, stand doch noch unter seiner nähern Leitung. Ueber ihn hatte er noch eine doppelte Gewalt; denn die Entwicklung desselben war noch nicht vollendet, und ihm, dem Vater, kam es zu, sich damit zunächst zu beschäftigen, und auch die Annehmlichkeiten, die sie gewähren konnte, daraus hervorzuziehen. Finden wir denn nicht hier überhaupt wieder neue Gründe jener Anhänglichkeit der Eltern an ihre Kinder? Wird sie uns nicht leicht erklärbar, wenn wir bedenken, daß die Eltern mit ihren Kindern ein kleines Freudenreich verlieren, welches von ihnen gestiftet

ward, und in welchem auch sie nur zu regieren hatten?

Dazu kommen aber dann auch die erheiternden Hoffnungen, zu welchen sie durch ihre Kinder berechtigt werden. Immer schweben diese Hoffnungen mehr oder weniger klar vor ihrer Seele. Das Thier verläßt seine Jungen, sobald sie sich selbst ihre Nahrung suchen können, oder diese heben nun alle Verbindung mit ihren Alten auf. Sie zerstreuen sich, von ihrem Naturtriebe geleitet, unter andere Wesen ihrer Art, und kennen kein Gesetz, das sich auf ein besonderes Verhältniß zwischen Vorfahren und Abkömmlingen bezöge. Aber der Bund zwischen Eltern und Kindern unter den Menschen geht über die Gränzen des sinnlichen Bedürfnisses hinaus. Es ist ein Bund, den die Herzen geschlossen haben, und den auf Seiten der Kinder die Dankbarkeit immer heilig halten soll. Welche schöne Aussicht also eröffnet sich hier für gute Eltern! Haben diese es niemals fehlen lassen an der Sorgfalt, die das Erziehungsgeschäft fodert, sind sie jederzeit bemüht gewesen, ihre Kinder nicht nur vor äußerer Kränklichkeit und Gebrechlichkeit möglichst zu sichern, sondern auch das wahrhaft Menschliche im edelsten Sinne des Wortes ihnen anzubilden, ist ihnen keine Aufopferung zu theuer geworden, um die jungen Weltbürger nach und nach immer fähiger und geneigter zu machen zur Beförderung ihres Lebenszweckes — mit welchen freudigen Erwartungen dürfen sie dann der Zukunft entgegengehen! O bedenket das doch mit aller Kraft eures Geistes, ihr treuen Väter und Mütter! Gibt es wohl irgend eine Vorstellung, die noch mehr Reize für euch haben könnte, als diese? Sehet! Ihr habet euren Kindern Gelegenheit verschafft, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, deren sie zum Fortkommen durch das Gedränge des Lebens bedürfen, ihr habet Die-

derjün, Freundlichkeit, Bedachtsamkeit, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Wahrheitsliebe, Unverzagtheit und andere Tugenden auf sie fortgepflanzt, ihr habet sie angehalten zur Thätigkeit, zur Häuslichkeit, zur Ordnung, zur Reinlichkeit, zur Mäßigkeit, zur Dienstfertigkeit, zur Sittsamkeit in ihrem Betragen, ihr habet ihnen Ehrfurcht vor Gott, Liebe zur Religion, Ernst bei dem Gedanken an das Ewige eingefloßt. O was werden sie nun einst euch seyn und leisten, wenn sie mehr Erfahrung haben, wenn ihre Schultern stark genug sind, manche Bürde des Lebens an eurer Statt zu übernehmen, wenn sie die Kraft empfinden, euren eigenen sinkenden Kräften zuzueilen mit Rath, Trost und Hilfe! Was werden sie euch erndten lassen im Herbst eurer Tage von den mannichfaltigen Wohlthaten, die ihr ausgestreuet habt unter ihnen! Ein Freund nach dem andern stirbt neben euch dahin — eure Kinder sind euch die nächsten, treuesten Freunde. Das Alter beuget euch einst nieder — eure Kinder sind euch zu Stützen bestimmt; sie sollen aufrecht erhalten euer mattes Haupt, damit ihr ruhig emporschauen könnt zu eurem himmlischen Vaterlande. Und wenn dann endlich euer Haupt sich neigen muß, und die Lieben um euch her mit thränenvollen Augen die eurigen brechen sehen — o dann nahet sich euch ein Friedensengel in dem Gedanken; auch nach unserm Tode noch wirken wir fort auf Erden durch den guten Geist, den wir unsern Kindern einhauchten, und eine paradiesische Gegend im Reiche unseres Vaters wird uns bald wieder mit ihnen vereinigen. Welche erheiternde Hoffnungen! Wer entdeckt nicht auch in ihnen einen festen Grund, auf welchem die Anhänglichkeit der Eltern an ihre Kinder ruhet? Wer findet es nicht überhaupt sehr erklärbar, warum fast alle Eltern für ihre Kinder mit den stärksten

Gefühlen ihres Herzens, und oft auch wohl partheiisch, eingenommen sind? Wer nennet es nicht eine Aeußerung der unentstellten Menschennatur, wenn ein Hiob in die Schilderung seines vormaligen beglückten Zustandes insbesondere auch den Zug einmischet: „Da der Allmächtige noch mit mir war, und meine Kinder um mich her?“ *). Wer gesteht nicht, daß der gewaltige Schrecken, den ein grausames Kriegsheer verbreitet, kaum kräftiger bezeichnet werden könne, als in den Worten des Propheten: „Selbst die Väter werden sich nicht umsehen nach den Kindern, so verzagt werden sie seyn?“ **) Und wer ist nicht geneigt, den als einen empfindungslosen Unmenschen zu betrachten, der es für überspannte Empfindsamkeit oder für weibische Zärtlichkeit erklären könnte, daß jener gute Greis, der, als er alle seine Söhne, den geliebten Benjamin nicht ausgenommen, nach Aegypten dahinziehen lassen, und dem vermeintlich harten Manne daselbst preisgeben mußte, mit Wehmuth andrief: „Ich muß seyn, wie einer, der aller seiner Kinder beraubt ist?“ Immerhin mochte seine Furchtsamkeit grundlos seyn; er wußte das doch nicht, und — sein Vaterherz sprach hier nur seine liebevolle Natur aus.

Aber eine Bemerkung muß ich nun doch noch hinzufügen. Sie betrifft euch, die ihr noch Eltern habet. Ihr sehet, wie viel ihr ihnen werth seyd. Auch euch ist gezeigt worden, auf welchen natürlichen Gründen ihre Anhänglichkeit an euch beruhe. Wie ist es denn nun wohl jemals möglich, euch zu entschuldigen, wenn ihr durch unkindliches, gesetzwidriges, schändliches Verhalten die Natur ihres Herzens gewissermaßen verdrehet und verunstaltet, wenn ihr

*) Hiob 29, 5. **) Jer. 47, 3.

eure Pflichtvergessenheit so weit treibet, daß sie euch nicht mehr lieben können, daß sie euch hassen, euch verachten, euch von sich stoßen, oder wenigstens mit Kälte, mit Gleichgültigkeit auf euch hinsehen müssen? Jakob machte seinen Söhnen den Vorwurf: warum habet ihr das mir zu Leide gethan, dem Manne in Aegypten zu sagen, daß ihr noch einen Bruder hättet? Aber der Vorwurf rührte aus einem Irrthum her, den nur sein Schmerz erzeugte. Mit vollem Rechte konnten sie sich vertheidigen. O was werdet ihr empfinden, wenn euch eine solche Vertheidigung nicht möglich ist! Wie werdet ihr einst vor Gott erscheinen, wenn eure Eltern euch fragen können: warum, ach, warum habet ihr so viel Herzeleid uns zugefügt? uns, die wir doch so treu für euch gesorgt, so oft euch Ruhe und Bequemlichkeit aufgeopfert, so willig euch von unserer Liebe die mannichfaltigsten, die unverdächtigsten, die bedeutendsten Proben gegeben hatten? Warum habt ihr unsere schönsten Erwartungen betrogen, unsere rechtlichsten Ansprüche verhöhnt, und uns, die wir euch einführten ins Leben, den lebensverkürzenden Gram ins Herz geworfen? Mit Kummer sind wir hinabgefahren in die Grube — mit Kummer sehen wir nun euch erbeben am Throne des ewigen Richters.

Gott im Himmel! Bewahre die Eltern vor diesem erschütternden Schmerze! Bewahre die Kinder vor dieser unauslöschlichen Schande!

Keine Jammerthräne rinne
Von der Eltern Wange nieder,
Durch der Kinder Schuld erpreßt!
Jenseits dieses Reichs der Sinne
Wart' auf alle, alle wieder
Eines neuen Bundes Fest!

Druckfehler im ersten Theile.

- S. 6. v. u. 3. 11 muß er wegsfallen.
S. 9. v. u. 3. 14. l. ihr erwartete st. ihrer wartete.
S. 32. 3. 12. l. Wer st. der.
S. 44. v. u. 3. 13. l. Beleidigung st. Beleidung.
S. 55. v. u. 3. 11. l. Brüder st. Gebrüder.
S. 69. fehlt die Nummerung: *) Ps. 5, 13.
S. 101. v. u. 3. 4. l. Kalt st. alt.
S. 104. 3. 16. l. daß es st. daß er.
S. 120. v. u. 3. 13. l. Körbe st. Körben.
S. 131. 3. 1. l. Leistete st. eistete.
S. 139. v. u. 3. 5. l. reine st. rechte.
S. 145. v. u. 3. 15. l. Fahre st. Fahren.
S. 163. 3. 1. l. ein fremdes st. fein remdes.
S. 172. v. u. 3. 7. l. solchen st. olchen.
S. 220. v. u. 3. 3. l. ungünstiges st. ungüftiges.
S. 223. v. u. 3. 5. l. Lebens st. Leben.
S. 228. v. u. 3. 5. l. Sicherung st. Sicherheit.
S. 242. 3. 16. l. Kleinen st. Keinen.
S. 247. v. u. 3. 6. muß seine wegsfallen.
S. 249. v. u. 3. 14. l. Paß st. laßt.
S. 257. v. u. 3. 5. l. frohe Gedanke st. Gedanken.
S. 264. v. u. 3. 13. l. lebenverkürzenden st. lebensverkürzenden.
-

In demselben Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben :

- R o s s e l, F. P., Sprachlehrliches Lesebuch 20ste Auflage. 16 Hest.
(Lautlehre.) 8°. à 2 gGr. oder 2½ Sgr.
— — 26 Hest. (Wortlehre.) 8°. à 4 gGr. oder 5 Sgr.
— — 36 Hest. (Satzlehre.) 8°. à 4 gGr. oder 5 Sgr.
— — Real-Buch für Elementar- und Bürgerschulen und
die untern Klassen der Gymnasien. 20½ Bogen.
Lexicon-8°. à 10 gGr. oder 12½ Sgr.
— — Satzlehre für Lehrer. 9 Bg. gr. 12. à 12gGr. od. 15Sg.
— — 12 Wandtafeln zum ersten Lesebuch. Fol. à 1 Thlr.

Deutschmann, R., Grundzüge der Erdbeschreibung, für die un-
tern Klassen der Gymnasien und höhere Bür-
gerschulen 12°. à 12 gGr. oder 15 Sgr.

(In Parthien sind vorstehende Schulbücher bedeutend billiger.)

Jugend- und Volksbibliothek. 18°. 1tes Hest. à 3¼ Sgr.

Unter der Presse ist :

R o s c h ü c k, (Franz Kaplan) Kathol. Gebetbuch. 8°.

— Dasselbe gebunden in halben Safian.

Nachen den 1. August 1834.

P. R o s c h ü c k & C o m p.

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN Color Control Patches

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black

allen Buchhandlungen
e Auflage. 16 Hefte.
er 2 1/2 Egr.
4 gGr. oder 5 Egr.
4 gGr. oder 5 Egr.
10 Bürgerschulen und
assen. 20 1/2 Bogen.
2 1/2 Egr.
2. à 12gGr. od. 15 Egr.
buch. Fol. à 1 Thlr.
reibung, für die un-
ten und höhere Bür-
gr. oder 15 Egr.
euentend billiger.)
1/4 Egr.
3°.
& Com p.

